sind, erzeugt worden; daß man also den Menschen als einen Extract, oder als den Kern von verschiedenen Thieren ansehen kann, welche denn, und zwar ein jeder für die Erhaltung der Seinigen Sorge getragen. Aus dieser seltsamen Meynung fliesset, daß ein Politicus von einem Fuchse und von einer Schlange, ein Procurator von einem Papagoy und einer Alster, ein Grammaticus von einem Ziegenbock und einer Gans, ein Kriegsheld von einem Tieger und einer Löwin, ein Seemann von einem Dorsch und einer Auster, u. s. w. erzeugt worden. Ja meine Metamorphosin, oder die Verwandelung der Thiere in Menschen, wird auf solche Art ganz wahrscheinlich, und man kann solche eben so gut, als die Theogonie des Hesiodus, anführen. Die Meynung jenes Mannes in der Comödie von seiner wankelmüthigen Frau wird gleichfalls dadurch glaubwürdig, indem derselbe dafür hielte, daß seine Frau ein Extract von verschiedenen ehrbaren und flüchtigen Thieren sey. Ich bin 2c.

Der ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Man kann keinen größern Beweis von dem thörichten Hochmuthe der Menschen geben,

ben, als wenn dieselben sich die eitele Vorstellung machen, daß das unermeßliche Weltgebäude allein um ihrentwillen gemacht worden. Ein armer Bürger zu Athen bildete sich ehedem ein, daß alle Schiffe, welche in den Häfen der Stadt einliefen, ihm zugehörten, und man urtheilte mit recht daraus, daß es in seinem Kopfe nicht recht richtig seyn müste. Was soll man aber denn wohl von den Menschen urtheilen, welche in Absicht auf das große Weltgebäude nicht anders als einige elende und schwache Würmer angesehen werden können, die auf einen kleinen Klumpen herum kriechen, wenn dieselben sich einbilden, daß die unermeßliche Schöpfung bloß um ihrentwillen da sey. Man kann unsre Väter in diesem Stücke einiger maßen entschuldigen, weil dieselben keinen rechten Begrif von der Welt hatten, sondern meynten, daß die Erde den größten Theil der Schöpfung ausmachte, daß die Sonne wie Amak oder Salthom beschaffen sey, und daß die Sterne einige kleine Blumen wären, welche zum Zierrath an das Firmament gesetzet worden. Nachdem man aber die Sternkunde so sehr erweitert, und durch die Ferngläser eine weit richtigere Erkenntniß von allem erlanget, so ist man auch überzeuget worden, daß ein jeder Stern eine Sonne sey, und eine jede Sonne eine Million mahl größer als die Erde seyn könne. Wir sehen mit unsern Augen unzähliche Sterne oder Welten, durch die Ferngläser aber entdecken wir noch unzählich mehrere, und dadurch wird die Schöpfung für uns unendlich,

ja so groß, daß es fast der Vernunft unbegreiflich fällt, wie ein unendlich kleiner Raum, als den unsre Erde einnimmt, noch die Regierung Gottes auf sich ziehen könne, wenn wir uns nicht Gottes Unendlichkeit und Unermäßlichkeit vorstellen. Wenn jemand von diesem allen überzeuget ist, und nichts destoweniger noch den alten Irrthum heget, kann man von einem solchen Menschen wohl gelinder urtheilen, als von dem Don Quixot, welcher glaubte, daß alle Riesen der Welt, ja alles, was sich bewegte, bis auf die Windmühlen, eine Offensiv-Allianz gegen ihn geschlossen hätten. Das eine ist so lächerlich und ungereimt, als das andere. Bildet man sich nicht oft ein, daß Sonne, Mond und Sterne eine Veränderung leiden, und verfinstert werden, wegen geringer Begebenheiten, die sich auf unsrer Erdkugel zutragen, und daß die Cometen den Tod vornehmer und großer Leute, oder andre widrige Begebenheiten, verkündigen. Dergleichen thörichte Urtheile höret man nicht nur von dem gemeinen Pöbel, sondern man trift sie auch in den besten historischen Schriften an. Wie eben zu der Zeit, da der Cardinal Mazarin in den letzten Zügen lag, ein Comet erschien, so muste es heissen, daß dieser Comet den Tod gedachten Ministers anzeigte, wodurch der Cardinal selbst bewogen ward, zu den Umstehenden lächelnd zu sagen: Cette Comete me fait trop d' honneur. Vielleicht verleitet die Vergleichung, welche die Menschen zwischen sich und den unvernünftigen Thieren anstellen, die

ersteren zu einem solchen thörichten Hochmuthe; indem sie sich, wenn sie die Thiere neben sich betrachten, mit größern Augen ansehen. Vielleicht aber hegen die Thiere, wenn sie ihren eigenen Zustand betrachten, (denn wer weiß, wie weit sich ihre Ueberlegungskraft erstrecket) eben so hohe Gedanken von sich selbst, und glauben, daß die Menschen um ihrentwillen erschaffen worden. Ich will nicht von den edelsten Thieren, als von den Löwen, Elephanten, Adlern, und dergleichen, reden, bey denen die Menschen, allem Vermuthen nach, sehr verächtlich sind. Ein Löwe kennet seine Stärke, und siehet oft, wie sich eine ganze Anzahl Menschen vor ihm verkriechet. Ein Elephant, der mit seinem Rüßel bisweilen ganze Glieder in einem feindlichen Kriegsheer zu Boden schlägt, muß nothwendig auf seine Gestalt und natürliche Kräfte stolz seyn. Ein Adler, ja ein jeder andrer Vogel, wenn er die Menschen so wohl als andre Thiere langsam auf der Erde fortkriechen siehet, betrachtet solche vielleicht auf eben dieselbe Art, als wie wir die Schnecken und Maulwürfe betrachten, und hält sich wegen seines Flugs für das herrlichste Geschöpf unter allen, und bildet sich ein, daß ihm die Herrschaft so wohl auf der Erde, als auf dem Meer, und in der Luft zugehöre. Ich will nur die geringsten Thiere in Erwegung ziehen. Ein Schwein z. E. welches für das verächtlichste unter allen Thieren gehalten wird, kann durch verschiedene Betrachtungen auf eben denselben Hochmuth verfallen. Es siehet, daß die Sonne alle

Morgen

Morgen aufgehet, es fühlet die Wärme derselben, und wird durch ihre Strahlen erquicket. Kann es sich denn auch nicht einbilden, daß diese tägliche Aufwartung bloß zu seinen Diensten veranstaltet worden? Es kann die Sorge, welche die Menschen zu seiner Nahrung anwenden, als eine Dienstbarkeit ansehen, und einen jeden Hirten für einen Bedienten halten, der bey einer Creatur ex gente porcia in Diensten stehet. Zwar könnte ein Schwein, wenn es ein andres Thier von seiner Art von den Menschen zur Schlachtbank ziehen siehet, daraus den Schluß machen, daß es den Menschen unterworfen sey. Vielleicht aber bildet sich dasselbe auch ein, daß dieses bloß von einem Streite herrühre, der zwischen andern Schweinen und den Schlächtern entstanden, und daß die Sache ihm nicht angehe: Denn man merkt nicht, daß jemahls ein Schwein durch eine solche Execution unruhig gemacht worden, oder dadurch in die geringste Furcht oder Bekümmerniß seines eigenen Lebens halber gerathen sollte. Es sind also solche Exempel ihnen und andern Thieren bey weiten nicht so fürchterlich, als den Menschen, welche desfalls in einer beständigen Furcht leben, und unglückliche Zufälle besorgen. Wollte man etwa sagen, daß man daraus die Unachtsamkeit der Thiere abnehmen könnte; so dienet dieses doch auch zu gleicher Zeit zu einem Beweise, daß die Thiere in diesem Stücke glücklicher als die Menschen sind, indem die Furcht wegen eines bevorstehenden Unglücks härter als das Unglück selbst ist. Gesetzt aber

 auch,

auch, daß die Betrachtung der unvernünftigen Thiere fähig wäre, die Menschen zum Hochmuthe zu verleiten; so müssen dieselben doch nothwendig die hohen Gedanken fahren lassen, wenn sie das grosse und fast unendliche Weltgebäude betrachten, und ihre eigne Niedrigkeit und Unwürdigkeit damit in Vergleichung stellen. Daß aber die Menschen darauf nicht denken, solches erhellet nicht nur aus der Verachtung, womit sie die Thiere ansehen, sondern welche sie auch selbst gegen einander blicken lassen. Die grossen irdischen Monarchen bedenken nicht, daß sie mit den geringsten Hirten einerley Ursprung haben, eben wie dieselben auf die Welt gekommen, und auf gleiche Art auch wieder von dem Schauplatze dieser Erden abtreten werden. Ein Alexander, welcher die übrigen Menschen wie die geringsten Würmer ansiehet, muß sich von einem Seeräuber vorsagen lassen, daß kein andrer Unterscheid unter ihnen befindlich sey, als daß der eine eine Schifsflotte, der andre aber nur ein einziges Schif zu seinem Befehl habe; übrigens aber wären sie beyde Freybeuter. Die so genannten Reichen verachten die Armen, und der Adel glaubt vornehmer zu seyn als diejenigen, welche nur bürgerlichen Standes sind. Charles de Gonzague schrieb den Rittern seines neuen Ordens folgenden Eyd vor: **Ich schwere bey Gott, und meinem alten Adel.** Alles, worauf die Menschen stolz sind, ist nichts anders, als ein Schatten, welcher grösser als der Leib zu seyn scheinet, und doch, wenn man alles genau überleget

get, wie ein Rauch verschwindet. Alexander muste in seinen besten Jahren davon; und die grosse Macedonische Monarchie hatte zuletzt ein solches Ende, daß der letzte von seinen Nachfolgern, Perseus, ein Sklave ward, und dessen Sohn sich mit Schreiben in Rom ernährte. Lucianus vergleicht die Menschen mit den Wasserblasen von dem Schaum, den die Heftigkeit des Stroms verursachet, von denen einige klein sind, andre aber durch den Untergang der übrigen immer grösser werden, bis sie endlich selbst zerplatzen. Montagne sagt: „Es ist kein Wallfisch, kein Elephant, kein Crocodill, oder ein andres grosses „oder edles Thier nöthig, einen Menschen zu tödten. Ein viel geringeres Thier kann der Dictatur „und dem Regiment des Sylla ein Ende machen. „Das Leben eines grossen Siegers ist nur wie eine „Frühkost für eine Made anzusehen. Und gesetzt, „daß das Leben durch diesen oder jenen Zufall nicht „verkürzet wird, währt denn das Leben der Menschen auch, wenn es am höchsten steigt, wohl „länger, als bis man eine Hand umwendet? Plinius sagt ganz recht: „Wenn wir von unserm „Leben die Zeit absondern, die der Schlaf zum „Tode macht, und die Gram und Bekümmerniß „noch ärger und betrübter als den Tod machen; so „kann man von einem betagten Manne sagen, daß „er nicht älter als ein Kind geworden.“ Und damit stimmt auch Martialis überein:

At nostri bene computentur anni,
Et quantum tetricae tulerunt febres,
Aut languor grauis, aut mali dolores
A vita meliori separentur,
Infantes sumus, & senes videmur.

Ich bin ꝛc.

Der zwey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin Ihnen für das mir zugesandte Buch gar sehr verbunden, welches von den verschiedenen Meynungen in allen Arten der Wissenschaften handelt. Der Verfasser hat darinn viele Proben von seiner grossen Belesenheit gegeben, und die Schrift ist überhaupt sehr nützlich. Ich finde dieses einzige nur daran auszusetzen, daß der Verfasser auch in den allerwichtigsten und schwersten Materien mit einer gar zu grossen Dreistigkeit urtheilet, wodurch er zu erkennen giebt, daß er die meisten Dinge nicht genau genug eingesehen, in welchem Stücke er aber verdient entschuldiget zu werden, weil man solches in einem Werke von solcher Weitläuftigkeit nicht erwarten kann. Ich könnte hiervon verschiedene Beyspiele anführen. Ich will es aber bloß bey dem einzigen Argument

gument bewenden lassen, wodurch er diejenigen zum Stillschweigen zu bringen gedenket, die an der Immaterialität der Seelen zweifeln. Ich übergehe dasjenige, was Locke und andre neuere Weltweisen hievon geschrieben haben, welche es für verwegen halten, daß man Gottes Allmacht einschränken, und behaupten wolle, daß es ihm unmöglich gewesen, eine unvergängliche Materie zu erschaffen. Ich will nur die Metaphysische Schwierigkeit berühren, welche von dem la Chambre und andern angeführet wird, und zeigen, wie unser Verfasser den Knoten aufzulösen gesucht hat. La Chambre urtheilet folgendergestalt hiervon. „Alles, was Gränzen hat, muß auch eine Ausdehnung haben. Wer da sagt, daß ein Ding eingeschränkt ist, der sagt auch, daß dasselbe seine Extremitäten habe. Man kann sich aber von einer Extremität keine Vorstellung machen, wo nicht eine Ausdehnung vorhanden ist, wodurch dieselbe geendiget wird. Und gesetzt, daß diese Ausdehnung von einer andern Beschaffenheit ist, als die Ausdehnung der Materie, so ist es doch eine Ausdehnung.“ So urtheilet der la Chambre von dieser Sache, obwol die meisten Philosophen dafür halten, daß die Ausdehnung und Materie einerley sey, und man das eine ohne das andre nicht begreifen könne. La Chambre sagt ferner: „Die Ausdehnung der Seelen geschiehet nur mit den Gedanken. Sie kann nicht getheilet werden, weil die Seele an und vor sich selbst untheilbar ist. Weil die Geister sich von einem Orte zum andern

„und zwar auf eine solche Art bewegen, daß sie, „wenn sie, an einem Orte sind, nicht zu eben der-„selben Zeit auch an einem andern Orte seyn kön-„nen, so erhellet daraus, (seiner Meynung nach) „daß sie einige Ausdehnung haben müsten, und „weil sie einer Ausdehnuug fähig sind, so müssen „sie auch Theile haben. Denn wie man sich von „einem Dinge, welches seine Gränzen hat, ohne „die Ausdehnung keinen Begrif machen kann, so „kann man sich eben so wenig eine Ausdehnung oh-„ne Theile vorstellen, welche, wenn sie nicht würk-„lich da sind, doch als Virtuales müssen zugelassen „werden. Wenn also die Seele eine Ausdehnung „hat, so muß diese Ausdehnung auch ihre Extre-„mitäten haben, und diese müssen von einander „unterschieden seyn, denn sonst wäre es keine Aus-„dehnung. Wenn man dieses nicht zugeben will, „so verwirret man alles mit einander. Das ober-„ste würde zugleich das unterste, und das rechte, „das linke seyn. Daß man aber sagt, daß die „Seele untheilbar ist, solches rührt allein daher, „daß sie durch kein natürliches Mittel kann gethei-„let werden.“ So weit gehen die Gedanken und Sätze des la Chambre. Man sieht daraus, daß er der Seele eine Ausdehnung und gewisse Theile beylegt, ungeachtet er zu gleicher Zeit dafür hält, daß solche würklich nicht getheilet werden könne. Diese Meynung sucht der oben erwehnte Verfas-ser zu bestreiten, und er hat darinn Recht, daß die extensio virtualis, wie la Chambre sie nennet, et-was ist, das man nicht begreifen kann, weil eine

jede

jede Ausdehnung aus vielen Theilen bestehet, welche von einander unterschieden sind. Wenn er aber zeigen will, daß die Seele keine Ausdehnung oder Gränzen habe, so löset er dadurch den Knoten nicht auf. Denn er vermenget auf solche Art die Seele mit ihren Wirkungen, oder den Gedanken, und scheiut zu erkennen zu geben, daß dieselbe keine Localbewegung oder einen gewissen Ort habe, wo sie sich aufhält. Denn, wenn ihm von andern der Einwurf gemacht wird, daß die Seele dem Leibe von einem Orte zum andern folge, mithin eine Localbewegung haben müsse; so antwortet er, daß dieses bloß der Leib sey, und daß derselbe allein eine solche Bewegung habe; welches aber unbegreiflich ist, wenn man gestehet, daß der Leib die Seele von einem Ort zum andern mit sich führe. Locke urtheilet folgendergestalt hiervon. „Niemand kann sich einbilden, daß wenn er in „London ist, seine Seele zu eben derselben Zeit zu „Cambridge denken, und den Leib bewegen könne. „Ein jeder merkt vielmehr, daß seine Seele, weil „sie mit dem Leibe vereiniget ist, beständig auf dem „Wege von Cambridge nach London von einem „Orte zum andern fortgebracht werde, wie der „Wagen oder das Pferd fortgehet, dessen man „sich bedienet. Wenn man auch dieses noch nicht „begreiffen will, so stelle man sich die Trennung „der Seelen von dem Leibe durch den Tod vor, um „von einer solchen Bewegung überzeugt zu werden.“ Aber auch diese Schwierigkeit hebt unser Verfasser leicht. Er fället auch hierinn das Ur-

 theil

theil mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit, und sagt, daß es der Leib allein sey, welcher fortgebracht werde, und vermischt solchergestalt die Seele mit den Wirkungen derselben, oder den Gedanken. Wenn man der Seele die Localbewegung abspricht, und behauptet, daß dieselbe kein πȣ oder Einschränkung habe, so legt man ihr eine Allgegenwart bey, welche Gott allein zukommt. Man widerspricht auch auf solche Art der Erfahrung. Ich habe dieses alles nicht zu dem Ende angeführet, um die Ausdehnung der Seele zu bekräftigen, oder dieselbe zur Materie zu machen, sondern bloß, um zu zeigen, daß noch andere und stärkere Gründe erfordert werden, die Meynung der Materialisten zu bestreiten. Unser Verfasser verfährt ein wenig zu schnell in seinen Urtheilen, und will entweder die Steine des Anstosses nicht sehen, die ihm im Wege liegen, oder er sieht sie auch würklich nicht. Je tiefer man eine Sache einsieht, desto mehrere Schwierigkeiten trift man an, und desto bescheidener lernt man von sich selbst und von seinen Kräften urtheilen. Der Unterscheid unter einem mäßigen und unter einem gründlichen Weltweisen besteht darinn, daß der erste alles, der letzte aber nichts zu wissen glaubt. Ich bin ꝛc.

Der

Der drey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

In dem Briefe, welchen ich in dem abgewichenen Jahre an Sie abzulassen das Vergnügen hatte, erwehnte ich der Schwierigkeiten, welche uns bey den Seelen der Thiere aufstossen, und zeigte, daß solche den Cartesius veranlasset, alle Thiere zu Maschinen zu machen. Ich habe zu gleicher Zeit derjenigen Gründe Erwehnung gethan, womit man die Meynung des Cartesius angefochten, und auf welche Art dieselbe vertheidiget worden. Ich habe aber damals ein theologisches Argument anzuführen vergessen, dessen sich seine Freunde bedienen, und welches hierinn bestehet: „Wenn die Thiere Leben und „Empfindung haben, so streitet das Böse, was „sie leiden, und der Schmerz, den sie fühlen, „wider die Gerechtigkeit Gottes. Denn es stehet „fest, daß kein Unschuldiger unter einem so gerech„ten Richter, als Gott ist, leiden kann. Die „Strafe folgt allein auf die Sünde; die Thiere „aber können nicht sündigen, weil sie keinen freyen „Willen haben. Aus dieser Ursache haben einige „Hospitäler für die Thiere, nicht aber für die „Menschen aufgerichtet; weil die Menschen,

„wenn sie unglücklich sind, solches als eine Strafe ihrer Untugenden und Missethaten anzusehen „haben. Dieses aber kann von den Thieren nicht „gesagt werden, weil sie nicht sündigen." Durch dieses Argument lassen sich zwar einige Jansenisten nicht anfechten, weil sie dafür halten, daß solches nicht mit der Gerechtigkeit Gottes streite; indem sie den Menschen selbst keinen freyen Willen zustehen, und doch behaupten, daß die Menschen sündigen, und gestraft zu werden verdienen. Andre aber bemerken hierbey eine Schwierigkeit, welche nicht so leicht kann gehoben werden, und daher haben einige unter ihnen den Thieren Vernunft und Ueberlegung eingeräumet. Philo hat ein eignes Buch geschrieben, um dieses zu beweisen. Pormenides, Empedocles, Democritus und Anaxagoras haben eben dieselben Gedanken geheeget, und Plato hat gleichfalls den Thieren eine vernünftige Seele beygeleget. Ja einige von den alten Kirchenvätern selbst sind dieser Meynung beygethan. Lactantius sagt: „Wenn die Seelen „der Thiere nicht so vollkommen sind, als die See„len der Menschen, so kommen sie ihnen doch nahe. Und Augustinus läßt sich hierüber noch deutlicher heraus. Allem Vermuthen nach haben einige Kirchenväter diese Meynung deswegen angenommen, um das Leiden der Thiere mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinbaren; und vielleicht vertheidigen einige Gelehrte unsrer Zeiten ein gleiches aus eben derselben Ursache. Denn es heißt bey ihnen, was der Dichter sagt:

L'in-

L'innocence jamais ne connoit le Malheur,
Le crime à sur la terre amené la douleur.

Weil aber dennoch gegen die Vernunft und den freyen Willen der Thiere viele und wichtige Einwendungen gemacht werden; so hat Cartesius den Thieren alles Leben und alle Empfindung abgesprochen, und zwar, um theils ihre Bewegungen nicht mit den Seelen der Menschen zu vermengen, theils auch um den Einwurf zu begegnen, der daher wider die Gerechtigkeit Gottes kann entlehnt werden. Er hat indessen diese Lehre doch nicht zuerst aufgebracht: Denn verschiedene von den Alten, unter denen auch Aristoteles befindlich ist, haben bereits die Thiere zu bloßen Maschinen gemacht; und unter den neuern hat der bekannte spanische Arzt, Gomerius Pereira, eben dieselbe Meynung vertheidiget, welche nachher von dem Cartesius erneuert, und weitläuftiger ausgeführt worden. Einige meynen, es sey nicht nöthig, auf einen solchen paradoxen Satz zu fallen, und die Schwierigkeit auf eine solche Art zu heben. Sie meynen, das bloße Gefühl könne kein Leiden verursachen, wo dasselbe nicht durch die Vernunft und Ueberlegung begleitet werde; so wie niemand könne glückselig genannt werden, der sein Glück nicht zu erkennen wisse. Weil nun die Thiere weder voraussehen, noch urtheilen oder denken könnten, so könne man dieselben auch weder glücklich noch unglücklich nennen. Ich überlasse es andern, hierüber zu urtheilen. Ich meines Theils kann

die Sache nicht anders begreifen, als daß die Thiere allerdings leiden, insonderheit, wenn die Schmerzen lange anhalten. Denn man bemerkt bey ihnen eben dieselben Kennzeichen, welche die Menschen bey ihrem Leiden von sich geben, und aus dieser Ursache ist in verschiedenen Gesetzen denenjenigen eine Strafe zuerkannt, welche die Thiere vorsetzlich quälen. Das theologische Argument erstreckt sich, meinem Bedünken nach, zu weit. Denn da die Thiere keine Erkenntniß von Gott haben, und auch nicht haben können, so kann man die Thiere nicht in der Maaße, wie die Menschen, für Unterthanen Gottes halten. Und daher ist dieses Argument, welches gegen die Gerechtigkeit Gottes gemacht wird, von keinem Gewichte. Ich bin rc.

Der vier und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie gestehen in ihrem leztern Schreiben die Schwierigkeiten, welche man allenthalben antrift, wenn man von dem Leben der Thiere urtheilet. Denn man mag entweder die Thiere für Maschinen ohne Leib und Seele halten, oder man mag ihnen Seelen beylegen, die nicht

mate-

materiell sind, so stellt man sich sehr gefährlichen Einwürfen bloß, man mag auch eine Meynung annehmen, welche man immer will. Sie werfen die Frage auf, ob man nicht einen Mittelweg ausfündig machen könne, um solche Abwege zu vermeiden? Einige Philosophen haben dieses versucht; und einige glauben es gefunden zu haben. Ich will mir die Freyheit nehmen, ihnen dasjenige mitzutheilen, was ein neuer Schriftsteller davon zu unsern Zeiten geurtheilet hat. Er sagt: „Die Thiere haben Leben und Empfindung, wie „die Menschen. Einige von ihnen haben auch feinere Organa als wir. Bey den Thieren ist das „allein die Materie, welche die Eindrücke annimmt. Bey den Menschen aber findet sich eine „Vernunft, welche alle die zerstreuten Eindrücke „vereiniget, und dadurch die Gedanken und die „Ueberlegung erzeuget. Bey den Thieren erwecken die Eindrücke eine Empfindung, aber nichts „mehr. Eine solche Empfindung, weil sie materiell ist, ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und kann sich also viele Dinge auf einmal „vorstellen. Es ist hiermit, wie mit dem Auge beschaffen, welches, weil es körperlich ist, viele „verschiedene Dinge auf einmal siehet. Die „Seele des Menschen aber, weil sie einfach ist, „kann nicht verschiedene Gedanken auf einmal haben. Das Fühlen ist in gewisse bekannte Gränzen, so wie der Leib, und alles was materiell ist, „eingeschränkt. Der Unterscheid unter dem Leben der Thiere und der Seele oder den Gedanken

des

„des Menschen, erhellet aus folgenden: Die See„le der Menschen wird durch Ueberlegung und „Nachdenken geleitet, sie bemühet sich, ihre Er„kenntniß zu erweitern, und strebet nach einem ge„wissen Ziel, nämlich nach der Glückseligkeit. „Die Thiere aber, ungeachtet sie feinere und stär„kere Sinnen haben, so gehen sie doch nicht weiter, „sondern bleiben in ihrer natürlichen Sphäre, z. „E. eine Spinne bleibt bey ihrem Gewebe, eine „Ameise bey ihrem gewöhnlichen öconomischen „Fleiße, eine Biene bey ihrem Honig, und ein „Castor bey seinem Hausbau ꝛc. Dieses Princi„pium von dem Leben und Gefühl, weil es bloß „materiell ist, so vergehet es mit der Materie, so „wie das Feuer verlöschet, wenn es keine Nahrung „hat.“ So urtheilet dieser Schriftsteller, und meynet dadurch einen Mittelweg ausgefunden zu haben, den man sicher annehmen könne. Weil aber der Schluß nothwendig also ausfallen muß, daß die Thiere keine Maschinen sind, und doch nichts als cörperliche Seelen haben, so widerleget er niemand als sich selbst, weil kein Mittel zwischen der Materie und dem Geiste vorhanden ist. Denn Hartsoekers Materia subtilissima, und anderer ihr vis activa, sind nur bloße Wörter, die nichts bedeuten, und eben so viel sagen wollen, als des Cartesii seine Materia subtilis. Man muß sich wundern, daß der Verfasser, der sonst überall ein rechter Orthodox in der Philosophie seyn will, hier der Materie eine solche Kraft beyleget, als bey den Thieren gefunden wird. Denn dar-

aus

aus fliesset die gefährliche Folge, daß die Menschen auch Antomata oder Maschinen seyn können, und der Unterscheid bestehet solchergestalt allein darinn, daß die Leiber der letzten künstlicher als der ersten organisiret sind. Cudworths natura plastica und Grews natura vitalis haben eben dieselben Schwierigkeiten bey sich. Man thut also am besten, wenn man in diesem Stücke behutsam zu Werke gehet, und bey solchen Umständen ein Geheimniß annimmt, welches auch die vernünftigsten Metaphysici gethan haben. Ich bin ꝛc.

Der fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ihr Collegium politicum auf dem Lande sich annoch wöchentlich versammle, und daß am nächst bevorstehenden Donnerstag verschiedene eingegebene Vorschläge in der Societät sollen untersuchet werden, welche die Ausbreitung der schönen Wissenschaften, insonderheit aber die Nahrung der Buchhändler, betreffen. Sie haben mir vier von diesen Vorschlägen zur Untersuchung zugeschickt, und verlangen von mir zu wissen, welchen unter allen ich für den nützlichsten und besten halte.

Mir gefällt keiner von allen, indem sie durchgehends mehr dahin abzielen, denen Skribenten Ruhm und einen eitelen Namen zu verschaffen, als die Nahrung armer und ehrlicher Buchhändler zu befördern. Ich nehme mir daher die Freyheit, meine unvorgreiflichen Gedanken der politischen Societät vorzulegen, und solche ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich finde vorläufig vor allen Dingen unumgänglich nöthig, die Decanate und Approbationen der Schriften gänzlich abzuschaffen. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Unglück das Wort Imprimatur, welches auf das erste Blatt der Bücher gesetzt wird, verursachet, und was für einen Nachtheil dasselbe der Nahrung der Buchhändler zugezogen, indem dadurch unzahliche nützliche Schriften in der Geburt erstickt werden. Ich verstehe unter den nützlichen Büchern diejenigen, welche die Buchhändler in Bewegung setzen, die ihren Handel ausbreiten, und ihre Küche versorgen, nicht aber solche, welche bloß allein auf eine eitele Gelehrsamkeit abzielen, die der gemeine Mann, der doch die Stärke des Landes ausmacht, nicht verstehet, und die deswegen insgemein zum größten Schaden des Buchhändlers aufgelegt werden, und endlich in den Buchläden verschimmeln. Die Welt ist gegenwärtig ohnedem schon so gelehrt, daß sie fast vor Gelehrsamkeit bersten möchte. Und daher haben Bürgermeister und Rath an verschiedenen Orten auch bereits die weise Verfügung getroffen, daß die Gelehrsamkeit sich nicht weiter ausbreiten kann, wor-

worinn sie den klugen Aerzten nachahmen, die ihren Kranken anrathen zu fasten, wenn sie merken, daß sie sich mit Essen und Trinken überladen haben. Meinem Bedünken nach muß man demnach zu allererst, und hauptsächlich darauf bedacht seyn, daß die gebräuchlichen Censuren und Approbationen der Schriften gänzlich abgeschaft werden; und daß man die Dierection über die neuen Bücher der hohen Schule abnehme, und solche den Buchhändlern allein übergebe, die am besten aus der Erfahrung urtheilen können, welche Schriften den Handel in Flor zu bringen, und ihre Nahrung sowol als die Nahrung der Papiermüller zu befördern vermögend sind. Denn weil die Welt mit so vielen gelehrten Werken bereits überhäuft ist, daß man keiner neuen mehr bedarf, so muß die Absicht des Bücherschreibens hinführo einzig und allein auf die Beförderung des Gewerbes und der Nahrung gerichtet seyn. Die Mitglieder ihrer politischen Gesellschaft wissen es am allerbesten, daß die Erweiterung des Handels die Stärke eines Landes ist, und daß es die Nothwendigkeit in einer Republik erfordert, daß so viele Buchhändler mit ihren Frauen und lieben Kindern wegen Mangel der Nahrung keine Noth leiden, und die Papiermühle, diese ansehnliche Manufacturen, nicht stille stehen mögen; welches aber zu befürchten ist, falls man diesem Uebel nicht beyzeiten vorbeuget. Dieses aber kann geschehen, wenn die Anstalt also getroffen wird, daß die Gelehrten, welche bisher aus bloßer Ruhmbegierde

Bü=

Bücher geschrieben, hinführo für einen billigen Preis Secretairs und Schreiber bey den Buchhändlern abgeben, und in Zukunft nicht mehr schreiben, was sie selbst wollen, sondern was ihre Principalen für gut finden, und zur Beförderung des Handels am zuträglichsten erachten. Es ist zwar damit bereits an verschiedenen Orten ein guter Anfang gemacht; allein die Sache ist doch noch nicht durchgehends dahin gediehen, wie man wohl gewünschet hat. Hiernächst wünschte ich auch, um zu verhindern, daß ein Buchhändler dem andern seine Nahrung nicht verderbe, daß ihre politische Gesellschaft darauf bedacht seyn möchte, wie diesem Unheil am besten könnte vorgebeuget werden. Meinem Bedünken nach könnte dieses auf keine bessere und bequemere Art geschehen, als wenn man der Brauerzunft nachahmte, und wie bey den Brauern niemand eher wieder brauen darf, bis ihn die Ordnung getroffen, also auch den Buchhändlern nicht erlaubt würde, wieder ein neues Buch drucken zu lassen, bis die Reihe wieder an sie käme. Wie eine solche Ordnung aber am besten einzurichten seyn möchte, solches überlasse ich dem Gutdünken der dortigen politischen Gesellschaft, die dergleichen Sachen weit tiefer und genauer einsiehet, als ich und andere, die wir in grossen Städten wohnen. Die Erfindung mit den Pränumerationen ist vortreflich, und es wäre zu wünschen, daß man den Namen desjenigen in Erfahrung bringen könnte, der dieses Mittel, ein Buch abzusetzen, zuerst eingeführet, um demselben

ben

ben eine Ehrensäule aufzurichten: Denn dadurch wird der Handel, welcher vorher zweifelhaft und ungewiß war, gewiß und sicher. Wenn ein Buchhändler sich hinlänglich mit Pränumerationen versehen, so kann er über alle partheyische Richter, über alle Journalisten und Urtheile lachen; weil es nun nicht mehr in deren Macht stehet, ein Buch in Verachtung zu bringen, oder eine Schrift zu Maculatur zu machen. Denn wie ein Schiffer zu dem Sturme sagen kann, wenn er sein Schiff in den Hafen geführet: Rase nun so viel als du willst, ich befinde mich bereits mit meinem Schiffe in Sicherheit; so kann auch ein Verleger zu den Journalisten sagen: **Nun steht es euch frey, euer Urtheil nach eurem eignen Belieben abzufassen; das Buch ist schon bebezahlt.** Sibilet orbis literatus, egomet mihi plaudo. Das einzige, was mir hierbey nicht gefällt, besteht darinn, daß sich die meisten nur noch den halben Theil der Pränumeration voraus bezahlen lassen: Denn dadurch geschiehet es, daß viele Bücherfeinde sich nicht bequemen wollen, die annoch rückständige Hälfte nachzubezahlen, sondern lieber die bereits halb erlegte Pränumeration fahren lassen; wovon man viel betrübte und ärgerliche Exempel hat. Es ist daher, meinem Bedünken nach, am rathsamsten, sich gleich die ganze Summe bezahlen zu lassen, so ist man ausser aller Gefahr, und der Buchhandel wird dadurch zu einer der stärksten und sichersten Handlungen in einem ganzen Lande. Es ist genug, wenn man

anzeigt, wie stark ein Buch werden wird, und daß man redlich hält, was man darinn zu liefern versprochen. Und weil sehr viel darauf ankommt, wie der Titel eines Buchs eingerichtet ist, indem der Titel öfters das ganze Buch verkauft; so müssen unsre Verleger einen fleißigen Briefwechsel mit den Buchhändlern in dem heiligen römischen Reiche unterhalten, als welche bisher am glücklichsten gewesen, bequeme Titel zu den Büchern zu erdenken. Denn ungeachter solche Titel bisweilen mit der Materie nicht im gerinsten übereinkommen, so stimmen sie doch stets mit der Hoffnung überein, welche man sich von dem Absatz eines Buches machet, welches meines Erachtens hinlänglich ist; wenn die Absicht, welche die Handlung befördert, nur dadurch erreicht wird. Wenn der Wagen nicht laufen will, so muß man denselben schmieren. Die Titel der Bücher haben eben dieselbe Wirkung, wie der Theer bey den Rädern. Jene machen, daß eine Schrift verkauft wird, und dieser bringet den Wagen desto geschwinder fort. Die Skribenten in unsern Lande haben in diesem Stücke bisher sehr wenige Fähigkeit blicken lassen. Denn, wenn man einige wenige Titel ausnimmt, als: „Ein neues Fell über Merians Trommel. „Biblische Stuben-Uhr. Eines frommen Chri„sten Schlafmütze, von kräftigen Sprüchen der „heiligen Schrift zusammen genähet. Blutre„ther Niedergang der Sonnen Die Taube in „der Felsenhöhle. Zeigefinger der Ewigkeit. „Lustessen. Kinder und Eltern Confect. Die

vie

„vier Töchter des Teufels. Catechetische Milch. „Catechetischer Postbothe und Briefträger,“ und andre dergleichen sinnreiche Titel, so sind die übrigen nur trocken und mager. Man muß zugleich auch Achtung geben, daß der Titel die ganze erste Seite der Schrift einnehmen möge, damit man daraus nicht nur sehen könne, was in der Schrift enthalten ist, sondern auch, was man nicht darinn suchen darf. Wenn andre Kaufleute ihnen dieses etwa vorwerfen und sagen sollten, daß sie auf solche Art falsche Waare verkauften, so können sie solche am besten widerlegen, wenn sie dieselben auf ihr eignes Exempel zurück weisen. Denn kein Krämer trägt Bedenken, Laken, welches im Lande fabricirt worden, für englisch Tuch auszugeben, und kein Uhrmacher macht sich ein Gewissen daraus, London auf eine Uhr zu setzen, welche er in Copenhagen verfertiget. Ein solcher Skrupel ist nichts als eine blosse Pedanterey, und wird von allen vernünftigen Leuten dafür angesehen. Viele von den Schriften des berühmten Phönixberg würden noch unverkauft seyn, und von Staub und Würmern verzehret werden, wenn die Seltenheit der Titel nicht ihren Absatz befördert. Die sogenannte verkehrte Avise, welches eine vortrefliche Schrift ist, würde vielleicht eben dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn man ihr nicht diesen sonderbaren Titel gegeben. Wir fühlen itzo den Verlust dieses berühmten Mannes. Denn die Kunst, seltsame Titel zu machen, ist mit ihm zu Grabe gegangen. Wo wir ja

noch jemand in Copenhagen haben, der es versteht, seine Arbeit durch vortheilhafte, glänzende und in die Augen fallende Titel anzupreisen, so ist es der Herr **Drubin**. Denn man darf nur seine Anzeigen lesen, welche er wöchentlich denen Zeitungen einverleiben läßt, so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß er eben ein so geschickter Skribent als Perukmacher ist, und ich trage daher kein Bedenken, ihn unter die Schriftsteller unsrer Zeiten zu rechnen. Unsre Buchhändler müssen daher nothwendig mit denen benachbarten Buchhändlern, die in dieser Kunst vortreflich sind, einen fleißigen Briefwechsel unterhalten, und sie würden wohl thun, wenn sie ihre jungen Söhne bey Zeiten in dem römischen Reiche herum reisen liesen, um ein Magazin von raren und prächtigen Titeln zu sammlen. Das Geld, welches sie hierauf verwendeten, würde reichlich Zinsen tragen. Wie viele brave Leute treten nicht ferne Reisen nach weitentlegenen Ländern an, bloß um alte Inschriften zu sammlen, die vor den Häusern aufgestellten Schilder abzuschreiben, und ihre Stammbücher mit dem Namen gelehrter Männer und lateinischen Glückwünschen anzufüllen. Dieses alles hat zwar seinen Nutzen, es ist aber wie nichts gegen den Vortheil zu rechnen, den das oben angeführte Studium Titulographicum bey sich führet. Stellen sie dieses alles der politischen Gesellschaft vor, jedoch ohne Anführung meines Namens. Ich verlange deswegen keinen Ruhm und keine Belohnung. Mir ist es einerley, durch

welch

welche Mittel eine Sache zu stande kommt, wenn nur der Nutzen des gemeinen Wesens dadurch befördert wird. Ich bitte schließlich, mich allen politischen Brüdern bestens zu empfehlen, und bin rc.

Der sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu vernehmen, ob die Liebe oder der Ehrgeitz die stärkste Leidenschaft zu nennen sey. Die Frage ist schwer zu beantworten, und die Moralisten sind selbst in diesem Stücke nicht einig. Montagne urtheilet folgendergestalt hiervon. „Verschiede„ne große Helden, als Marcus Antonius, und „andre, haben die Liebe der Hoheit und Ehre vor„gezogen. Ich glaube aber doch, wenn Ehrbe„gierde und Liebe in gleichem Grad bey einem „Menschen befindlich sind, und auf einmahl zu„sammen kommen, daß dennoch die letztere der er„sten weichen, und der Ehrgeitz über die Liebe sie„gen würde.“ Ob Montagne in diesem Stücke richtig geurtheilet, solches lasse ich andern zu ihrer Beurtheilung über. Man bemerkt von beyden Leidenschaften erstaunliche Wirkungen, und zwar in einem gleichen Grad, und die Exempel, wel-

che man davon hat, dienen also nur bloß dazu, einen noch mehr zu verwirren. Findet man an der einen Seite einen Antonius, welcher der Liebe wegen Namen und Ruhm aufopfert, so findet man an der andern Seite einen Mahometh, der mit eigner Hand ein schönes griechisches Frauenzimmer ermordet, worinn er sich verliebt hatte, damit die Liebe seinem Ehrgeitz keine Hinderniß in den Weg legen möchte. Und gesetzt, daß man an der Wahrheit der Geschichte zweifeln wollte, weil Chalcondylas und andre türkische Chroniken davon nichts gedenken, so findet man doch viele andre Exempel, welche eben dasselbe bestätigen. Beyde Leidenschaften können demnach gleich verzweifelte Wirkungen haben. Nur ist unter ihnen dieser Unterscheid zu machen, daß die Liebe, ungeachtet sie eben dasselbe auf ihre Art ausrichten kann, was der Ehrgeitz auszurichten vermögend ist, dennoch nicht so gefährlich ist. Denn die Liebe ist eine Schwachheit, welche geheilet, und durch die Länge der Zeit entkräftet werden kann. Der Ehrgeitz aber nimmt immer zu. Durch die Abwesenheit und Entfernung wird die Liebe oftmahls kalt, und so wohl die Arbeit als das Fasten können dieselbe gleichfalls mindern. Es trift hier ein, was der französische Dichter sagt:

Le travail est l'enfant du crime
Et le Pere de la vertu.

d. i. Die Arbeit und Mühe ist ein Kind der Sünde, (nämlich Adams) und ein Vater der Tugend;

indem die Liebe und verschiedene andre Leidenschaften durch die Arbeit vertrieben werden. Die Arzney ist bewährt, und das Sprüchwort richtig: Sine Cerere et Baccho friget Venus. Der Ehrgeiz aber ist eine solche Leidenschaft, welche sich weder durch Arbeiten noch durch Fasten vertreiben läßt. Es ist aber bey allen Leidenschaften zu merken, welches ich auch bereits in meinem andern Schriften angeführet, daß man dieselben mehr zu mäßigen, als zu unterdrücken, suchen müsse. Man kann sich keinen Menschen ohne Leidenschaften vorstellen: Man findet dieselben sowol bey Weisen, als bey Thoren. Die letztern lassen ihnen den Zügel; ein Weiser aber sucht dasjenige zu mäßigen, was er nicht ganz ausrotten kann noch muß. Ein kluger Mann hemmt die Leidenschaften, und sucht den Neid in eine löbliche Nachahmung, die Kühnheit in Tapferkeit, die Furcht in Vorsichtigkeit, den Geitz in eine vernünftige Haushaltung, und den Zorn in eine Liebe zur Gerechtigkeit, zu verwandeln. Deswegen verlangt Plato eine zürnende Obrigkeit, und die heilige Schrift sagt: **Zürnet, aber sündiget nicht.** Dieses ist zwar nicht in einem Augenblick möglich zu machen: Denn der Wille, wie gut derselbe auch beschaffen seyn mag, so ist er dennoch nicht vermögend, den Ausbruch einer Leidenschaft auf einmahl zu hemmen. Desfalls hält man auch die ersten Bewegungen für unschuldig; indem der erste Eindruck, den die vorkommenden Umstände in uns erregen, nicht in unsrer Macht stehet.

 Die

Die Maschine unsers Körpers ist also beschaffen, daß auch darinn anscheinende Leidenschaften könnten hervorgebracht werden, wenn auch gleich keine Seele vorhanden wäre. Aus diesem Grunde legt auch Cartesius den Thieren eine solche Bewegung bey, ungeachtet er solche für Maschinen hält. Der erste Ausbruch einer Leidenschaft ist also auf keine Weise strafbar, und kann eben so wenig gehindert werden, als daß das Pulver nicht loßbrennen sollte, wenn das Feuer sich demselben nähert. Die Leidenschaften werden erstlich alsdenn strafbar, wenn der Wille sich mit der Länge der Zeit ihnen nicht widersetzt, sondern ihnen den freyen Lauf läßset. Ich bin ꝛc.

Der sieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ein alter Dichter hat ehedem gesagt:

Nulla fides pietasque viris, qui castra
sequuntur.

Weil es aber den Poeten erlaubt ist, so viele Unwahrheiten zu sagen, als sie nur immer wollen, so kehrt sich niemand sonderlich an ihre Aussprüche. Die Erfahrung zeiget, daß kein Urtheil unbilliger ist, als dasjenige, was der Dichter hier von dem Soldatenstande fället: Denn man darf nur in den Ge-

Geschichten ein wenig erfahren seyn, so wird man ein grosses Register von solchen Kriegshelden antreffen, welche sich durch eine strenge Tugend vor allen andern Menschen hervorgethan. Einige haben sich darüber gewundert, daß ich in meinen Vergleichungen grosser Helden und anderer berühmten Männer den Epaminondas und Socrates zusammen gesetzet. Ich kann aber mit Wahrheit sagen, daß ich in der ganzen Historie keinen würdiger gefunden, um diesem grossen Weltweisen an die Seite gesetzet zu werden. Er war zu seinen Zeiten der größte Feldherr, und besaß zu gleicher Zeit auch die edelste Seele. Ich will hier nicht von neuen ein Herold seines Ruhms werden, da ich solches schon an dem angeführten Orte gewesen bin. Das vorige Jahrhundert zeigt uns ein gleiches Beyspiel an dem französischen Feldherrn Turenne, welcher sowol wegen seiner Tapferkeit, als wegen seiner ausnehmenden Tugend, ein Epaminondas unsrer Zeiten genannt zu werden verdienet. Sein ganzes Leben ist eine Kette der vortreflichsten und nachahmungswürdigsten Exempel. Ich will davon nur einige wenige anführen, welche uns der Herr Ramsai in dem Leben des Turenne erzählet. Wie seine Soldaten im Jahr 1637 ein Frauenzimmer von einer ausbündig grossen Schönheit gefangen hatten, so brachten sie dasselbe als eine kostbare Beute ihrem Anführer. Turenne war damals nur 26 Jahr alt, und also gewiß nicht ohne Empfindung. Er stellte sich aber, als wenn er nicht verstünde, was seine Soldaten da-

mit sagen wollten, und rühmte daher ihr gesittetes Wesen, daß sie dieses Frauenzimmer wider die Gewalt ihrer Mitbrüder beschützet. Er ließ hierauf sogleich den Ehemann dieses Frauenzimmers holen, und überlieferte demselben seine Frau mit diesen Worten: Sehet, da ist eure Frau, deren Ehre meine braven Soldaten gerettet. Er übertraf dadurch noch den Scipio: Denn Turenne bezeugte durch diese Aufführung nicht nur sein Mitleiden, und daß er seine Leidenschaften zu bändigen gelernet hatte, sondern legte auch seinen Soldaten die Ehre bey, die ihm selbst zukam. Wie im Jahr 1673 eine grosse und reiche Stadt die Nachricht erhielte, daß er sein Kriegsheer durch ihre Gebiete führen würde, so bot sie ihm hunderttausend Reichsthaler an, wenn er einen andern Weg nehmen wollte. Turenne aber antwortete: Weil eure Stadt nicht auf dem Wege liegt, wodurch ich mein Kriegsheer zu führen gedenke, so kann ich das Geld auch nicht annehmen, welches ihr mir anbietet. Der Marqvis de Louvois war ein Feind des Turenne, und suchte ihn bey dem Könige anzuschwärzen. Der König sagte ihm solches selbst, und gab ihm dadurch Gelegenheit, sich an dem Louvois zu rächen. Turenne aber antwortete bloß: Louvois ist ein kluger Minister, und kann Ew. Majestät im Cabinet grosse Dienste thun; aber von Kriegssachen besitzt er nicht Erfahrung genug. Diese Mäßigung gefiel dem Könige so wohl, daß er sagte: Wenn euch auch alle meine Minister hassen,

so

so sollt ihr doch stets an mir einen Freund haben. Der König redete hiernächst von dem Marquis de St. Abre, und gab ihm zu verstehen, daß derselbe nicht mehr unter ihm dienen wollte. Wie Turenne sich nach der Ursache erkundigte, so sagte der König: St. Abre hat sehr viel auf eure Aufführung zu sagen, und hat noch neulich den Louvois versichert, daß, wenn ihr ihn um Rath gefragt, man einen grossen Verlust hätte verhindern können. Turenne antwortete: Es ist schade, daß er mich nicht erinnert; ich würde ihn mit Vergnügen angehört, und mir seinen guten Rath zu nutze gemacht haben. Er rühmte hierauf den St. Abre, und bat den König, daß er ihn einen so braven Officiers, der so viel Verdienste hätte, nicht berauben möchte. Man wird lange in den Kirchenversammlungen und auf den hohen Schulen herum suchen, ehe man solche edle Seelen antrift. Wenn es übrigens erlaubt ist, kleine Dinge mit grossen in Vergleichung zu stellen, und wenn es den Kindern freystehet, ohne Eitelkeit etwas zum Ruhme ihrer Eltern anzuführen; so kann auch ich mit Wahrheit sagen, daß mein seliger Vater, ungeachtet er von Jugend auf dem Kriege gefolgt, sich dennoch eben so sehr durch seinen Muth, als durch seine Tugend und Redlichkeit, hervorgethan. Ich bin zwar, da ich ihn in dem ersten Jahr meines Alters verlohren, nicht so glücklich gewesen, hiervon einen Augenzeugen abzugeben, sondern gründe alles auf die Urtheile fremder Leute, und auf

das

das vortrefliche Zeugniß, welches ihm alle und jede in meinen kindlichen Jahren beylegten. Denn ich mochte hinkommen, wohin ich wollte, so fing man an, so bald man gehöret, daß er mein Vater gewesen, verschiedene Historien zu erzählen, welche so wol von seiner Tapferkeit, als von seiner Tugend, Mäßigung und allgemeinen Menschenliebe, ein unwidersprechliches Zeugniß ablegten; ja der Ruhm, welchen man ihm gab, war so groß und so ausnehmend, daß in alten Zeiten nichts mehr erfordert ward, um canonisirt zu werden. Ich erinnere mich noch eigentlich, daß ein alter Priester mit grosser Gewißheit erzählte, daß er in der Nacht, nachdem mein Vater des Tages vorher begraben worden, eine sanfte und angenehme Musik in der Kirche gehöret. Die Vorstellung des guten Predigers hatte freylich wol allein Theil daran; es dient aber doch auch zu gleicher Zeit zu einem Beweise, was sowol Geistliche als Weltliche von meinem Vater für vorzügliche Gedanken geheget. Man findet in allen Ständen und unter allen Nationen tugendhafte Leute; und ich meines Theils kann mit Wahrheit sagen, daß ich unter dem Militärstande viele redliche Männer angetroffen, welche in der wahren Philosophie denen nichts nachgegeben, die davon eigentlich ihr Handwerck machen. Ich bin ꝛc.

Der

Der acht und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß einer von ihren Nachbarn auf dem Lande sich in seinen Reden so unbedachtsam, und in seiner Aufführung so seltsam bezeige, daß die meisten, welche denselben sehen und hören, ihn für ein rechtes Muster der Thorheit halten. Sie versichern aber zu gleicher Zeit, daß man sich in diesem Urtheil irre, indem er seinem Amte wohl vorstünde, und seine Haushaltung mit solcher Vernunft und Ordnung führte, daß er als der vernünftigste Haushalter in der ganzen Provinz angesehen werden könnte. Sie schreiben, daß sie davon durch ihre eigne Erfahrung überzeugt worden, die Sache selbst aber scheine ihnen dennoch so seltsam, daß sie dieselbe nicht begreifen könnten. Ich meines Theils wundere mich gar nicht darüber, indem dergleichen Exempel öfters vorkommen. Denn wie man viele Menschen findet, aus deren Minen, Augen, Geberden, Reden und täglichen Umgang dem äusserlichen Ansehen nach nichts als lauter Weisheit hervorleuchtet, da sie doch ihre Geschäfte als Kinder verrichten, und ihren Hausgeschäften mit eben so weniger Vernunft vorstehen, so trift man im Gegentheil auch wieder

viele andere an, die den Thoren ähnlich zu seyn scheinen, und doch weise sind. Carl der fünfte, der über verschiedene Völker herrschte, und die Eigenschaften einer jeden Nation genau ausgeforscht hatte, urtheilte überhaupt von den Spaniern und Franzosen, daß die ersten klug zu seyn schienen, und doch in der That närrisch wären, da im Gegentheil die letztern thöricht zu seyn schienen, und doch klug wären. Burnet erzählt von dem Herzog von Bolton, der zu seiner Zeit lebte, daß derselbe sich so seltsam aufgeführet, daß man nicht anders von ihm urtheilen können, als daß er nicht wohl im Kopf verwahrt seyn müste. Er sagt: „Sein ganzes Leben war nichts anders als eine beständige „Umwechselung von einem Extremo zum andern. „In dem einen Monat tadelte man ihn seines Geizes, und in dem andern Monat seiner Verschwendung halber. Bisweilen sprach er gern, bisweilen war er so stumm, daß einige meynten, ihm wäre die Sprache vergangen. Bisweilen schien er „einen Abscheu vor dem Lichte zu haben, und machte „aus Tag Nacht. Bisweilen aber ließ er sein „ganzes Haus erleuchten, um die Nacht zum Tage zu machen. Aller dieser seltsamen Umstände „aber ungeachtet, war er ein vernünftiger Mann, „und seine Stimme war im Parlamente von einem grossen Gewichte.„ Nichts aber ist vermögend, dieses deutlicher zu machen, als die Historie des Königs in Frankreich Ludwig des II. Denn, wenn man die Aufführung dieses Königs betrachtet, so scheinet dieselbe eine rechte Abbildung der

Thor-

Thorheit zu seyn, und das Reich war also unter ihm in grösserer Gefahr, als unter Carl dem VI. welcher würcklich rasete. Ich will von den vielen Exempeln, die man davon bey glaubwürdigen Skribenten findet, nur einige wenige anführen. Niemand achtete im geringsten auf die eidlichen Verpflichtungen, welche er ertheilte, ausgenommen wenn er bey einem gewissen Heiligen schwur, den er St. Loo nannte; und daher hielten alle diejenigen, welche mit ihm etwas zu thun hatten, darum an, daß er bey diesem Heiligen schwören möchte. Im Jahr 1478 übergab er die Grafschaft Bologna der Jungfrau Maria mit aller Souverainetät, und zwar solchergestalt, daß er in Absicht auf dieser Grafschaft ihr Vasall seyn wollte. Sein Arzt, Coitier, durfte ihm nur mit einer Krankheit drohen, so konnte er alles von ihm erlangen, was er wollte. Wie er auf dem Todbette lag, so ließ er das heilige Oel holen, womit er zum Könige war gesalbt worden. Wie der Pabst Sixtus erfuhr, daß er das Corporale oder die Altardecke verlangte, über welche der heilige Petrus Messe gelesen hatte, so sandte er ihm dieselbe zu. Comineus redet folgendergestalt hiervon: Le Pape Sixte etant informé, que par devotion le Roi desiroit avoir le Corporal, sur quoi chantoit Messe Monsieur St. Pierre, le lui envoya. Nichts aber zeugt deutlicher von seiner Thorheit, als was Seyssel anführet: „Weil in dem Gebet, welches an den heiligen „Eutropius gerichtet war, der Hülfe an Leib und „Seele Erwehnung geschahe, so ließ er die Stelle

von

„von der Seele auslöschen, und sagte; Wenn der „heilige Eutropius mir nur zur Gesundheit des „Leibes verhilft, so bin ich schon zufrieden, ich mag „dem heiligen Eutropius nicht gern auf einmal so „viele Mühe machen.„ Wenn er eine böse That vorzunehmen willens war, so bat er GOtt auf den Knien um Beystand, und wenn er jemanden seines Eigenthums berauben wollte, so versprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon. Nichtsdestoweniger wird er, dieser seltsamen Aufführung ungeachtet, für einen der besten Könige gehalten, welche jemals den französischen Thron bekleidet, und der französische Hof war die gröste politische Schule zu seinen Zeiten. Man findet im Gegentheil auch verschiedene andre Menschen, an deren Stirne die Weisheit abgemahlet zu seyn scheinet, durch deren Aufführung und Umgang man eingenommen wird, und deren Reden eine so grosse Klugheit anzuzeigen scheinen, daß ein jeder sich über ihre Beförderung zu einem Amte freuet. Wenn sie aber dasjenige in Ausübung bringen sollen, wovon sie geprediget, und dasjenige verbessern sollen, was sie an andern getadelt, so trift der Ausspruch des Dichters ein: Nimium ne crede colori; und man findet, daß man den Schatten für den Leib selbst angesehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich weiß die Urtheile schon, welche über meine moralische Gedanken gefället worden, und es ist mir nicht unbekannt, daß einige dieselben die heidnische Moral genennet haben. Man muß aber nicht über solche Menschen zürnen, welche mehr verdienen, mit Sanftmuth unterwiesen, als mit Heftigkeit widerlegt zu werden. Die philosophische und theologische Moral sind von einander unterschieden. Wenn man von der ersten schreibt, so wird erfordert, daß man seine Lehrsätze auf das Licht der Natur gründe, denn sonst kommt die Materie mit dem Titel nicht überein. Wenn man aber in der letztern einen gewissen Satz abhandeln will, so legt man die christliche Moral einzig und allein zum Grunde. Pufendorf hat auf die eine, und Buddeus in seiner Theologia naturali auf die andre Art moralisiret. Beyde Schriften werden gerühmet, weil beyde Skribenten die Materie dem Titel gemäß ausgeführet. Daraus aber folgt nicht, daß man einen Skribenten zum Heiden machen könne, weil er sich vornimmt, den Menschen ihre Pflicht aus dem Lichte der Natur zu zeigen, und sich zu dem Ende alter philosophischen Schriften

und Zeugnisse bedienet, welche die Apostel selbst nicht verachtet haben. Hieronymus soll zwar, dem Vorgeben nach, von dem Teufel des Nachts heftig gepeitschet worden seyn, weil er den Cicero so fleißig gelesen, man findet aber dem ungeachtet, daß so wol die Schriften dieses grossen Mannes als des Seneca und andrer Moralisten von den meisten Kirchenvätern für sehr nützlich gehalten worden. Ein jeder darf es nur versuchen, um hiervon überzeugt zu werden. Denn man findet hin und wieder hohe und prächtige Gedanken von dem göttlichen Wesen, und die herrlichsten Ermunterungen an die Menschen, ihrer Pflichten beständig eingedenk zu seyn. „Seneca sagt: Weder Strafe noch Belohnung muß uns zwingen, die Tugend auszuüben. Denn niemand ist doch wahrhaftig tugendhaft und gerecht, als der die Tugend und Gerechtigkeit von Herzen liebet.„ Plato stimmet hiermit überein. Er sagt: „Der Gottesdienst „besteht nicht in Opfern, sondern in einem reinen „Herzen, und wir müssen GOtt um nichts anders „bitten, als was derselbe uns nützlich und heilsam „zu seyn urtheilet.„ Die Beschreibung, welche er in seiner Republik von der ächten Tugend machet, ist so herrlich, daß man sie als eine evangelische Lehre in einem heidnischen Munde ansehen kann. Er sagt: „Der Gerechte muß die Bahn der Tugend „niemals verlassen, wenn er auch gefangen, gegeis„selt, und gekreutziget wird.„ Epictetus läßt sich folgendergestalt heraus: „Wenn du hörest, daß „dieser oder jener übel von dir geredet, so mußt du

„bloß

„bloß sagen, anstatt ihm mit Hitze und Eyfer zu „widerlegen: Wer so übel von mir geurtheilet, der „muß meine andern Fehler nicht gewußt haben. „Denn sonst hätte er gewiß nicht unterlassen, auch „derselben Erwehnung zu thun.„ Der vortrefliche und eines ewigen Andenkens würdige Kayser Antoninus räth uns gleichfalls, unsre Feinde zu lieben, und wie man den Diogenes fragte, auf welche Art man sich am besten an seinen Feinden rächen könnte, so sagte er, **dadurch, daß man sein Leben und Wandel verbessert.** Epaminondas war einmal betrübt, und wie seine Freunde sich bey ihm um die Ursache seiner Betrübniß erkundigten, so antwortete er: **Ich betrübe mich über die eitle Freude, welche ich gestern über den bey Leuctra erhaltenen Sieg blicken lassen.** Nichts aber ist rührender und beweglicher, als die Ergebung des Epicteti in den göttlichen Willen. Seine Worte lauten folgendergestalt. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Tod mich in meiner letzten Stunde bereit finden möge, damit ich „ohne Verwirrung, ohne Hinderniß, und ohne „Murren mein Leben endigen, und zu GOtt sagen „möge: HErr! habe ich deine Gebote übertreten? „habe ich deine Gaben gemißbrauchet, die du mir „verliehen? habe ich meinen Willen nicht deinem „Willen unterworfen? habe ich jemals über mein „hartes Schicksal geklaget? habe ich auch jemals „deine göttliche Vorsicht getadelt? Ich bin krank „gewesen, weil du es also gewollt, und weil es auch „mein Wille gewesen. Ich habe in grosser Ar-

„muth gelebet, weil es dir also gefallen, und ich mei„ne Armuth gedultig ertragen. Man hat mich „verachtet; weil du es für gut gefunden, und ich „habe mich nicht bestrebet, mich höher zu erheben. „Du hast mich bey meinen elenden Umständen nie „betrübt gesehen. Niemals bin ich ungedultig „gewesen, niemals habe ich gemurret. Ich bin „noch bereit, mich allem dem zu unterwerfen, was „du für gut findest, mir aufzulegen. Das gering„ste Zeichen, was du mir giebest, ist mir ein heili„ger Befehl, dem ich auf das genaueste nachkom„me. Du willst, daß ich diesen Schauplatz der „Welt wieder verlassen soll. Siehe, ich verlasse „denselben, und danke dir tausend mal, daß du mich „gewürdiget, mich darauf zu setzen, um mir deine „Werke zu zeigen, und mir die vortrefliche Ordnung „zur Bewunderung darzustellen, womit du alle er„schaffene Dinge regierest.„ Kan wohl jemand ohne die äusserste Bewegung eine solche Ergebung in den göttlichrn Willen lesen. Vielleicht wäre dieselbe zu prächtig in dem Munde eines andern. Das Leben des Epictets aber stimmt in allen Stücken mit seiner Lehre überein. Wenn der Teufel jemanden peitschet, der dergleichen lieset, so kann es gewiß nicht auf Gottes Befehl geschehen; sondern der böse Feind muß solches in einer andern Absicht thun. Denn weil er seine Rechnung nicht dabey findet, daß die Menschen in der Tugend zunehmen, so sucht er sie vielmehr von solchen Betrachtungen abzuhalten, als sie dazu aufzumuntern. Das Gold ist und bleibt Gold, wo man es auch antrift, und

eine

eine gute Lehre bleibt immer gut, aus wessen Munde sie auch fliessen mag. Der Unterscheid kann bloß darinn bestehen, daß die Lehre desjenigen, dessen Leben mit derselben übereinstimmet, mehr erbauet, als die Regeln des andern, der sich auf sonst nichts berufen kann, als daß er die Ehre hat, in die Matrikul der Kirche eingeschrieben zu seyn, und die Freyheit erhalten, die Menschen wegen der Untugenden frey zu tadeln, die er doch täglich selbst ausübet. Vielleicht machen sie mir den Einwurf, daß man aus den Schriften einiger weniger weisen Heiden nicht von der heidnischen Moral überhaupt urtheilen könne. Allein die Anzahl der Philosophen, welche eine solche Lehre von GOtt und den Pflichten der Menschen geführet haben, ist nicht so geringe, als man denket. Und solte man ja ihre Zeugnisse nicht für hinlänglich ansehen, so kann man allgemeine Gesetze von ganzen Ländern anführen, welche eine gleiche gesunde Lehre in sich fassen. So heißt es in der Vorrede zu einem alten Gesetze: „Man muß vor allen Dingen glau„ben, daß ein GOtt sey, und man darf nur seine „Augen gen Himmel heben, und die herrliche „Schöpfung betrachten, um davon überzeugt zu „werden. Wir sind daher auch verpflichtet, einen „solchen Schöpfer zu ehren, und dieses muß nicht „bloß und allein durch Opfer und Geschenke ge„schehen, sondern auch durch ein heiliges Leben, „woran GOtt einen grössern Gefallen, als an allen „Opfern findet.„ Ich bin ꝛc.

Der funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der so genannten Feuerprobe, und von andern dergleichen wunderbaren Beweisen zu vernehmen, welche in dem mittlern Alter gewöhnlich waren. Ich habe bereits in meiner Kirchenhistorie gezeiget, daß man dieses alles nicht für ein Gedichte halten kann; indem fast alle Skribenten solches bezeugen, und man selbst in den meisten Gesetzbüchern davon Proben antrift. Die Frage kommt also bloß darauf an, ob dergleichen Proben für eigentliche Wunderwerke müssen gehalten werden, oder ob die Menschen der damaligen Zeiten ein Geheimniß gewust haben, die Gewalt des Feuers und des siedenden Wassers zu entkräften. Man würde ungereimt handeln, wenn man hierbey ein Wunderwerk, insonderheit zu solchen verderbten und gottlosen Zeiten, zulassen wollte; und man findet daher auch, daß dergleichen Proben nachher als ein sündlicher Mißbrauch verboten worden. Andre aber stehen in den Gedanken, daß es nicht möglich gewesen, dieses durch ein natürlich Mittel auszurichten. Denn ein solches Geheimniß hätte in so langen Zeiten, und fast in allen Ländern, nicht so lange verborgen bleiben können; und es sey eben so wenig zu begreifen, wie die Kunst völlig aussterben können,

daß

daß davon niemand mehr gegenwärtig die geringste Nachricht hätte. So urtheilet der Herr Bayle von dieser Sache, und sucht eine andre Ursache ausfündig zu machen, über deren Seltsamkeit ich eine kleine Anmerkung in meiner Kirchenhistorie gemacht habe. Indessen ist diese Schwierigkeit doch so gar schwer nicht zu heben. Denn, wenn man die Historien und Reisebeschreibungen nachsiehet, so findet man, daß die Kunst noch nicht völlig ausgestorben ist. Die letztern bezeugen, daß noch in Mingrelien die Probe mit dem siedenden Wasser, und in Siam die Feuerprobe üblich ist. An gewissen Orten auf der Küste Coromandel steckt man die Hand in einen Topf, worinn eine giftige Schlange verschlossen ist, und ziehet sie unbeschädigt zurücke, wenn man unschuldig ist. Wird man aber von der Schlange gestochen, so wird man für schuldig gehalten. Agrippa behauptet in seiner Philosophia occulta, daß man gewisse Mittel habe, durch deren Hülfe man ein glüendes Eisen in der Hand tragen könne, ohne beschädigt zu werden. Der Kayserliche Ambassadeur am türkischen Hofe, Busbequius, bezeuget, daß er es mit seinen eignen Augen angesehen, wie jemand seine Hände in geschmolzenem Bley gewaschen. Man meynt, daß man diese Probe machen könne, wenn man die Hände mit gestossenem Lauch beschmieret: Denn der Saft von dem Lauch erfüllet das äusserste von den Schweißlöchern der Hand, und verhindert, daß das Feuer nicht durchdringen kann. Andre behaupten, daß der Spiritus vom Schwefel, mit dem Sale armo-

niaco, mit einem Extract aus Rosmarin und dem Saft vom Lauch vermenget, dieses auszurichten vermögend sey. Diese Vermischung härtet die äusserste Haut, wie sie sagen, und macht solche so fest als ein Horn. Ein englischer Wundarzt, Namens Richardson, soll hiervon die Probe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht, sein Bedienter aber das ganze Geheimniß verrathen haben. Wenn sich dieses also verhält, so siehet man, daß alles durch natürliche Mittel bewerkstelliget werden kann, und daß die Kunst noch nicht verschwunden ist, wie auch, daß viele Dinge, welche man für Mirakel angesehen, durch menschliche Kunst ausgerichtet werden können. Die Frau von Sevigny bezeugt, daß sie einen Knaben gesehen, welcher brennendes Siegellack auf seine Hand und Zunge ohne Schaden getröpfelt. Diese Dame ward dadurch so beweget, daß sie wünschte, daß solche Künste möchten verboten, und den Freygeistern dadurch die Gelegenheit benommen werden, auch an den rechten Wunderwerken zu zweifeln. Diese Furcht aber scheint ungegründet zu seyn; indem es nicht schwer ist, die rechten Wunderwerke von der Taschenspieler Kunst zu unterscheiden. Man sieht wenigstens hieraus, daß solche Proben, die man in alten Zeiten Gottes Urtheile nannte, wirklich statt gehabt: Man sieht aber auch, daß sie keine entscheidende oder gerichtliche Proben verdienen genannt zu werden; weil viele Unschuldige, die die Kunst nicht verstunden, darunter gelitten. Am allermeisten macht dieses die Probe verdächtig, daß, ehe man

dazu

dazu schritte, und das Feuer hereingebracht ward, wodurch das Eisen glühend gemacht werden sollte, niemand als der Priester und die angeklagte Person in der Kirche zugegen seyn muste. Ich bin ꝛc.

Der ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Auf ihre Anfrage wegen der Ritterspiele erwiedere ich hiedurch, daß dieselben sehr alt sind; indem man ein solches Ritterspiel schon bey dem Homer weitläuftig beschrieben findet. In der lateinischen Sprache werden sie Tornamenta, in der französischen aber Tournois genannt. Buddeus meynt, daß das Wort Tornamenta oder Torneamina aus Trojana agmina zusammen gezogen sey, weil man die erste Nachricht von den Ritterspielen bey dem trojanischen Kriege finde. Andre leiten dieses Wort noch von einem andern Ursprung her. Die Franzosen machen einen Unterscheid unter Tournois und Joutes. Die ersten sind blosse Schauspiele, worinn bloß mit Stöcken gefochten ward: Die andern aber endigten sich insgemein nicht ohne Blutvergiessen, und bisweilen wohl gar mit dem Tode der einen Parthey; weil man sich darinn der Schwerdter, oder auch wohl

solcher Lanzen bediente, die vorn an der Spitze stumpf gemacht waren. Virgilius sagt, daß diese Spiele von Troja nach Italien gebracht worden. Hier sind seine Worte:

Hunc morem, hos cursus atque haec certamina primus,
Ascanius longam muris cum cingeret Albam
Retulit et priscos docuit celebrare Latinos.

Diese Spiele sind demnach älter, als man insgemein vorgiebt. Denn einige meynen, daß sie zu allererst in Frankreich erfunden worden; weil einiger Ritterspiele Erwehnung geschiehet, die unter Carl dem Kahlen gehalten worden. Nithard bezeugt, daß solche ganz ehrbar und unschuldig gewesen. Sie sind aber nachher desto ernstlicher, und selten ohne Blutvergiessen geendiget worden; ja der König in Frankreich, Henrich der II, muste gar darüber sein Leben einbüßen. In Deutschland wurden alle drey Jahre dergleichen Carousel gehalten, und es durfte denenselben niemand beywohnen, als der seinen alten Adel hinlänglich beweisen konnte. Die aber den Preis erhielten, wurden von den anwesenden Damen gekrönet. Münsterus behauptet, daß Kayser Henricus Auceps im Jahr 934 solche Ritterspiele in Deutschland zuerst eingeführet. In Frankreich sind sie älter, und von da nach England, Deutschland und den nordischen Ländern gebracht worden.

Weil

Weil diese Ritterspiele sich oftmahls mit einem Unglück endigten, so wurden sie von dem Pabste und den Kirchenversammlungen verdammt; und in einem zu Soissons im Jahr 1561 gehaltenen Synodo ward denen, welche bey solchen Spielen umkommen würden, das Begräbniß bey andern Christen abgeschlagen. Daß diese Spiele zu weit gegangen, und den Namen unschuldiger Spiele nicht verdienen, solches siehet man aus verschiedenen Exempeln. Ein türkischer Minister, der zu den Zeiten Carls des VII ein solches Ritterspiel in Frankreich mit ansahe, urtheilte folgendergestalt davon: „Wenn es Ernst ist, so ist es zu wenig, „und wenn es ein blosser Scherz seyn soll, so ist es „zu viel.“ Zu unsern Zeiten sind diese Spiele abgeschafft, und in unschuldige Carousseln oder Ringelrennen verändert worden. Ich bin ꝛc.

Der zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für die mir zugesandte Schrift von den Kirchenversammlungen und allgemeinen Conciliis. Ich habe dieselbe durchgelesen, und finde sie zwar artig, aber nicht gründlich abgefaßt. Die Kirchenversammlungen scheinen einigermaßen nothwendig zu seyn; weil

weil man kein ander Mittel hat, die falsche Lehre auszurotten, und den Streitigkeiten ein Ende zu machen. Aber zu geschweigen, was andre bereits weitläuftig von dem schlechten Nutzen, den die Concilien gestiftet, geschrieben haben, und ohne zu zeigen, wie oft ein Concilium die Lehre des andern verdammet, so kann nichts seltsamers erdacht werden, als daß man sich freywillig einer Sentenz unterwirft, da man doch unfehlbar voraussiehet, daß man durch dieselbe wird verdammt werden. Und daher ist nichts unbilliger und ungerechters zu erdenken, als wenn man diejenigen tadelt, die sich wegern, vor einem solchen Gerichte zu erscheinen. Denn niemahls ist eine Kirchenversammlung gehalten worden, daß man nicht den Ausfall derselben bereits vorher sehen können. War die Regierung und der größte Theil der Geistlichen orthodox, so fiel auch der Schluß des Concilii ganz rechtgläubig aus. Ward aber ein Concilium zu solchen Zeiten, und an solchen Orten gehalten, da die arianische Lehre überhand genommen hatte; so waren alle Canones arianisch. Deswegen war man bey solchen Umständen mit der größten Sorgfalt auf eine bequeme Zeit und auf einen bequemen Ort bedacht, weil die Erfahrung bereits gelehret hatte, daß der Ausfall darauf einzig und allein ankam. Die Päbste und Kirchenvorsteher geben zwar vor, daß der heilige Geist das ganze Werk treibe, und dennoch arbeiten sie mit Händen und Füssen, eine bequeme Zeit, und einen vortheilhaften Ort zu den Kirchenversammlungen ausfündig zu machen.

Dadurch

Dadurch aber verrathen sie sich selbst, und geben ausdrücklich zu erkennen, daß sie sich bloß auf die letzteren Umstände verlassen, und daß das erstere nur eine solche Redensart ist, womit sie nichts meynen. Der Ausfall zeigt auch, daß alles von politischen Maaßregeln abhängt, die zu dem Ende genommen werden. Man könnte mit eben dem Rechte sagen, daß das Parlament in England auch unfehlbar sey, und die Schlüsse desselben auch von dem heiligen Geiste dictiret würden. Denn beyde Versammlungen sind von einerley Beschaffenheit. Der Unterschied besteht allein darinn, daß die Päbste oder die herrschende Kirche behutsamer verfährt, wenn ein Concilium soll zusammen berufen werden, um sich der Mehrheit der Stimmen zu versichern, als die Regierung in England bey der Versammlung eines Parlaments. Wenn ein Concilium in den päbstlichen Landen gehalten wird, so wird die Lehre des Pabstes dadurch befestiget. Wenn es in Rußland gehalten wird, so wird der Rußische Glaube für orthodox erkläret. Wenn sich die Geistlichen in Griechenland versammlen, so hält man alle diejenigen Sätze für ketzerisch, welche mit der Lehre der griechischen Kirche streiten. Setzt man ein solches Concilium in den Lutherschen Landen an, so wird die Augspurgische Confeßion bestätiget. Und ist der Ort der Versammlung endlich in Holland, so erkläret man alles dasjenige für Ketzerey, was nicht mit dem heidelbergischen Catechismo übereinstimmet. Wenn man dieses läugnen will, so muß

man

man der Erfahrung gerade und offenbahr widersprechen. Und daher hat man Ursache, sich um so viel mehr zu wundern, wenn die herrschenden Kirchen, insonderheit die römische, sich erkühnen, ihre Urtheile in dem Namen des heiligen Geistes abzufassen. Denn, wenn der Pabst es nur versuchen, und einem Concilio in Sachsen oder in den nordischen Ländern beywohnen will, so würde er gewahr werden, daß solches einen ganz andern Ausfall, als das Tridentinische, haben würde. Eben so sehr hat man Ursache sich zu wundern, daß sie sich erkühnen, diejenigen mit dem verhaßten Namen hartnäckiger Ketzer zu belegen, welche sich wegern, vor einem solchen Gerichte zu erscheinen, da sie doch vorhersehen, daß sie unfehlbar von demselben werden verdammt werden; indem bey den Richtern, welche die Versammlung ausmachen, keine Gründe gelten, sie mögen auch so wichtig seyn, als sie immer wollen. Dieses erfuhren die Protestanten, wie das tridentinische Concilium gehalten ward, da der Pabst das Urtheil, welches gefället werden sollte, bereits in der Tasche hatte, indem auf seine Veranstaltung die italiänischen Bischöfe zwey Drittheil von den Mitgliedern des Concilii ausmachten. Die Protestanten könnten demnach keine vernünftigere Entschliessung fassen, als daß sie von einem solchen Concilio wegblieben. Und die Arminianer in Holland hätten auch klüger gethan, wenn sie niemanden bey der Versammlung zu Dordrecht hätten erscheinen lassen. Sie hätten, anstatt gar zu sehr auf ihre gute Sache

che und auf die Stärke ihrer Gründe zu dringen, mehr Acht auf die Staatsverfassung geben, und die Glieder, woraus die Versammlung bestand, mustern sollen; so würden sie leicht gemerkt haben, daß Gomarus und seine Anhänger bereits der Mehrheit der Stimmen vergewissert waren. Die Gründe des Arminius, womit derselbe seine Lehre vertheidigte, waren stark und wichtig. Er zeigte, daß die Lehre von der absoluten Prädestination der Güte und Gerechtigkeit Gottes entgegen sey, und die Menschen des freyen Willens beraubte, den GOtt ihnen doch verliehen hätte. Er zeigte ferner, daß diese Lehre die Menschen in Verzweiflung stürze, ihre Liebe zur Religion vermindere, die Ermunterungen der Prediger unnütz mache, und den Grund aller Religion und Moral umkehre. Aber alle diese Argumente waren bey einer Versammlung nicht hinlänglich, welche nach dem Plan des tridentinischen Concilii eingerichtet war. Der Unterscheid bestand allein darinn, daß die Dordrechtsche Versammlung aus gründlichern Gottsgelehrten bestand: Denn sonst war alles übrige solchergestalt eingerichtet, daß man zum voraus versichert seyn könnte, daß die Arminianische Lehre würde verdammet werden. Insonderheit aber litte die Lehre des Arminius dadurch, daß er den Conr. Vorstius zum Nachfolger in seinem Amte hatte, welcher wegen des Socinianismi verdächtig war. Denn daher nahm man Gelegenheit, alle Arminianer als heimliche Socinianer auszurufen, ob man gleich den Arminius selbst

davon

davon freysprach. Die Arminianer folgten nachher bloß der Lehre des Episcopius, welche darinn bestand, daß er von den Socinianern gelinder als andre urtheilte, ungeachtet er so wenig als seine Nachfolger ihrer Lehre beypflichteten. Jedoch, dem sey wie ihm wolle, und wenn auch Vorstius und Episcopius niemahls Anlaß gegeben hätten, die arminianische Lehre anzuschwärzen und verhaßt zu machen, so würden sie doch nichts desto weniger auf der Dordrechtschen Kirchenversammlung verdammt worden seyn: Denn die Hitze war bey der stärkern und zahlreichern Parthey so heftig, daß Gomarus, das Haupt derselben, öffentlich sagte, er wünschte nicht vor dem Richterstuhl Gottes mit der Lehre des Arminius zu erscheinen. Die Arminianer hätten daher klüger gehandelt, wenn sie von dieser Versammlung weggeblieben wären; weil alle Concilia von einer Beschaffenheit sind. Denn ungeachtet sich die Reformirten keiner Unfehlbarkeit anmaßen, wie die Römischcatholischen, so behaupten sie doch, daß man sich nach ihren Aussprüchen richten müsse; welches aus den Verfolgungen erhellet, die gegen die Arminianer nach der Dordrechtischen Kirchenversammlung verhängt wurden. Wenn man in Absicht auf die andern Zusammenkünfte der Geistlichen behauptet, daß die Glieder derselben nur als bloße Werkzeuge anzusehen, der heilige Geist selbst aber das Urtheil abfasse; so begeht man dadurch die Sünde, welche in der heiligen Schrift die Sünde wider den heiligen Geist genannt

nannt wird. Denn es folgt daraus, daß man entweder mit den Wirkungen desselben ein Gespötte treibt, oder auch dessen Person vervielfältiget. Man thut das erstere, wenn man ihm dasjenige zuschreibt, was man durch die allerfeinste Staatsgriffe und durch die heßlichsten Künste bewerkstelliget. Daher sagte man, wie der Pabst bey dem tridentinischen Concilio eine so grosse Rolle spielte, „daß der heilige Geist alle Tage in einem Postsack „von Rom nach Trident geschickt würde." Man vervielfältiget seine Person, und macht aus dem verehrungswürdigsten Geiste viele Spiritus locales; indem die Erfahrung zeigt, daß, was in einem Lande und von einer Kirchenversammlung für das reine Wort Gottes erkläret worden, in einem andern Lande und von einem andern Concilio wieder verdammt wird. Ich bin ꝛc.

Der
drey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man die Geschichte aller Länder durchgehet, so findet man, daß die Democratien so wenig als die Aristocratien von einer langen Dauer gewesen; zum wenigsten haben sich dieselben oft solchen Bewegungen und

Unruhen ausgesetzt sehen müssen, welche dem Staate den gänzlichen Untergang gedrohet. Daher haben viele die venetianische Regierung als ein Wunder angesehen; indem man kein Exempel in den Geschichten von einer aristocratischen Regierung findet, welche so viele hundert Jahre durch keine Veränderung noch Bewegung erfahren. Hierbey muß man aber auf zweyerley Umstände Achtung geben. Zuförderst ist die nun eingeführte Venetianische Regierungsform bey weiten nicht so alt, als man insgemein vorgiebt; indem sie ungefähr mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts entstanden. Denn damahls ward das Gesetz gemacht, „daß alle diejenigen, welche zu der „Zeit Mitglieder des grossen Raths waren, so„wohl beständig für ihre Person, so lange sie leb„ten, als auch ihre Kinder und Nachkommen, „in dem grossen Rathe Sitz und Stimme haben „sollten.“ Dieses Recht ist nachher ohne Veränderung auf eben dieselben Familien fortgepflanzt, welches die itzigen venetianischen Edelleute sind. Man rechnet ihre Anzahl ungefähr auf drey Tausend, und ein jeder von diesen hat das Recht, in dem grossen Rath zu sitzen, wenn er ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erreichet. Dieses ist der rechte Anfang des adelichen Regiments, welches annoch in Venedig üblich ist; und man siehet daraus, daß solches nicht über fünftehalbhundert Jahre gewähret. Es scheint dieses schon hinlänglich zu seyn, der Venetianischen Regierung vor allen andern aristocratischen Regierungen einen

Vorzug beyzulegen, und solche als ein Wunder anzusehen, da man in der Historie kein dergleichen Exempel antrift. Man kann auch einer solchen Aristocratie, welche bereits so lange gewähret, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine ewige Dauer beylegen. Wenn man aber die Sache genauer überlegt, so hat man nicht Ursache, sich ferner so sehr darüber zu wundern. Man darf nur die Mittel erwegen, wodurch die Regierung unterhalten wird, so fällt einem das ganze Geheimniß auf einmahl in die Augen. Diese sind solchergestalt beschaffen, daß andre Länder nicht darnach fragen, eine solche beständige Regierung unter dergleichen Bedingungen zu haben; und die Seltenheit und der Vorzug der venetianischen Republik besteht also allein darinn, daß andre Länder sich einer solchen Einrichtung nicht haben unterwerfen wollen. Der venetianische Staat führt den Namen von einer freyen Republik. Die Freyheit aber erstreckt sich allein auf gewisse leichtfertige Excesse, welche ungescheut betrieben werden; ausserdem aber bemerkt man allenthalben nichts anders, als den härtesten Zwang, welcher von der Sklaverey nicht weit unterschieden ist. Die venetianischen Edelleute, in deren Händen die Regierung ist, werden durch die Gesetze der Stadt solchergestalt eingeschränkt, daß sie nicht mit einander reden müssen, ausser an einem gewissen Orte in der Stadt, der den Namen Broglio führet. Es ist ihnen gleichfalls bey Lebensstrafe verboten, mit fremden Gesandten umzugehen;

und sie kommen auch wirklich mit denselben niemahls, als bey Maskeraden und Bällen, zusammen. Welcher Zustand kann doch wohl elender seyn, als daß ein Bürger die Gegenwart des andern scheuen muß, und daß die Stadt mit Spionen und Kundschaftern angefüllet ist, die Spie d' Inquisitori genannt werden, und auch auf die geringste Bewegung Acht geben. Die Furcht, worinn die Republik beständig schwebet, und das Mißtrauen, welches sie gegen ihre eignen Bürger heget, ist so groß, daß sie zu Kriegszeiten das Commando über ihre Landmacht niemahls einem eingebohrnen, sondern stets einem fremden Anführer anvertrauet, dem sie zweene Rathsherren als Kundschafter, Proveditori generali, und als Aufseher, zur Seite setzet. Ja sie bedienet sich auch größtentheils fremder Soldaten, weil sie sich für ihre eigne Bürger fürchtet, die, weil man sie nicht zum Kriege anführet, dadurch weichlich und zaghaft werden. Andrer hieher gehörigen und eben so beschaffenen Umstände zu geschweigen, welche alle aufs deutlichste an den Tag legen, daß diejenigen, welche so viel von ihrer Freyheit reden, von den Sklaven sehr wenig unterschieden sind. Dieses heißt recht aus Furcht sterben, um zu sterben; oder sich todt zu hungern, aus Furcht, vergeben zu werden. Man kann bisweilen so viele Mittel ergreiffen, um einer Schwachheit vorzubauen, daß solche beschwerlicher, als die Krankheit selbst, werden. Niemand läßt sich alle seine Zähne ausreissen, um versichert zu seyn, daß er

niemahls

niemahls wieder Zahnschmerzen bekommen werde. Wenn zwey Eheleute mit einander eine solche Abrede nehmen, daß sie gleich nach der Copulation sich in gewisse Zimmer des Hauses einschliessen wollen, und kein Theil den andern weiter sehen soll, so kann zwar manchem Streite vorgebeugt, und der Hausfriede auf ewig befestiget werden. Sollte es aber nicht weit erträglicher seyn, bisweilen und alle Woche einmahl einige Ohrfeigen mit einander zu wechseln, als unaufhörlich in einer solchen Ehe zu leben? Die Beständigkeit der venetianischen Regierung gründet sich demnach auf solche Gesetze, denen sich andre Nationen nicht unterwerfen wollen. Wir haben in der ganzen Historie kein Exempel von einer Aristocratie, welche lange gewähret, als von dem alten Lacedämon, aber der Zwang, und die harten, ja fast unmenschlichen Gesetze waren der Kalk, welcher auch damahls, wie itzt hier, das Gebäude zusammenhielte. Die Lacedämonier hatten also keine Ursache gehabt, mit der Ertheilung ihres Bürgerrechts an Fremde so schwierig zu seyn. Denn niemand könnte wohl recht sonderliche Lust bezeugen, sich den unerträglichen Gesetzen des Lycurgs zu unterwerfen. Bey Venedig ist übrigens auch noch dieses zu merken, daß man, ungeachtet die Regierung aristokratisch ist, doch einige wenige Verfügungen antrift, welche das Ansehen einer Democratie haben. Denn der Kanzler, welcher gleichsam der Fürst oder Doge des Volks ist, wird aus dem Bürgerstande genommen. Er führet

ret den Titel, Excellenz, hat den Rang über die meisten Rathsherren, und geniessen einen ansehnlichen jährlichen Gehalt. Und ungeachtet der Doge der Republik von dem Adel allein erwählt wird, so wird doch seine Wahl nicht für vollkommen gültig gehalten, wo das Volk nicht durch einen frolockenden Zuruf seinen Beyfall zu erkennen giebt. Man hat davon ein Beyspiel an dem Herrn Sangredo, welcher nach geschehener Wahl wegen Mangel des Zurufs zu dieser Würde nicht gelangen konnte. Vielleicht ist dieses aber auch das einzige Exempel, und daher von keinem sonderlichen Gewichte. Ich bin ꝛc.

Der
vier und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Unter die seltsamen und ganz besonderen Menschen in Norden, von denen man in dieser Gegend nicht eine so grosse Anzahl, wie in andern Ländern antrift, kann insonderheit Johann Robeck, ein Schwede von Geburt, gerechnet werden. Dieser Robeck ward zu Calmar im Jahr 1672 gebohren, und widmete sich bey zunehmenden Alter dem Studiren, worinn er es sehr weit brachte. Wie er sich zu Upsal aufhielt, um sich noch ferner

in der Gelehrsamkeit vollkommener zu machen, so fielen ihm von ungefehr des Kaysers Marci Antonini Betrachtungen in die Hände, wodurch ihm ein grosser Abscheu vor der Welt eingeprägt ward. Weil aber der Kanzler von der Universität, dem er vielleicht wegen seiner Lehre verdächtig war, ihm nicht erlauben wollte, öffentlich zu disputiren, so verließ er aus Verdruß sein Vaterland, und begab sich nach Deutschland, wo er sich von den Jesuiten überreden ließ, die catholische Religion anzunehmen. Hierauf gieng er nach Italien, und nachdem er noch verschiedene andre Länder besehen hatte, so wachte bey ihm das Verlangen nach seinem Vaterlande wieder auf, und er erhielt auch von König Carl dem Zwölften die Erlaubniß, sich daselbst aufzuhalten. Nach dem Tode dieses Königs aber wollte man ihm als einem Abtrünnigen, und als einem Jesuiten nicht länger verstatten, in Schweden zu bleiben, wodurch er gezwungen ward, sein Vaterland zum zweyten mal zu verlassen, und sich von neuem nach catholischen Oertern zu begeben. Zuletzt langte er im Jahr 1734 zu Rinteln an, woselbst er sich wegen einer tiefen Schwermuth eine geraume Zeit in seinem Zimmer eingeschlossen hielte. Wie er aber endlich sein Testament gemacht, und das meiste von seinen Sachen und Schriften dem dortigen gelehrten Professor, Funccius, eingehändiget hatte, so begab er sich in ein von ihm erkauftes Both, und ruderte damit ganz allein zu aller Umstehenden Verwunderung vom Strande ab. Niemand konnte die Ursache und die

Art dieser Reise begreifen. Nicht lange nachher aber fand man seinen todten Körper in dem Weserstrom nicht weit von Bremen; und daher zweifelte man nicht mehr daran, daß er sich aus Schwermuth selbst ins Wasser gestürzet. Man ward in dieser Meynung noch mehr durch eine Schrift bestärket, die er nachgelassen, und um deren Bekanntmachung er den gelehrten Funccius ersucht hatte. Diese Schrift führt den Titel: **Philosophisches Bedenken über den Selbstmord.** Der Verfasser sucht hierinn eine solche That zu vertheidigen, und führt zu dem Ende alle diejenigen Gründe an, welche er für dienlich hält, seinen Satz zu bestärken. Er sagt: „Der Selbstmord ist von je her „für eine heroische Action von allen gesitteten Völ„kern gehalten worden, und Lactantius hat nebst „dem Augustinus denselben zu allererst verdammt.„ Er bewafnet sich mit zwölf, seiner Meynung nach, unüberwindlichen Gründen, welche doch alle mit leichter Mühe zu widerlegen sind. Sein wichtigstes Argument scheinet dieses zu seyn: „Ein „Mensch merkt, daß er eine unheilbare Krankheit „hat. Er sieht, daß er nicht im Stande ist, der „Welt die geringsten Dienste zu leisten, sondern „einzig und allein andern zur Last und zur Bürde „gereichet. Er fühlt solche Schmerzen, welche „vermögend sind, seine Gedult auf die Probe zu „setzen, und solche endlich zu ermüden. Kann „man denn von einem solchen Menschen sagen, daß „er sündige, wenn er durch den Selbstmord ein un„nützes Leben ein Ende machet.„ Die Morali-

sten haben aber auf dieses Argument bereits vorhin zweyerley geantwortet. Sie sagen: 1) Je grösser das Leiden ist, desto grössern Ruhm verdient derjenige, welcher die Stunde erwartet, da GOtt ihm helfen wird, und desto mehr werden auch andere erbauet. 2) Viele Krankheiten, welche man für unheilbar gehalten, sind dennoch durch Gedult und durch das Vertrauen auf Gottes Hülfe gehoben worden. Die vernünftigsten Heiden haben eben dieselben Gedanken geheget, und die Menschen mit den Schildwachen verglichen, die auf einen gewissen Posten gestellt werden, den sie nicht ehe bis ihre Zeit verstrichen, oder sie dazu Befehl erhalten, wieder verlassen müssen. Ueberhaupt ist es höchst thöricht, wenn einige den Selbstmord zu einer heroischen That machen wollen. Ich trete vielmehr diejenigen bey, welche es für verwegen halten, den Selbstmord zu rühmen, und für schwer, denselben zu entschuldigen, ungeachtet ich doch keinesweges den harten Urtheilen des Pöbels und verschiedener Geistlichen beypflichte, die solchen Menschen die Seligkeit und alle Gnade bey GOTT schlechterdings absprechen. Man muß vor allen Dingen darauf Acht geben, daß man keine Lehre annehme, wodurch der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu nahe getreten wird, und wodurch man sich einen widrigen und falschen Begrif von den Eigenschaften Gottes zu machen vermögend ist. Nach diesen Grundsätzen richte ich meine Theologie ein, und ich hoffe, daß auch meine Heterodoxie selbst dadurch wird können entschuldiget

werden. Was würde man von dem Regenten urtheilen, der eine stetswährende Ungnade gegen einen von seinen Unterthanen wollte blicken lassen, weil derselbe bey den heftigsten Schmerzen keine stoische Beständigkeit auszuüben fähig ist. In dergleichen Fällen nicht ungedultig zu werden, sondern beständig zu seyn, solches ist eine Eigenschaft die sich dem Heroismo nähert; und daher verdienen diejenigen, welche bey grossen Schmerzen und Widerwärtigkeiten den Muth fallen lassen, mehr den Namen schwacher und unvollkommener als rebellischer Unterthanen. Wie hart würde man demnach nicht handeln, wenn man solchen Menschen eine ewige Strafe zuerkennen, und von ihnen sagen wollte, daß sie sich aller Gnade unwürdig gemacht hätten. Ein anders ist es eine That entschuldigen, ein anders aber auch, dieselben einer ewigen Strafe würdig erkennen. Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen ihr Leben sehr lieb haben, und daher kann man den sichern Schluß machen, daß diejenigen, welche eine solche That ausüben, durch die Angst, durch das Leiden und durch die Widerwärtigkeit dergestalt müssen überwältiget seyn, daß sie ihre Sinne nicht mehr mächtig sind. Ein solcher Zustand verdient weit mehr beklagt zu werden, als daß man sich darüber erbittern sollte. Ich gestehe es, derjenige, welcher bey solchen Umständen den Muth fallen läßt, verdient nicht entschuldiget zu werden, und die Obrigkeit handelt nicht unrecht, wenn sie solchen Menschen neben andern das Begräbniß und die Ruhestätte ver-

versaget. Allein die Urtheile derjenigen sind viel zu hart, welche solche elende Menschen aller Gnade unwürdig erklären, insonderheit wenn sie aus Irrthum meynen, daß eine solche That wohl könne entschuldiget werden. Die Urtheile Gottes sind ohne allen Zweifel in sehr vielen Stücken von den Urtheilen der Menschen unterschieden. Wir verdammen diejenigen, welche bey einem grossen Leiden ungedultig werden, die heiligen Eigenschaften Gottes aber befehlen uns, unsre Urtheile in diesem Stücke einzuschränken. Der Grundsatz, den ich hierinn angenommen habe, verursachet auch, daß ich von solchen Menschen viel gelinder urtheile, welche in Verzweiflung sterben, und sich der Gnade Gottes unwürdig achten, als von den ruchlosen Sündern, welche mit eben solcher Frechheit sterben, als sie in ihrem Leben bewiesen haben. In dem ersten Fall trift man einen Beweiß von der Verachtung seiner selbst, und von einer gewissen Demuth und Furcht vor GOtt an. In dem letzten Fall aber bemerkt man offenbar einen unerträglichen Hochmuth, gar keine Furcht vor GOtt, und etwas, welches sich der Gottesverläugnung nähert. Ich bin rc.

Der fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß Sie vor kurzer Zeit eine französische Schrift gelesen, worinn der Verfasser gezeiget, daß die französischen allgemeinen Reichstage (Convocation des Etats) lange nicht so viel zu bedeuten gehabt, als die heutigen Parlamente, und Sie meinen daher, daß ich mich in meinen Anmerkungen über die französischen Parlamente geirret hätte. Wenn man aber die französische Historie mit Bedacht durchlieset, und die alleraltesten Parlamente, welche eigentlich nichts anders waren als Reichsversammlungen, von den neuern unterscheidet, welche eigentlich den Namen der Parlamente führen, so erhellet aufs deutlichste, daß ich mich nicht geirret habe, sondern daß der oben angeführte Verfasser, als ein Hofmann, vielmehr bemühet gewesen, die Reichstage zu verringern, um die Königliche Gewalt dadurch desto mehr zu erhöhen. Um dieses desto deutlicher zu machen, so will ich hier die Historie der Parlamente kürzlich anführen. In den alleraltesten Zeiten wurden gewisse Versammlungen gehalten, die den Namen von dem Monat Martius oder May führten (Champs de Mars ou

ou Champs de May) weil sie in einem von diesen Monaten gehalten wurden. Bey dem Anfang der fränkischen Monarchie bestunden diese Reichstage allein aus Kriegsleute, wozu nachher auch noch die Bischöfe gezogen wurden, und zwar nach der Bekehrung des ersten christlichen Königs Clovis. Damals wurden sie im Monat Martius gehalten, und daher Champs de Mars genennet. Pipinus aber verlegte dieselben nachher in den Monat May, und deswegen erhielten sie den Namen Champs de May, welche Anordnung zu dem Irrthum Gelegenheit gegeben, als wenn Pipinus wegen dieses veränderten Monats der Stifter dieser Reichstage gewesen. Zu den Zeiten Ludwigs des Frommen wurden diese Versammlungen öfterer gehalten. Im Anfange bestunden dieselben, wie ich schon gesagt habe, aus lauter Kriegsleuten, wozu auch nachher die Bischöfe und Prälaten gezogen wurden. Endlich erhielt auch der hohe Adel mit der Zeit das Recht, dabey zu erscheinen. Denn Hincmarus sagt, daß in dem Parlament, welches unter Ludwig dem Stammelnden gehalten worden, niemand gefehlet, als der Abt Hugo, und Bernhard, Graf von Auvergne. Die fränkische Nation war ehedem durch verschiedene äusserliche Kennzeichen und Merkmale von einander unterschieden. Aber nach der grossen Schlacht bey Fontenay, die im Jahr 841 gehalten ward, und worinn über hundert tausend Franken umkamen, ward dieser Unterscheid nicht mehr beobachtet; und anstatt daß man ehedem die Franken, die Sachsen, rc. und al-

so

so ein jedes Volk bey seinem besondern Namen zusammen zu rufen gewohnt war, so rief man nunmehro bloß und überhaupt die Geistlichkeit des Reichs und den Adel zusammen. Das gemeine Volk stellte sich auch häufig bey diesen Versammlungen ein, zwar nicht in der Absicht, um ihre Meynung über die vorgetragenen Sachen zu eröffnen, sondern bloß, um zu vernehmen, was von den andern Ständen beschlossen worden. Die Zusammenkünfte wurden damals nicht mehr Champs de Mars oder de May genannt, sondern Parlament oder Cours des Pairs. Ehedem wurden sie bald an diesem, und bald an jenem Orte gehalten, wie die Könige es für gut befunden, und den Ort ansetzten. Mit den alten dänischen Reichstagen hatte es eben dieselbe Beschaffenheit. Man hielt solche auch bald hie bald dort, und das Volk stellte sich auch ein, bloß um einen Zeugen von demjenigen abzugeben, was darauf beschlossen worden. Philipp der Schöne, war der erste, welcher das Parlament im Jahr 1302 an einen gewissen Ort, nämlich Paris, befestigte; denn man findet in einer von ihm herausgegebenen Verordnung, daß alle Jahre zwey Parlamente zu Paris gehalten werden sollten. Nachher erhielten verschiedene andere grosse Städte auch ihre Parlamente, die im Anfange zu gewissen Zeiten zusammen gerufen wurden, woraus aber nachher beständige Collegia entstanden, so wie sie auch noch sind. Die Glieder derselben können daher mit grösserm Rechte als Rathsglieder, die in Königlichen Sold stehen, angese-

gesehen werden, als daß sie Abgeordnete einer ganzen Nation seyn sollten. Dieses ist ein kurzer Abriß der Historie von den französischen Parlamentern. Man siehet daraus, daß sie zuerst nichts anders gewesen, als Versammlungen der Stände, und folglich weit mehr zu bedeuten gehabt haben, als die gegenwärtigen Parlamente, welche letztern nicht mit den Reichstägen, (Convocation des Etats) müssen vermengt werden, welche nachher bey wichtigen Vorfällen zu verschiedenen malen gehalten worden. Diese letztern sind allein solche Versammlungen, welche mit den englischen Parlamentern können verglichen werden. Denn beyde bestehen aus den Abgeordneten von allen Provinzen des Reichs; und der dritte Stand, oder der so genannte tiers Etat auf den Französischen Reichstägen hat eine Uebereinstimmung mit dem Unterhause in England. Der Unterscheid unter den Französischen Reichstägen und den Englischen Parlamentern besteht darinn, daß die ersten nur selten gehalten wurden, und seit einiger Zeit gänzlich aufgehöret, die letztern aber versammlen sich öfters, und währen lange. Der bereits erwehnte französische Verfasser führet es als einen Beweiß an, daß die französischen Reichstage nicht viel zu bedeuten gehabt; weil sie bisweilen unter der ganzen Regierung eines Königs nicht gehalten, und daher für unnöthig geachtet worden. Aber eben dieser Umstand, daß man unterlassen, sie zu versammlen, zeigt ausdrücklich, daß sie von einem grossen Gewichte gewesen, und daß die Könige nicht anders, als wenn

sie

sie durch die äusserste Noth darzu gezwungen worden, zu einem solchen Mittel geschritten, wodurch ihre Macht eingeschränkt ward. Denn bloß aus dieser Ursache hat man auch die englischen Parlamenter bisweilen eine Zeitlang ausgesetzt. Man kann den französischen Verfasser nicht besser widerlegen, als wenn man ihm dieses vorhält, daß die französischen Reichstäge völlig aufgehöret, seit dem die Könige in Frankreich zu einer souverainen Macht gelanget. Der letzte Reichstag, welcher im Jahr 1614 gehalten ward, verursachte bey der Regentin, der Maria de Medicis, ein grosses Nachdenken; und die Historie Ludwigs des XIII zeiget, daß der Hof damals alle nur ersinnliche Mittel angewandt, um einen Stand gegen den andern aufzuhetzen, damit nichts vorgenommen, oder ins Werk gerichtet werden möchte, welches dem Hofe unangenehm seyn könnte. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß ich annoch Ursache habe, bey meiner vorigen Meynung zu bleiben. Ich bin 2c.

Der sechs und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, aus einem recht patriotischen Eifer für ihren Glauben, wie es möglich sey, daß einer, der in der evangelischen Religion

ligion erzogen worden, die römische Religion annehmen könne, und meynen, weil solches dennoch täglich geschehe, daß alle dergleichen Bekehrungen sich einzig und allein auf einen zeitlichen Vortheil gründeten. Es ist wahr, der zeitliche Vortheil ist wohl an einem solchen Abfall vom evangelischen Glauben am meisten Schuld. Ich erkühne mich aber dennoch nicht zu sagen, daß er es bey allen sey. Unter denen, welche ich hierbey ausnehme, befindet sich auch einer von meinen Landsleuten, der berühmte Medicus Winslow, welcher gewiß durch keine zeitliche Vortheile, sondern allein durch die Liebe zu der römischen Lehre, bewogen worden, diesen Glauben anzunehmen. Sein Catechet ist der berühmte Bosuet gewesen, nach welchem er sich auch Jacques Benigne Winslow nennen lassen. Diesem Bosuet ist es geglückt meinen guten Landsmann durch eben dasselbe Argument einzunehmen, wodurch er ehedem den grossen General Turenne bewogen, seine vorige Religion zu verlassen. Denn er pflegte sich allemal eines solchen Arguments zu bedienen, welches in die Augen fiel, und wodurch schwache Gemüther sehr leicht konnten gereizet werden. Sie wundern sich vielleicht, daß ich mich des Ausdrucks schwacher Gemüther bediene, da ich von solchen Männern rede. Aber diejenigen, welche beyde Männer gekannt, die ich hier anführe, bezeugen einhellig, daß sie mit einer sonderbaren natürlichen Simplicität begabt gewesen, die man durch eine sophistische Theologie mit leichter Mühe einnehmen konnte. Das glänzende Argument, wo-

S durch

durch Bosuet diese beyden Männer eingenommen, und wodurch es ihm geglückt, noch viele andere ausser diesen zur Annehmung des römischen Glaubens zu bewegen, findet man in dem Leben des Turenne; und es ist eben dasselbe, welches Winslow sehr oft auch gegen mich und andre gebraucht hat, die er gerne zu Proselyten machen wollte. Es lautet folgendergestalt: „Wenn man ein von GOtt „geoffenbartes Gesetz annimmt, so muß man auch „zu gleicher Zeit gestehen, daß jemand nöthig sey, „den man zu allen Zeiten fragen, und der den wah„ren Sinn des Gesetzes auslegen kann. Ohne ei„nen solchen Ausleger ist die christliche Kirche „gleichsam eine Republik, die zwar weise Gesetze, „aber keine Obrigkeit hat, die vermögend ist, den „wahren Verstand derselben anzuzeigen. Welche „Verwirrung würde nicht daraus entstehen? Ein „jeder würde mit dem Gesetzbuch in der Hand her„umgehen, und über die rechte Meynung desselben „mit dem andern streiten.„ Er sagt ferner: „Wenn „man nicht einer gewissen Person eine solche Ge„walt, und ein solches Ansehen beylegen will, wel„ches über allen Zweifel und Widersprüche erhoben „ist, daß sie zu uns allen sagen kann: Sehet, das ist „die Meynung der heiligen Schrift; wie will ein un„wissender Bauer oder ein einfältiger Handwerks„mann solche Dinge verstehen, worüber die Gelehr„ten selbst mit einander streiten? GOtt hätte ja „auf solche Art, und wenn man dieses läugnet, den „Menschen die unentbehrliche Hülfe, und die so „nöthige Anleitung versagt, wenn er ihnen zwar ein

„Ge-

„Gesetz gegeben, zu gleicher Zeit aber auch keinen „sichern Ausleger verliehen, der ihnen die wahre „Beschaffenheit solcher Dinge sagen könnte, wel„che sie selbst nicht verstehen.„ Dieses ist das grosse und wichtige Argument, dessen sich dieser geistliche Hercules bedienet, und von welchem er glaubt, daß niemand demselben widerstehen könnte. Man kann aber mit Wahrheit sagen, daß dasselbe, wie glänzend es auch zu seyn scheinet, doch kaum einer Beantwortung werth sey. Denn hier ist nicht die Frage, ob es den Menschen nützlich gewesen seyn würde, wenn ihnen ein solcher beständiger Ausleger, der niemals irren könnte, wäre gegeben worden? Sondern hier kommt es bloß darauf an, ob es GOtt gefallen, dieses zu thun? Wenn wir das letzte untersuchen, so finden wir vielmehr, daß GOTT den Menschen befohlen, selbst in der Schrift nachzuforschen. Hiernächst aber sehen wir auch aus der Kirchenhistorie, daß diese unfehlbaren Richter, worauf Bosuet sich berufet, nicht zuverläßig sind. Die Concilia haben gewanket: Ein Pabst hat verworfen, was der andre beschlossen; ja die Päbste sind oft selbst mit den Kirchenversammlungen in einen Streit verwickelt gewesen. Wen unter allen soll man nun für den unfehlbaren Richter halten? Ich will aber hiervon nicht weiter reden; indem bereits verschiedene andere Schriftsteller, und insonderheit der Herr Placette, dieses Argument des Bosuets durch die stärksten Gründe widerlegt haben. Ich bin ꝛc.

Der sieben und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem letztern Schreiben des Bosuets Erwehnung gethan, und gezeigt, welches Argument er für das kräftigste gehalten, um die Protestanten dadurch zu widerlegen. Er schrieb zu dem Ende das bekannte Werk, welches den Titel führet; Histoire des Variations des Eglises Protestantes, und bemühet sich darinn zu zeigen, wie oft die Protestanten ihre Meynungen verändert; welchen Wankelmuth er denn als ein Merkmal einer falschen und irrenden Kirche anführet. Man kann aber darauf verschiedenes antworten. Zuförderst haben diese Veränderungen nicht einen Hauptpunkt oder einen Glaubensartikel betroffen. Lutherus hat sich auch niemals für unfehlbar ausgegeben; und es gereicht den ersten Glaubensverbesserern zu einer Ehre, daß sie in diesem oder jenem Punkte gewanket: Denn dadurch haben sie zu erkennen gegeben, daß sie sich gerne die Einsicht andrer Lehrer zu Nutze gemacht, und Mühe angewandt, die Wahrheit zu untersuchen, und zu finden. Sie haben also nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That selbst, zu erkennen gegeben, daß sie sich nicht für unfehlbar gehalten;

welches sie beständig an der römischen Kirche getadelt. Dieser Vorwurf des Bosuets dient also bloß zu einem Beweise von der Demuth und Lehrbegierde der Protestanten, und zeigt, daß sie nicht von ihrem einmal angenommenen Satze abweichen wollen, nämlich mit grosser Sorgfalt in der Schrift zu forschen, und der Wahrheit nachzutrachten, damit man ihnen nicht eben dasselbe unwidersprechliche Diximus vorhalten könne, welches sie an der römischen Kirche verworfen. Was aber dem Bosuet den Sieg aus den Händen reisset, und das Argument vernichtet, worauf er so sehr stolz ist, solches besteht darinn, daß gewisse gelehrte Protestanten ihn mit seinen eigenen Gründen widerleget, und die eigne Unbeständigkeit und den Wankelmuth der römischen Kirche gezeiget haben. Niemand hat dieses besser und mit kräftigern Gründen bewerkstelliget, als Herr Placette, ehemaliger Prediger an der französischen Kirche in Copenhagen. Dieser berühmte Mann hatte unter vielen andern gelehrten und scharfsinnigen theologischen Schriften auch einen Tractat unter dem Titel: Pyrrhonismus Pontificius geschrieben, worinn er von der Unbeständigkeit der römischcatholischen Lehrer in Absicht auf die Unfehlbarkeit der Kirche handelt. Es ist dieser Tractat hauptsächlich zu dem Ende von ihm entworfen, um die Schrift des Bosuets zu widerlegen, und die Beschuldigungen, wodurch dieser Skribent die Protestanten verhaßt zu machen suchet, auf die Römischcatholischen selbst zurück zu schieben. Er zeigt, daß die Historie der römi-

schen Kirche nichts anders ist, als eine Kette von beständigen Veränderungen, so wohl in der Lehre, als in den Ceremonien und in dem Kirchenregimente, und daß alle Veränderungen, welche geschehen sind, die Lehre insgemein noch ärger gemacht, als sie vorhin gewesen. Denn da viele Streitigkeiten zu den finstern und barbarischen Zeiten entstunden, da die Geistlichkeit keinen Begrif weder von der Theologie noch von der Moral hatte, so ward insgemein die ungereimteste und thörichste Meynung für orthodox erkläret. Man hat sich auch nicht nur jederzeit in der römischen Kirche gestritten, sondern man streitet auch noch, und zwar nicht allein über die Glaubensartikel, sondern auch über die Unfehlbarkeit der Kirche selbst. Einige legen solche dem Pabste, andre den Conciliis, und noch andre den Päbsten und Conciliis zugleich bey. Die Unbeständigkeit ist demnach in der römischen Kirche jederzeit weit grösser gewesen, als bey den Protestanten. Der Unterscheid bestehet bloß hierinn. Weil die Römischcatholischen ihre Lehre auf die Unfehlbarkeit der Kirche gründen, so sinket ihre ganze Religion, wenn der Grund hinfällt. Dieses aber kann man von den Protestanten nicht sagen, weil solche niemals eine solche Unfehlbarkeit zu besitzen verlangt haben. Ich bin ꝛc.

Der acht und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir die Historie von dem päbstlichen Collegio oder dem lustigen Consistorio zu wissen, wovon ich in meinen lateinischen Briefen kürzlich Erwehnung gethan, und welches vor einigen Jahren hier in Copenhagen von einer muntern Gesellschaft gestiftet ward. Ich kann ihnen nichts ausführliches davon berichten, weil ich weder eigentlich weiß, wenn es angefangen, oder wenn es aufgehöret. Die Chronologie thut endlich nichts zur Sache, und man kann ohne Schaden die rechte Epoche der Historie übergehen. Ich habe aber noch ausserdem verschiedene Umstände vergessen. Doch will ich das merkwürdigste, was mir annoch erinnerlich ist, von dieser Gesellschaft beybringen. Vor einigen Jahren faßten verschiedene muntere Köpfe den Entschluß, eine gewisse Gesellschaft unter sich aufzurichten, welcher sie den Namen des päbstlichen Consistorii beylegten. Die Namen der Personen will ich übergehen, weil einige von ihnen annoch am Leben sind, und vielleicht nicht gerne sehen, daß sie hier bekannt gemacht werden. Ich will also bloß desjenigen Erwehnung thun, der gleich im Anfange zum Pabst,

unter dem Namen Nicolaus der Erste, erwählet ward. Dieser Mann war ehedem Proviantverwalter auf dem Castel bey Copenhagen gewesen, und hieß Nicolaus Wiburg, woraus man sieht, daß er, wie die rechten Päbste doch sonst zu thun gewohnt sind, seinen Namen bey seiner Erhebung nicht verändern wollen. Dieser neue Pabst war zwar ein munterer Kopf, doch nicht eben gar zu gelehrt, ungeachtet er in seiner Jugend auf der hohen Schule in Copenhagen studiret hatte. Aber die Gesellschaft, welche wohl wuste, daß zu diesem hohen Amte nicht viele Gelehrsamkeit erfordert würde, und daß viele unter den rechten römischen Päbsten eine noch weit geringere Gelehrsamkeit besessen, hielten ihn für den allergeschicktesten, einen solchen Posten zu bekleiden, weil man bemerket, daß er seine Rolle wohl spielen könnte, welches das hauptsächlichste ist, was von einem wirklichen römischen Pabste erfordert wird. Man hatte auch nicht Ursache sich diese Wahl gereuen zu lassen, denn der neuerwählte wuste seinen Character mit einer solchen Majestät und Ehrbarkeit zu unterhalten, daß die sämmtlichen Cardinäle ihn für würdig hielten, den wirklichen päbstlichen Thron zu bekleiden. Man hatte nur dieses einzige an seiner Aufführung auszusetzen, daß er sich gar zu strenge in seinem Amte erwieß, und sich einer gar zu grossen Gewalt anmaßte, welches etwas anstößig zu seyn schien. Es gieng aber diesem guten Nicolao Primo wie vielen andern, welche so lange andre und fremde Personen vorstellen, und so lange eine fremde Natur anneh-

annehmen, daß sie darüber ihre eigne ablegen. Denn man bemerkte an diesem Manne eine beständige Ernsthaftigkeit, auch wenn er ausserhalb dem Collegio in einer andern Gesellschaft war, ja wie die Societät nach Verlauf einiger Jahre bereits gänzlich aufgehoben worden, und dieser Mann einmal einen Proceß vor dem Commerzcollegio hatte, so redete er mit einer solchen Autorität, daß der Präsident sich genöthiget sahe, von dessen Person eine nähere Nachricht einzuziehen; wie derselbe aber hörte, daß dieser Mann einige Jahre durch Pabst gewesen war, so wunderte er sich nicht weiter über seine Aufführung. Was ich von dem Pabste angeführet, solches kann man auch von den Cardinälen sagen. Denn diese führten sich bey diesem Schauspiel auch so ehrbar auf, daß solches nachher Ernst ward. Es entstand Streit und Uneinigkeit unter ihnen, welche in offenbare Feindschaft ausbrach, und worinn ganze Familien verwickelt wurden. Insonderheit geriethen zweene Cardinäle mit einander in einen Proceß, der ein ganzes Jahr währte, und mit einer solchen Hitze geführt ward, als wenn es wirklich Ehre und Redlichkeit beträfe. Und weil es keinem von beyden Theilen an Anhängern fehlte, so gab dieses zu einem Schisma Gelegenheit, woduch endlich die ganze Societät getrennt ward. Währender Zeit, daß diese Gesellschaft annoch dauerte, ward ich verschiedentlich ersucht, mit in dieselbe als ein Mitglied einzutreten, Weil ich aber bereits angefangen hatte, mich allen grossen und weitläuftigen Gesellschaften zu entzie-

 hen,

hen, so entschuldigte ich mich allemal. Es war demnach meine eigne Schuld, daß ich das Glück nicht hatte, Cardinal zu werden. Doch wohnte ich der Gesellschaft einige mal als ein Fremder bey, und fand alles vollkommen übereinstimmend mit demjenigen, was ich bereits vorher davon gehöret hatte. Denn dieses Consistorium machte nicht von seinen Kleinigkeiten ein solches Geheimniß, als die Gesellschaft der Freymäurer. Am meisten gefiel mir dieses, daß man allerhand nützliche Fragen aufwarf, welche bey der nächsten Zusammenkunft entschieden wurden. Bey solcher Entscheidung war das Urtheil des Pabstes von einem grossen Gewichte, weil er, wie man insgemein zu reden pflegt, e cathedra urtheilte. Das andre bestand bloß in allerhand kurzweiligen Ceremonien. Man trank die Gesundheiten verstorbener Heiligen, und sang ein Lied zum Andenken des in den Geschichten so bekannten Sterkodder, welchen der Pabst canonisiren lassen, weil man in der Chronik Erici Pomerani findet, daß er einmal einen Nachtstuhl aus vier deutschen Riesen gemacht, die er überwunden; welches von dem patriotischen Eyfer des Pabstes ein unwidersprechliches Zeugniß ablege. Dieses alles hätte ich endlich noch wohl leiden können, allein die vielen Gesundheiten, welche immer herum giengen, stunden mir nicht an. Denn ich merkte daraus, daß ich nicht die Fähigkeit hatte, welche von einem rechtschaffenen Cardinal erfordert ward, und blieb deswegen immer bey meiner Entschuldigung. Ausser dem Sterkodder hatte man noch verschiedene andre

alte

alte Helden canonisiret, und dieses munterte mich auf, im Namen der Stadt Callundborg um die Canonisation des Peter Paarsens Ansuchung zu thun. Ich setzte auch wirklich im Namen gedachter Stadt ein Memorial auf, und zeigte darinn, daß bemeldter Peter Paars, in Absichten auf seine Tugend und grosse Thaten eben so canonisabilis sey, als St. Andreas von Schlagelse, und verschiedene andre Heiligen, worauf einige Städte hier im Reiche ehedem so stolz waren. Das Memorial war folgendergestalt abgefast:

Allerheiligster Vater.

„Weil nun über hundert Jahre verlaufen sind, „ja mehr als die halbe Zeit verstrichen ist, welche „zur Canonisation erfordert wird, seit dem der be„rühmte Peter Paars sich durch seine Tugenden „und große Thaten dergestalt auf Erden hervor „gethan, so haben wir sämmtlichen Bürger, da „wir merken, daß Bürgermeister und Rath sich „des Nutzens unsrer Stadt wenig oder nichts an„nehmen, uns erkühnen wollen, um die Canoni„sation dieses berühmten Mannes anzuhalten, „damit Callundborg so wohl seine Schutzheiligen „haben möge, als das uns benachbarte Schlagelse. „Wir dürfen keine Bewegungsgründe anführen, „unser Ansuchen zu unterstützen, weil die Thaten „unsers Helden so groß sind, daß der ehrwürdige „und wohlgelehrte Hans Michelsen, vordem „wohlverdienter Poet, und weiß Bier Brauer

„hier

„hier in der Stadt, vier Bücher angewandt, sein „Leben und seine Thaten zu beschreiben. Man „weiß, daß die Historie auf zuverläßige Urkunden „gegründet ist, und daß verschiedene wackere „Männer, welche selbst Augenzeugen von allem „gewesen, solche bezeugen, unter denen wir nur „gegenwärtig Christiernum Storch, den Gevoll„mächtigten des Vogts auf Anholt, Jens Block, „Land-und Provincialmedicum, und den deut„schen Joachim, wohlverdienten Sprachmeister, „anführen wollen, so daß niemand mehr an der „Richtigkeit der Geschichte zweifelt. Wir haben „überdem noch einen geschriebenen Bericht von „der ehrwürdigen Matrone, der alten Gunild, „welcher durch das Zeugniß des ehrwürdigen und „wohlgelehrten Herrn Peters, Küsters hieselbst, „bestätiget worden. Wir bitten daher demü„thigst, daß“ ꝛc.

Weil aber dieses päbstliche Collegium gleich darauf ein Ende nahm, so konnte aus dieser Canonisation damahls nichts werden. Wenn die Societät noch eine Zeitlang gedauret hätte, so würde ich auch eine Vorbitte vor Nicolaus Klimm eingelegt haben, dessen Thaten annoch weit wichtiger sind. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe den Vorschlag gelesen, der in den politischen Schriften des Abts St. Pierre angetroffen wird, und die Mittel betrift, die seiner Meynung nach am sichersten zur Abschaffung und Aufhebung der Duelle können gebraucht werden. Solche stimmen mit denenjenigen überein, welche ich in der unterirrdischen Reise Nicolai Klims angeführet, woselbst von einem gewissen Gesetz in dem Fürstenthum Potu geredet wird, daß diejenigen unter einer beständigen Vormundschaft wie Kinder leben sollten, welche sich erkühnen würden, aus Hitze, und aus einem eingebildeten Point d' honneur den Degen gegen einen von ihren Mitbürgern zu ziehen, und denselben zu einem Zweykampf heraus zu fordern. Der Abt St. Pierre dringt hauptsächlich auf dieses Mittel, und meynt, weil der Mißbrauch aus einem eingebildeten Point d' honneur her rühre, so könnte derselbe am besten gehoben werden, wenn man eine solche eingebildete Ehre in Schmach und Verachtung verwandelte. Daß diese Schwachheit unnatürlich ist, solches erhellet daraus, weil die Duelle von je her unter den streitbarsten Nationen

tionen unbekannt gewesen. Denn man findet nicht das geringste Merkmahl davon bey den alten Griechen und Römern, weil dieselben dafür hielten, daß die Ehre eines Mannes nicht in dergleichen Dingen zu suchen sey. Kein Officier bey den Türken, Persianern, Chinesern, oder andern orientalischen Völkern, leidet das geringste an seiner Ehre, wenn er sich wegert, auf die ihn von einem andern geschehene Ausforderung zu erscheinen. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, wenn er den Gesetzen gehorsam ist, und die Streitigkeit dem gemeinschaftlichen Richter überläßt. Bloß in Europa hat dieser lächerliche Gebrauch seinen Ursprung genommen, und währet auch noch in demselben bis auf den heutigen Tag. Ich nenne diese Gewohnheit mit Bedacht lächerlich, indem nichts thörichter ist, als sein eigen Leib und Leben wegen einer ungewissen Hoffnung, sich zu rächen, auf das Spiel zu setzen. Die meisten, welche einander heraus fordern, kommen mit zerstümmelten Gliedern wieder zurücke, welches eine Rache ist, die einen gewiß sehr wenig Nutzen schaffet. Denn sie ist eben so ungereimt, als wenn die Kinder mit geballten Fausten gegen die Wand schlagen, woran sie sich gestossen haben. Weil demnach ein thörichter Hochmuth und eine eingebildete Ehre der Zunder zu diesem verderblichen Mißbrauch ist, so kann man kein kräftigeres Mittel ersinnen, denselben auszurotten, als wenn man diese eingebildete Ehre in die empfindlichste Schmach und Schande verwandelt. Denn es fehlet nicht an

solchen

solchen Exempeln, daß der Mißbrauch durch dergleichen Verfügungen gehemmet worden, wo die strengsten Gesetze nichts auszurichten vermögend gewesen. Wie die Milesischen Jungfrauen einmal alle von der Thorheit überfallen wurden, daß sie sich in großer Anzahl selbst ermordeten, indem sie den Selbstmord als eine heroische That ansahen, und die Obrigkeit merkte, daß diese Raserey durch die darauf gesetzten Strafen eher vermehrt als vermindert ward, so verordnete dieselbe endlich, daß eine jede Jungfrau, welche sich auf solche Art das Leben nehmen würde, ganz nackend, in Gegenwart aller Menschen, sollte begraben werden. Dieses hatte eine solche Wirkung, daß sich nachher keine mehr ermordete. Der Abt St. Pierre schlägt ausserdem noch verschiedene andere Mittel vor, nämlich, daß ein jeder Officier, ehe er angenommen würde, durch einen Eyd angehalten werden sollte, sich nicht in einen Zweykampf einzulassen. Dieses aber dürfte zu vielen Meineyden Gelegenheit geben. Er schlägt ferner vor, keinen Fechtmeister im Lande zu dulden. Weil man sich aber einander ermorden kann, ohne in der Fechtkunst erfahren zu seyn, so würde der Mißbrauch auch dadurch nicht gehoben werden. Er meynt endlich, man solle allen Bürgern verbieten, Gewehr zu tragen, ausser auf Reisen oder im Kriege. Weil aber die Erfahrung zeiget, daß die Duelle so wohl an denen Orten gewöhnlich sind, wo die Leute mit Degen auf der Gasse gehen, als wo sie keine tragen, und die Duelle bey uns weit

gebräuch-

gebräuchlicher waren, da die Studenten mit Mänteln giengen, als nun, da sie alle Degen haben, so ist auch dieses Mittel nicht hinlänglich. Am besten ist es, wenn man sich des ersten Mittels bedienet. Doch hat man nicht nöthig mit besagten Abt die Sache so weit zu treiben, und die Duellanten in eine sogenannte tolle Kiste einzusperren. Auch die Beyspiele grosser Männer haben bisweilen einen vortreflichen Eindruck. Wie der Lord Galloway einmal zum Duell herausgefordert ward, so antwortete er: „Er hielte sich verbunden, seine Arme und seinen Degen bis auf „eine bessere Gelegenheit zu sparen.“ Ich bin ꝛc.

Der sechszigste Brief.

Mein Herr,

Die Abhandlung, welche Sie wegen des Schifs entworfen haben, das man vor einigen Jahren in dem Monde hat sehen wollen, ist ganz gelehrt gerathen, und zeigt einen muntern Witz an, die wahrscheinlichsten Muthmassungen von natürlichen Begebenheiten ausfündig zu machen. Meiner Meynung nach aber hätten sie sich, ehe sie diese Arbeit angefangen, nach der Wahrheit der Sache erkundigen sollen, damit sie keine vergebliche Mühe anzuwenden nöthig gehabt hätten. Ein gewisser Mann brachte vor einigen

nigen Jahren eine neue Theorie von dem Monde zum Vorschein. Seine Ausrechnung war richtig, es kam aber nur bloß darauf an, daß er diesen Planeten diejenige Bewegung mittheilte, die er wünschte, um sein System zu bestärken. Die Reise des berühmten Klims giebt solchen Männern viele Gelegenheit, gewisse natürliche Begebenheiten in der unterirrdischen Welt zu erklären. Man muß aber zuförderst von der Richtigkeit der Historie Nachricht einziehen, ehe man sich den Kopf über solche Dinge zerbricht, welche gar nicht vorhanden sind. Montagne urtheilet folgendergestalt hievon: „Ich bemerke, daß viele Menschen, „wenn von Sachen die Rede ist, welche in die Na„turwissenschaft einschlagen, sich weit eher bemühen, eine Ursache davon ausfündig zu machen, „als zu untersuchen, ob die Sache, wovon sie schrei„ben wollen, auch würklich vorhanden ist. Sie „gehen die Sache selbst vorbey, und untersuchen „bloß die Würckungen derselben mit vieler Mühe. „Sie fangen insgemein also an: Wie mag dieses „oder jenes zugehen; da sie doch vielmehr zu aller„erst fragen sollten: Ist es auch würcklich wahr, „was man sagt?“ Ich gerieth einmahl in Paris mit einem Römischcatholischen in einen heftigen Streit, wegen des Satzes, daß der Pabst nicht irren könne. Er sagte: „Wie kann es möglich „seyn, daß die Päbste, als Nachfolger des hei„ligen Petri, dem GOtt das Versprechen der „Unfehlbarkeit gegeben, in Glaubenssachen irren „können? Ich antwortete ihm aber: Wir wollen

„zuförderst untersuchen, ob die Päbste Nachfol„ger des heiligen Petri in dem römischen Bißthum „sind, und ob Petrus von GOtt dergleichen Zu„sage erhalten, so wollen wir nachher leicht wegen „der übrigen Umstände fertig werden.“ Nichts ist verkehrter, als sich in die Untersuchung solcher Sachen einzulassen, welche nirgends, als in dem Kopfe desjenigen, der es erzählet, zu Hause gehören. Democritus hatte einmahl Feigen auf dem Tische, welche nach Honig schmeckten. Er ward dadurch begierig, den Ort zu sehen, wo die Feigen gewachsen waren. Wie die Köchin merkte, daß er sich darüber wunderte, so sagte sie lächelnd: Er möchte die Mühe sparen; denn sie hätte die Feigen in ein Gefäß gelegt, worinn ehedem Honig gewesen. Democritus aber ward darüber empfindlich, weil ihm dadurch die Gelegenheit benommen worden, einer seltenen Begebenheit nachzuforschen, und sagte: „Nun will ich „nichts destoweniger die Ursache mit einem solchem „Fleisse untersuchen, als wenn dieselbe wirklich „natürlich gewesen wäre. Man könnte hievon unzählige Exempel anführen, um dasjenige zu bestärcken, was ich eben gesagt habe. Ich will aber nur ein einziges beybringen. In dem vorigen Jahrhundert streuete man allenthalben aus, daß in Spanien gewisse Leute gefunden würden, welche so tief in die Erde sehen könnten, daß sie darinn Metalle, Brunnen, Särger und dergleichen zu entdecken vermögend wären. Diese Nachricht setzte die Naturkündiger in Bewegung; und ver-

schiedene bemüheten sich, die Ursachen davon ausfündig zu machen, ohne vorher die Wahrheit der Geschichte untersuchet zu haben. Man nannte diese scharfsichtigen Leute Zahoris, welches ein arabischer Name ist, und woraus man sieht, daß die Mohren dieses den Spaniern eingebildet. Wie Plutarchus einmahl gefragt ward, wie ein Füllen, welches von den Wölfen verfolgt worden, schneller als andre lauffen können? so antwortete er: **Das kann wohl seyn, weil es vielleicht nicht wahr ist.** Ich bin ꝛc.

Der ein und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Unser gemeinschaftlicher Freund entschuldiget sein Stillschweigen dadurch, weil er gar zu viel Postgeld für die Briefe geben müste. Ich befinde mich gewissermaßen wohl dabey: Denn, wenn alle Briefe frey gehen sollten, so würde deren Anzahl jährlich sehr stark vermehret werden. Die Unkosten, welche man übrigens auf die Briefe wenden muß, werden durch den großen Nutzen, den die Posten gestiftet, sehr reichlich wieder ersetzet. In alten Zeiteu muste man mit grossen Kosten eigne Bothen und Brief-

träger abfertigen, und wenn man darzu nicht das Vermögen hatte, so giengen bisweilen ganze Monate hin, ja man muste oft ein ganzes Jahr verstreichen lassen, ehe man von seinem Freunde Nachricht erhalten konnte. Es ist schwer, die Zeit genau zu bestimmen, wenn diese Anstalt ihren Anfang genommen. In dem Codice Theodosiano wird zwar in dem Titel de Cursu publico der Postpferde gedacht; es werden hier aber nicht solche Posten verstanden, als wir gegenwärtig haben. Das Wort Post kommt von ponere her; weil die Pferde auf gewisse Weiten von einander gestellt und gesetzt werden. Unter der römischen Herrschaft musten die Briefträger von den Städten, oder von andern Privatpersonen, wo sie hinkamen, mit Pferden versehen werden; welchen Zwang aber der Kayser Hadrianus wieder abschafte. Die türkischen Postbothen nehmen noch itzo allenthalben die Pferde weg, wo sie solche finden. Zu unsern Zeiten hat man zweyerley Arten von Posten, eine fahrende und eine reitende; welche aber beyde nicht gleich alt sind, indem diese Stiftung nicht an allen Orten zu einer Zeit eingeführet worden. In Frankreich soll Carl der Grosse, wie einige glauben, die Posten zuerst angeordnet haben. Man kann aber die Stiftung mit mehrerem Grunde Ludwig dem II. beylegen. In Deutschland war diese Anstalt bis zu den Zeiten Maximilian des I. völlig unbekannt: Denn unter dessen Regierung that der bekannte Franciscus de Taxis den ersten Vorschlag, Posten anzulegen, und erhielt

vom

vom Kayser daher die Direction des Postwesens für sich und seine Familie; welches Amt dieselbe auch noch besitzet. In dem grossen dreyßigjährigen Kriege ward übrigens das Postwesen erstlich recht eingerichtet. Man wuste aber im Anfange von keiner andern Post, als von der allgemeinen Kayserlichen Post, welche unter der Anordnung des von Taxis durch alle deutsche Provinzen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gieng, da die vornehmsten Stände in Deutschland in ihren eignen Landen auch Posten anlegten. Die Familie von Taxis beschwerte sich zwar darüber; die Stände aber liessen sich durch diese Einwendung nicht irre machen, und hielten sich vielmehr berechtiget, eine solche Anstalt in ihrem Lande anzuordnen, da der Kayser in seinen eigenen Erblanden eine besondere Post angelegt, und damit den Grafen von Paar belehnet hatte. Die Grafen von Taxis halten indessen doch noch reitende Posten, welche durch ganz Deutschland gehen; und in den kleinern Staaten des römischen Reichs ist ihnen dieses Recht auch noch allein, und mit Ausschliessung aller andrer Posten, verblieben. Was die nordischen Lande betrift, so findet man, daß die Posten zwischen Dännemark und Norwegen zu allererst von Christian dem IV. eingerichtet worden; wiewol das Postwesen doch nicht eher, als im Jahr 1650, recht zu Stande kam. Es erhellet solches aus der von König Friedrich dem III. ergangenen Postverordnung, worinn gewisse Tage festgesetzt wurden, an welchen die Post von Christiania nach

Copenhagen gehen sollte. Die Königliche nach Hamburg gehende Post ist nicht eher, als im Jahr 1653, eingeführet worden. Denn in diesem Jahr ward zu allererst eine reitende Post so wohl in Copenhagen als im Hamburg angeordnet, welche in weniger als drey Tagen die Briefe von einer Stadt zur andern bringet. Dieses geschiehet zweymahl in der Woche, und zwar nach der Anstalt, welche von dem General-Postdirector, Paul Klingenberg, gemacht worden, den man für den eigentlichen Stifter des Postwesens hier in Norden halten kann. Ich bin 2c.

Der zwey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke, daß sie nebst andern die irrige Meynung hegen, als ob die bekannte Rinde, die wir China Chinae, die Franzosen aber Quinquina nennen, aus China gebracht werde. Die Bäume, von denen diese Rinde genommen wird, wachsen einzig und allein in der Peruvianischen Provinz Quito in America, auf einigen Bergen, nicht weit von der Stadt Loxa. Die Spanier gaben diesen Bäumen gleich den Namen Pala de Calenturas, oder Fieberbäume. Diese

Bäu-

Bäume sind an Grösse den Kirschbäumen gleich. Diejenigen, welche auf dem Berge Cajanuma, ungefehr zwey Meilen von Loxa, wachsen, werden für die besten gehalten, und von diesen ist auch die erste Rinde nach Europa gebracht worden. Wie hoch insonderheit die Rinde von den Bäumen auf dem Berge Cajanuma gehalten worden, solches erhellet daraus, daß die Kaufleute sich besondere Attestate von den Notarien geben lassen, daß die Rinde von dem Berge Cajanuma genommen worden. Diese Rinde ist in Europa nicht eher, als seit dem Jahr 1640 bekannt gewesen. Die Jesuiten brachten dieselbe einige Jahre nachher in Italien und Spanien in einen grossen Ruf. Andre hingegen, und insonderheit einige Medici, welche ihre Rechnung nicht dabey finden, daß ein Fieber so bald, und durch solche geringe Mittel vertrieben werde, haben den Gebrauch dieser Rinde verworfen. Man sieht aus den Briefen des Guy Patins, wie schlecht derselbe von dieser Rinde urtheilet. Der Cardinal de Lugo führte die Rinde zuallererst im Jahr 1650 in Frankreich ein, wo dieselbe eine lange Zeit das Pulver des Cardinals (la poudre du Cardinal de Lugo) genannt ward. Die Engländer aber nannten diese Rinde das Pulver der Jesuiten, weil die Jesuiten damit einen grossen Handel trieben. Woher diese Rinde den nun gebräuchlichen Namen China oder Quinquina erhalten, solches kann ich nicht zuverläßig bestimmen. Es scheint aber glaublich zu seyn, daß die Gräfin von Chinchou, bey welcher diese Rinde eine

wundernswürdige Wirkung gethan, zu obberegten Namen zuerst Gelegenheit gegeben. Man erzählt die Historie folgendergestalt. „Die Gräfin „von Chinchou, die Gemahlin des Statthalters „in Peru, war eine geraume Zeit mit dem Tertianfieber geplagt, und hatte, um solches zu ver„treiben, bereits allerhand Mittel vergebens ge„brauchet. Einer von den Freunden des Statt„halters, dem die Kraft dieser Rinde wider das „Fieber bekannt war, schickte ihr etwas davon, und „gab ihr zu gleicher Zeit die Versicherung, daß das „Fieber aufhören würde, so bald sie sich nur ent„schliessen wollte, etwas davon zu gebrauchen. Er „ward hierauf gleich nach Lima geholet, um selbst „das Recept zuzubereiten, und dieses geschahe auch „mit einer solchen erwünschten Wirkung, daß die „Gräfin von dem Fieber befreyet ward. Nach die„ser gemachten Probe ließ man von Loxa mehr von „der Rinde holen, und weil die Gräfin davon an „alle diejenigen austheilte, die derselben nöthig „hatten, so ward diese Rinde im Anfange insge„mein das Pulver der Gräfin genannt." Vermuthlich hat man sich hiebey auch des Namens Chinchou bedienet, welches nachher in China verwandelt worden. Nachdem die Gräfin das Pulver eine Zeitlang selbst ausgetheilt hatte, und sich endlich damit nicht weiter bemühen wollte, so überließ sie diese Austheilung den Jesuiten. Daher hat man dieses Pulver in Indien lange das Pulver der Jesuiten genannt, ehe es in Europa bekannt ward. Man meynt, daß diese Begebenheit im

Jahre 1638 geschehen sey. Im Anfange ward die Rinde fast mit Gold aufgewogen. Nachher aber verlohr dieselbe sehr viel von ihrem Preiß, da die Einwohner von Loxa, wie sie sahen, daß sie nicht so viel schaffen konnten, als verlangt ward, andre Rinden darunter mengten, und solche unter dem vorigen Namen auf dem Markte verkauften, wenn die Gallionen von Panama abgiengen. Die Reisenden, welche dort gewesen, versichern einhellig, daß die großen Bäume alle weg, und nur noch junge übrig sind. Und daher ist es wahrscheinlich, daß der größte Theil dieser Rinde, welche nun in Europa gebraucht wird, mit Cascanille und andern Rinden vermengt ist. Denn sonst könnte dieselbe unmöglich für einen so geringen Preiß verkauft werden. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Alle Menschen haben einen natürlichen Begrif von der Gerechtigkeit, obgleich die Ungerechtigkeit nicht durch ausdrückliche Gesetze verboten worden. Denn ungeachtet kein Gesetzgeber etwas deswegen verordnet, so halten sich doch alle und jede verpflichtet, dieses große Gebot

der Natur zu beobachten: „Was du nicht willst, „das andre dir thun sollen, das thue du ihnen auch „nicht.“ Weil aber keine Wahrheit so klar und unwidersprechlich ist, daß sie nicht von einigen sollte angefochten werden: so haben auch einige kühne Philosophen kein Bedenken getragen zu behaupten, daß dieses kein Gebot der Natur sey, sondern daß solches allein von der Unterweisung, von der Erziehung, und von ausdrücklichen Gesetzen herrühre. Niemand hat dieses weitläuftiger ausgeführt, als der bekannte Hobbesius. Verschiedene andre haben seine Fußstapfen betreten, und es scheint, daß der berühmte Locke, auch seiner Meynung beypflichtet. Denn derselbe sagt an einem Orte in seinen philosophical Essays: „Ein jeder angebohrner Grundsatz muß an sich „selbst so deutlich seyn, daß man keinen Beweis „bedarf, um die Wahrheit desselben zu zeigen, „noch eine Ueberredung, denselben anzunehmen. „Also hält man billig dafür, daß derjenige nicht „einen Funken von Verstand besitzt, welcher ent„weder eine Ursache verlangt oder giebt, daß ein „Ding zu gleicher Zeit seyn, und auch nicht seyn „könne. Dieser Satz führt eine solche Wahrheit „mit sich, welche keines Beweises bedarf, und ein „jeder, der nur der Sprache kundig ist, begreift „denselben augenblicklich, weil er unwiderleglich, „und im höchsten Grad deutlich ist. Wenn man „aber diese moralische Regel vorträgt, welche der „Grund aller Tugend ist: Was du nicht willst, das „dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht,

„nicht, und solche einem Menschen einschärft, der „niemals vorher davon sprechen hören, so wird der„selbe doch, ungeachtet er die Sprache verstehet, „die Ursache und den Grund dieses Satzes wissen „wollen, und derjenige, der ihm diesen Satz vor„trägt, wird sich verbunden halten, davon eine „Ursache anzugeben. Man sieht daraus, daß die„ses Gesetz nicht natürlich und angebohren ist. „Denn, wenn solches wäre, so brauchte man so „wenig den Satz zu beweisen, als derselbe durch „einen Unterricht könnte deutlicher gemacht wer„den, sondern solcher müste als eine unwidersprech„liche Wahrheit angenommen werden, woran nie„mand zweifeln könnte, so bald man nur die Sa„che nennen hörte. Die Wahrheit der morali„schen Regeln gründet sich demnach auf etwas vor„hergehendes, woher dieselben durch das Mittel „der Unterweisung müssen geleitet werden; wel„ches aber nicht nöthig wäre, wenn diese Regeln „von der Natur eingeprägt, oder von sich selbst „klar wären.“ So weit gehen die Gedanken die„ses großen Weltweisen, und man siehet daraus, daß er die Meynung heget, daß das Licht der Natur uns keinen Begrif von den Tugenden und Lastern gebe, sondern daß man diese Erkenntniß allein der Unterweisung und Erziehung zu danken habe. Andere haben sich bemühet, diese paradoxe Meynung durch Exempel zu beweisen. Sie sagen, man zeige zweyen Kindern eine Sache, wornach sie beyde ein Verlangen haben. Man gebe z. E. dem jüngsten und schwächsten Kinde ei-

nen

nen Apfel, und lasse die beyden Kinder allein, und hierauf gebe man Achtung, ob das älteste und stärkste Kind nicht dem jüngsten den Apfel mit Gewalt aus der Hand reissen wird. Sie zeigen weiter, daß man ganze Nationen finde, welche ihre Kinder schlachten und essen, und andere, welche sich eine Ehre daraus machen, zu rauben und zu stehlen. Die Freybeuterey ward in vorigen Zeiten als eine heroische That angesehen, und ein reicher Mann machte sich eine Ehre daraus πολυλήιος, oder ein solcher genannt zu werden, der sich durch den Raub bereichert. Die Natur ist also, wie sie sagen, wider das Gesetz, oder das Gesetz wider die Natur. Die Natur kann keine andre als verdorbene Mitglieder in einer Societät hervorbringen. Die Gesetze aber werden gegeben, um die Natur zu zwingen und gute Bürger zu machen. Die Grundsätze, welche von der Natur herrühren, die allenthalben und alle Zeit eben dieselbe bleibt, können keinen göttlichen Ursprung haben, wenn sie die Menschen auf Abwege verleiten, die GOtt zu betreten verboten hat. Die Natur ist bey allen Menschen einerley, und wenn dieselbe verändert werden könnte, so würden die Menschen aufhören, Menschen zu seyn. Sie ist eine treue und beständige Gefährtin, und siehet die Unterweisung nicht anders als mit scheelen Augen an, weil solche ihre Ruhe störet, und ihren Lüsten einen Zaum anleget. Solche und andere scheinende Gründe suchet man insgemein hervor, um einen Grundsatz zu entkräften, der stets für unwider-

dersprechlich gehalten worden. Allein, so scheinend auch diese Gründe sind, so leicht sind sie auch zu widerlegen. Was den Beweis des Hrn. Locke betrift, daß alles, was einer weitern Erläuterung bedarf, nicht angebohren noch von der Natur eingeprägt seyn könne; so hat er zwar darinn nicht völlig Unrecht. Man kann aber auch zu gleicher Zeit sagen, daß die grossen Hauptpflichten so känntlich und in die Augen fallend sind, daß man sie nur nennen darf, um zu zeigen, daß die Menschen verbunden sind, sie in Acht zu nehmen. Denn eben so leicht ein Mensch begreift, daß ein Ding nicht zu gleicher Zeit seyn, und auch nicht seyn kann, eben so leicht fasset er auch dieses grosse Gesetz: „Was du nicht willst, „das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch „nicht.“ Daß einige Menschen entweder aus Bosheit dieses nicht begreiffen wollen, oder aus einer verderbten Gewohnheit nicht begreiffen können, solches thut nichts zur Sache. Denn viele läugnen auch das Daseyn Gottes, ungeachtet nichts leichter zu begreiffen ist, als daß die wundervolle und höchstordentliche Schöpfung nicht von ungefehr entstanden seyn könne, sondern einen allmächtigen Baumeister haben müsse. Derjenige also, welcher nicht begreift, daß das vorangeführte grosse Gesetz von der Natur herrühre, der bezeiget sich selbst ganz unnatürlich; und wenn er dieses nicht ohne vorhergegangenen Beweis glauben will, so wird er eben so wenig ohne vorhergegangene

gangene Unterweisung gestehen, daß ein Triangel kein Zirkel ist, oder daß er selbst existiret. Die hiergegen angeführten Exempel beweisen bloß, daß eine böse Unterweisung und eine verderbte Gewohnheit dasjenige verstellet, was die Natur ordentlich gelehret. Auf solche Art ist es leicht, das Licht in Finsterniß zu verwandeln. Was von den beyden Kindern angeführet wird, schickt sich nicht hieher. Denn die Kinder verlangen auch eine Ursache von dem Satze zu wissen, warum ein Ding nicht zugleich seyn, und auch nicht seyn könne, und lassen sich auch solche Dinge erklären, welche die äusserste Klarheit bey sich haben. Daß verschiedene Völker einander schlachten und essen, und daß andere den Raub und die Freybeuterey für eine Tugend halten, weil Lycurgus sie durch ein Gesetz dazu aufgemuntert hatte, und man findet unzähliche andre Menschen, welche aus Liebe zu ihrer Religion, oder aus Ehrerbietung gegen ihre Lehrer, ihre eigene Sinnen verläugnen, und sagen, daß sie sehen, fühlen und hören, da sie doch von dem allen nicht das geringste wirklich empfinden. Man stelle sich vor, wenn jemand seinen Wohlthäter mit Gewalt desjenigen beraubte, was ihm lieb und angenehm ist, und derselbe sich darüber innerlich betrübte, sollte es dem Thäter wohl nicht natürlicher Weise und ohne allen vorhergegangenen Unterricht einfallen, daß er eine gottlose That begangen. Es

thun

thun demnach alle diejenigen Exempel, welche man zu Bestärkung der gegenseitigen Meynung anführet, nichts zur Sache. Denn die Meynung der andern Parthey ist und bleibet ungegründet, und ärgerlich, wo man nicht sagen will, daß auch ein vorhergehender Unterricht erfordert würde, um den Menschen begreiflich zu machen, daß das Brodt kein Fleisch zu nennen, oder daß die unendliche Schöpfung von ungefehr entstanden sey; welches doch einige verstockte Menschen zu behaupten sich erkühnet haben. Wie der grosse Zaar in Rußland, Peter Alexiowitz, hörte, daß jemand an der Schöpfung zweifelte; so fragte er denselben, ob er glaubte, daß ein Uhrwerk von selbst entstanden sey? Und wie der andre noch bey seinem Zweifel beharrte, so sagte er: **So must du toll seyn.** Es konnte auch kein anderer Schluß gemacht werden, als dieser. Denn es hieß auch hier: Contra negantem principia non aliter dispu-tandum. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, in welchem Lande die Einpropfung der Blattern zuerst aufgekommen. Dieser Gebrauch ist schon lange in Cirkaßien üblich gewesen. Denn weil die Cirkaßier einen grossen Vorrath von schönen Kindern haben, womit sie eine besondre Handlung treiben, und die türkischen Serails versehen, so glauben sie durch die Einpropfung zu verhindern, daß ihre Schönheit nicht durch die Blattern möge verdorben werden. Die Türken haben diesen Gebrauch der Cirkaßier angenommen, und lassen ihre Kinder sehr frühe inoculiren. Einige meynen, daß die Kunst von Constantinopel nach England gebracht worden; obgleich andere bezeugen, daß diese Erfindung vor mehr als hundert Jahren schon in China bekannt gewesen. In England hat man damit verschiedene Versuche angestellet, und man hielt die Erfindung eine Zeitlang für so nützlich, daß verschiedene andere Nationen sich auch derselben bedienten. Allein, ungeachtet daß man diese Erfindung so sehr gerühmet, und ihr so herrliche Wirkungen beygeleget, so haben sich die meisten doch nicht darzu bequemen wollen; weil sie es für eine

Thor-

Thorheit halten, sich wegen einer ungewissen Hoffnung in eine gewisse Krankheit zu stürzen. Endlich aber ist diese Kunst nach verschiedenen mißlungenen Proben, insonderheit nach derjenigen, welche im Jahr 1731 angestellet ward, gänzlich in Mißcredit gerathen. Denn man bemerkte damals, daß jederzeit der fünfte von denen starb, welche sich die Blattern hatten einpropfen lassen. Dieses brachte die größten Freunde dieser Erfindung zum Stillschweigen; und es scheint, daß diese Cur gegenwärtig völlig aufgehöret. Man legt übrigens den Engländern noch eine andere ganz sonderbare Erfindung in der Arzneykunst bey, welche alle und jede in Verwunderung setzte: indem man dadurch nicht nur kranke Leute in einer Stunde ganz gesund, sondern auch fast unsterblich zu machen glaubte. Die Erfindung, welche vielen Schein hatte, bestund darinn, daß man entweder Blut oder einen andern frischen Liqueur aus dem Leibe eines Thieres in den Leib eines andern Thieres lauffen ließ. Man machte gleich die Probe mit verschiedenen Arten von Thieren; und Lower soll im Jahr 1665 damit zu Oxford den ersten Anfang gemacht haben. Die Franzosen waren die ersten, welche es mit Menschen versuchten. Die Probe geschahe auf folgende Art. Man öffnete einem Kalbe die Ader, und ließ durch eine Röhre, welche an die Ader des Menschen befestiget war, das Blut aus dem Thiere in den Menschen lauffen. Währender Zeit öfnete man dem Menschen auf dem andern Arm eine Ader, damit eben so viel Blut wieder weglauffen möchte, als

durch die Röhre hineingebracht ward. Wenn man einigen damals herausgekommenen Berichten trauen darf, so muß die Wirkung im Anfang gut gewesen seyn: Denn eine junge Person von 15 Jahren, welche stets schwermüthig gewesen, ward durch diese Operation vergnügt und munter. Eben dieses ward von verschiedenen andern Personen erzählet; und insonderheit führte man ein ganz gebrechliches Frauenzimmer an, welches in allen ihren Gliedern durch diese Operation völlig wieder gesund geworden. Einige Philosophen fielen daher auf die Grillen, daß man hiedurch nicht nur einen kranken Menschen gesund machen, sondern auch die Natur desselben völlig verändern könne. Sie glaubten daher, daß einer, der frech und dreist wäre, durch das Blut eines Lammes zahm, ein tummer Mensch durch das Blut eines Fuchses ein Politicus, und einer, der furchtsam ist, durch Löwenblut tapfer gemacht werden könnte. Andere aber schrieben heftig dagegen, und bewiesen, daß das Blut eines Thieres ein Gift sey, wenn es mit dem Blute eines andern Thieres vermengt wird; daß alles Blut, welches nicht an seiner natürlichen Stelle ist, verderben, und in seinem Lauf durch die Röhre stocken müsse. Der Ausgang zeigte, daß die letzten Recht hatten: Denn verschiedene Proben, welche man anstellte, geriethen sehr unglücklich. Einige, welche im Kopfe verrückt waren, wurden dadurch noch unsinniger, und andre sturben; wodurch jemand bewogen ward zu sagen: **Ich merke, es ist nicht so leicht, das Blut,**

als

als sein Kleid, zu verändern. Das Parlament ließ daher auch im Jahr 1670 bey harter Strafe verbieten, dergleichen Operationen ferner vorzunehmen. Ich meines Theils rathe niemanden ab, auf neue und grosse Entdeckungen in der Arzneykunst bedacht zu seyn. Denn es trift auch hier ein, was Quintilianus sagt: Evenit nonnunquam, ut aliquid grande inveniat, qui semper quærit quod nimium. Dennoch aber verlange ich nicht derjenige zu seyn, an dem eine neue Erfindung zuerst versucht wird. Ich bin auch weit davon entfernet, die Arzneykunst zu verachten. Ich halte solche nur für sehr ungewiß; welches auch vernünftige und uneigennützige Medici selbst gestehen. Photius redet von einem Medico, Namens Dionysius, welcher ein Buch geschrieben, das aus hundert Kapiteln besteht, von denen 50 Kapitel die eine, und 50 eine andere Meynung behaupten. Cardanus hat gleichfalls zwölf Bücher von den streitigen Sätzen in der Arzneykunst zusammen geschrieben. Und daher halte ich bey so bewandten Umständen nichts rathsamer zu seyn, als eine gute Diät, und Mäßigkeit in allen Dingen; wobey die Regel des grossen Hippocrates wohl zu beobachten, wenn er sagt: Σιτια, ποτα, υπνοι, αφροδισια, παντα μετρια, d. i. Essen und trinken, schlafen und lieben, alles muß mäßig seyn. Ja man muß in der Diät selbst Maasse halten. Denn es gilt hier, was Petronius sagt: Cibus avidum strangulat, abstinentem frugalitas, ubique naufragium est. Ich bin ꝛc.

Der fünf und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen Schriften bey verschiedenen Gelegenheiten die Ursachen angezeigt, weswegen die Wissenschaften mehr und mehr abnehmen, und weswegen studirende Personen nicht mehr zu der Vollkommenheit, wie in vorigen Zeiten, gelangen. Hier im Lande kann man ausser denen an andern Orten bereits so oft angeführten Ursachen dieses als eine Haupthinderniß angeben, daß man hieselbst mit einer unbeschreiblichen Begierde nach Rang und Ehrentiteln trachtet. Die täglichen Beyspiele zeigen aufs deutlichste, was diese Schwachheit unter den studirenden Personen für einen unersetzlichen Schaden anrichtet. Man bemerkt bisweilen recht mit Vergnügen, wie verschiedene muntere Köpfe recht zusehends in den Wissenschaften zunehmen, und macht sich daher die Hoffnung, daß sie dermaleinst der gelehrten Welt zu einer grossen Zierde gereichen werden. Nicht lange darnach aber siehet man, wie sie einer nach dem andern von der Gelehrsamkeit Abschied nehmen, und sich in solche Geschäfte verwickeln, womit der Rang und andre Ehrentitel verbunden sind. Durch dergleichen Arbeiten wird ihnen nachher nicht nur die Zeit, sondern auch die Lust benommen, es in den Wis-

Wissenschaften weiter zu bringen. Einige setzen das Studiren so gar bey Seite, daß sie alles vergessen, was sie vorher gelernet haben. Andre sehen die Wissenschaften als ein Nebenwerk an, und wenden keine Zeit auf dieselben, als wenn sich einmal zufälliger weise eine Gelegenheit äussert. Die Gedanken sind hauptsächlich auf solche Dinge gerichtet, welche ihrem Ehrgeitze schmeicheln, und ihnen den Weg zu Rang und Ehrentiteln bahnen. Um einen dergleichen schädlichen Abfall zu verhüten, ist es bereits in den meisten Landen eingeführt, daß man sowohl den Gelehrten, als andern einen Rang beylegt, welche als Mitglieder in einem Collegio sitzen. Denn, wenn jemand sieht, daß er im Rang so wohl auf dem Parnaß, als auf einem andern Berg, so wohl bey den Wissenschaften, als bey andern Geschäften, sein Glück machen, und eine Beförderung erwarten kann, so bleibt er auf der Bahn, welche er einmal betreten, und sucht sich immer mehr und mehr durch seine Wissenschaften empor zu heben. Ich könnte hieselbst viele merkliche Exempel von einem solchen Abfall anführen, der durch die oben angeführte Ursache veranlasset worden. Es ist solches aber unnöthig, weil meine Landesleute dieses ohnedem schon aus der täglichen Erfahrung wissen. Den Fremden wäre dieses zu ihrer Nachricht vielleicht dienlicher, weil solche wahrnehmen, daß sich bey uns in Dännemark öfters grosse Geister sehen lassen, welche aber auch fast zu eben derselben Zeit wieder verschwinden. Denen allein möchte dieses vielleicht unbegreiflich seyn, weil

sie die Ursache nicht wissen. Ich gebe mich nicht dafür aus, daß ich einige rechtschaffene philosophische Eigenschaften besitze. Dieses aber muß man mir doch lassen, daß ich dieser Art von Versuchung besser, als die meisten von meinen Mitbürgern, widerstanden habe. Denn man hat mich schon vor mehr als dreyßig Jahren aufgemuntert, mich auch auf diese grosse und allgemeine Rennbahne zu begeben, welche allein zu den Ehrentiteln führet. Ich habe aber dieser Versuchung jederzeit Widerstand geleistet, weil ich es für unverantwortlich gehalten, in diesem Stücke den Fußstapfen der andern zu folgen, und es verdrießt mich noch diese Stunde nicht, daß ich mich nicht dazu bereden lassen. Denn was ich an dem einen Theil verloren, das habe ich an dem andern wieder gewonnen, und der geringe Ruhm, den ich durch meine Schriften so wohl in- als ausserhalb Landes erworben, hat mich dieserwegen völlig schadlos gehalten. Man kann indessen diese meine Enthaltung, die ich blicken lassen, um mich nicht in diesem Stücke meinen Mitbürgern gleich zu stellen, keiner Gemächlichkeit zuschreiben; denn mein ganzes Leben ist nichts anders, als eine Kette von einer beständigen und sauren Arbeit gewesen. Auch kann man deswegen nicht von mir urtheilen, daß ich gar zu schlechte Gedanken von mir selbst geheget. Denn vielleicht habe ich die Ehre eben so lieb, als andre von meinen Landesleuten, welche so sehr nach Rang und Vorzug ringen. Die Ehrbegierde kann bey uns gleich stark seyn, ungeachtet wir nicht eine gleiche Absicht haben. Ich habe wenigstens dieses

dabey gewonnen, daß ich dasjenige nicht wieder vergessen, was ich in meiner Jugend gelernet. Die Staats-Collegia in Copenhagen, und insonderheit das höchste Gericht, von welchem unsre akademischen Bürger mit solchem Eyfer Mitglieder zu werden suchen, sind von je her ein Kirchhof der hiesigen hohen Schule gewesen. Denn so bald jemand merkt, daß er sich unter seinen akademischen Mitbürgern hervor thut, so kündigt er gleich die gelehrte Bürgerschaft auf, und die neun Musen sind länger vermögend, ihn zu halten. Hier helfen keine Erinnerungen, hier gelten keine Avocatoria, sondern wie die Schweitzer sagen, Point d'argent, point de Suisse, so heißt es auch hier, kein Titel, keine Arbeit. Dieses ist die rechte und eigentliche Ursache des so häufigen Abfalls, worüber sie so wohl, mein Herr, als auch andre billig klagen; und nunmehro kann man deutlich begreifen, wesfalls die Künste und Wissenschaften so oft in ihrer besten Blüthe erstickket werden. Viele haben solches der natürlichen Unbeständigkeit der Nation zugeschrieben. Andere aber, welche diese Sache etwas genauer überlegen, werden gestehen, daß ich die rechte Qvelle entdecket, woraus dieses Ungemach fliesset. Falls auch dieser Unordnung kein Riegel vorgeschoben wird, so dürften die Wissenschaften schwerlich jemals zu einer sonderlichen Vollkommenheit gelangen, sondern die grösten Geister, welche dieses Land sonst hervorbringen könnte, werden stets ungelehrt und wohlgebohren seyn. Ich bin 2c.

Der sechs und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie fragen mich um Rath, ob sie ihren Proceß den Stadtgerichten übergeben, oder zu dessen Entscheidung Commissairen nehmen sollen. Ich habe niemals jemanden gerathen, die ordentlichen Gerichte vorbey zu gehen, weil ich mit den meisten, wegen des Nutzens, nicht einig bin, den man von denen nun gebräuchlichen Commißionen zu erhalten gedenket. Und sollte ich jemals darauf fallen, ein Project zu machen, welches mir doch noch nimmer in den Sinn gekommen, so würde das erste Project die Aufhebung der Commißionen betreffen Man kann davon folgende Gründe angeben. Die Art des Gerichts, wobey die streitenden Partheyen sich selbst Richter erwählen, ist, so viel ich weiß, in keinem andern Lande, als bloß in Dänemark, eingeführt. Und wenn der Nutzen, womit sich einige schmeicheln, dadurch zu erhalten stünde so würden ohne allen Zweifel andre Nationen uns wohl nachgeahmet haben. Da aber solches nicht geschehen, so kann man auf die Gedanken fallen, daß der Nutzen so gar groß nicht seyn müste. Ich habe aus der täglichen Erfahrung bemerket, daß die streitenden Partheyen nicht diejenigen zu

Rich-

Richtern erwählen, welche sie für die grösten und besten Rechtsgelehrten halten, sondern welche ihre besten und vertrautesten Freunde sind, da denn ein jeder so urtheilet, wie es der Nutzen seiner Freunde erfordert, daß man sich also fast nach keinem Commißionsurtheil zuverläßig richten kann. Ich sage nicht, daß dieses würklich geschiehet, sondern bloß: es ist wahrscheinlich, daß es geschiehet. Ich habe gleichfalls bemerkt, daß viele, um die Kosten zu ersparen, keine Gegencommissairen nehmen, und dadurch zu erkennen geben, daß es ihnen gleich viel sey, wie das Urtheil der Commißion ausfalle. Wozu dienen aber dergleichen Rechte, wenn die Partheyen selbst so wenig darauf achten. Diejenigen, welche so sehr für die Commißionen eingenommen sind, suchen ihren Satz durch folgende Gründe zu behaupten. Sie sagen, die Processe werden dadurch verkürzt. Denn durch dergleichen Commißiones können auf einmal verschiedene Sachen entschieden werden, die man sonst noch vor mehrern Gerichten verhandeln müste. Man sparet dadurch so wohl Zeit als Unkosten. Denn von der Commißion, als der ersten Instanz, gehet man gleich zum höchsten Gericht, da man sonst erstlich von einem Gerichte zum andern gehen muß, ehe man ein Urtheil von dem höchsten Gericht erhalten kann. Was den ersten Grund betrift, so ist nicht zu läugnen, daß man durch die Commißiones verschiedene Schwierigkeiten vorbeugen kann. Aber dagegen läßt sich noch immer die Frage aufwerfen, ob solches auch nicht durch andre Mittel bewerkstelli-

get werden könne, als wobey sich die streitenden Partheyen selbst die Richter erwählen, welches fast eben so viel ist, als wenn man in seiner eigenen Sache selbst das Urtheil abfasset. Was den andern Grund betrift, daß man durch die Commißionen so wohl Zeit als Kosten sparen könne, so bezeugen viele aus eigner Erfahrung, daß dabey oftmals mehr Zeit und Geld verloren gehe, als bey den ordentlichen Gerichten. Denn die letztern werden unausgesetzt an gewissen Tagen gehalten, und müssen auch an denselben gehalten werden. Bey den Commißionen aber ist gar oft eine Verhinderung zu besorgen. Denn theils ordnen die Commissarien nach ihrem eignen Gutbefinden die Gerichtstage an, theils muß auch die Sache nothwendig ausgesetzet werden, wenn einer von den Commissarien entweder krank, oder wichtiger Geschäfte halber zu verreisen gezwungen ist. Zuweilen suchen auch die Commissarien selbst, die Sache aufzuhalten, um ihr Gehalt desto länger zu geniessen, welches bey den ordentlichen Gerichten nicht zu besorgen ist, da die Richter, welche von dem Publico besoldet werden, bey der Verzögerung der Sachen weder verlieren noch gewinnen. Die Erfahrung zeigt endlich auch, daß sehr wenige Sachen durch die von der Commißion abgefaßten Urtheile entschieden werden, weil die Partheyen es nicht dabey bewenden lassen, da im Gegentheil ein jeder bey den ordentlichen Gerichten einen Ausspruch gewärtigen kann, wornach sich die Partheyen richten müssen. Wenn man demnach alles genau überlegt, so

findet

findet man offenbar, daß weder Zeit noch Unkosten bey den Commißionen gesparet werden. Und dieses letztere ist um so viel leichter zu begreifen, da die ordentlichen Richter ihre Bezahlung von der Regierung, die Commissarien aber von den Partheyen erhalten. Diese meine Anmerkungen sind nicht neu, denn man höret allenthalben, daß die Leute sich über die widrigen Folgen beschweren, welche aus den Commißionen herfliessen. Man könnte aber noch viele andre anführen, die hieraus entstehen, von denen zwar wenig geredet wird, und die dennoch von grosser Wichtigkeit sind. Diejenigen, welche von den streitenden Partheyen zu Commissarien ernannt werden, sind entweder ordentliche Richter, oder solche Leute, welche nichts zu thun haben, aber doch mit einem Character versehen sind. Wenn sie unter die Zahl der ordentlichen Beysitzer in einem Gerichte gehören, so ist es wahrscheinlich, daß viele sich aus äussersten Kräften bemühen werden, die von ihnen in der Commißion ertheilten Bescheide von ihren Collegen in den höhern Gerichten bekräftiget zu sehen; und wie leicht kann man nicht zu dem Ende einige Stimmen werben? Denn es heißt auch hier: Manus manum lavat. Wir dienen in gleichen Fällen wieder. Ich sage deswegen nicht, daß dieses wirklich geschiehet, aber wie leicht ist es nicht, daß dadurch Factionen in höhern Gerichten entstehen. Wenn die Commissarien keine Mitglieder von höhern Gerichten, sondern bloß solche Personen sind, welche sich werben lassen, um einen Handschilling zu verdienen, so kann man

leicht

leicht ermessen, daß hiebey das Ansehen der Person nicht kann vermieden werden. Denn es heißt bey den Partheyen: Wenn du ein solches Urtheil abfassest, welches wider mich ist, so thust du unserer Freundschaft und deinem eigenen Nutzen zu nahe. Man findet allerdings hin und wieder einige, welche sich nicht von diesen beyden Magneten ziehen lassen, allein die Exempel sind so wohl hier als in andern Ländern sehr rar, und der juristische Heroismus beginnt allenthalben ungemein abzunehmen. Diejenigen, welche diese Sache noch tiefer einsehen, behaupten, daß hieraus noch ein grösseres Unheil, als alle vorangeführte verdrießliche Folgen, fliesse. Sie meynen, daß die Advocaten hierbey am meisten gewinnen, und daß der grosse Einfluß, den sie in die juristischen Collegia haben, sich hierauf vornämlich gründe. Denn weil auf deren Anrathen hauptsächlich die Commissarien angenommen werden, und es also in ihrer Macht stehet, den Richtern Nahrung zu verschaffen, so können sie sich dadurch eine gewisse Anzahl von den Beysitzern in den höhern Gerichten verbinden, und allemal einiger Stimmen in ihren Sachen, die sie bedienen, versichert seyn. Ob solches wirklich geschiehet, kann ich nicht sagen, und noch viel weniger beweisen. Ich erkühne mich bloß zu behaupten, daß es nicht unmöglich ist, daß es geschehen kann. Wenn sie diese meine Gedanken als eine Beschuldigung ansehen, antworte ich, daß ich nichts als lauter Wahrscheinlichkeiten vorgetragen. Denn ich verlasse mich nicht im geringsten

sten auf das Urtheil derjenigen, welche ihre Processe verlieren, weil solche leicht aus Paßion dergleichen erdichten können. Ich sage daher nicht was geschicht, sondern was geschehen kann. Dieses einzige aber bekenne ich frey und ungescheut: Wo diese Folgen nicht hieraus fliessen, so ist diese Nation fast die einzige auf der Welt, welche solchen Versuchungen widerstehet, und die Göttin der Gerechtigkeit hat hieselbst ihren rechten Wohnplatz aufgeschlagen. Ich bin ꝛc.

Der sieben und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie kommen mit mir überein, daß Sie es auch an den Römischcatholischen tadeln, daß solche diejenigen nicht dulden und vertragen, welche von den Sätzen ihrer Kirche abweichen. Sie meynen aber, daß ich mich in dem Stücke geirret, daß ich der römischen Kirche allein einen solchen Religionszwang beygeleget; indem die Heiden zuerst ein böses Exempel von solchen Religionsverfolgungen gegeben. Man kann dieses auch keinesweges läugnen. Es ist bekannt, daß Socrates am Leben gestraft ward, weil er sich nicht der Religion gemäß bezeigen wollte, die in Athen durch die öffent-

fentlichen Gesetze eingeführt war. Fünf andre griechische Weltweisen, als Anaxagoras, Stilpo, Diagoras, Protagoras und Theodorus wurden gleichfalls der Religion wegen verfolget. Man findet, daß Anacharsis, wie auch der scytische König, Scyles, das Leben lassen müssen, weil sie sich verdächtig gemacht hatten, als ob sie der griechischen Religion beypflichteten. Man bemerkt dergleichen Religionsverfolgungen auch bey den alten Persianern, wie auch bey den Aegyptern, und Juvenal bezeugt, daß der Haß der letztern wegen zweyer streitigen Meynungen so weit getrieben worden, daß man sich einander ermordet, und die Leiber der Getödteten aus Rache verzehret. Der syrische König, Antiochus Epiphanes erweckte eine allgemeine Religionsverfolgung. Er vertrieb alle Philosophen, unter dem Vorwand, daß sie die Jugend verführten, und solche beredeten, von dem allenthalben angenommenen Meynüngen abzuweichen. Es ist bekannt, welche Verfolgungen er wider die Jugend erregt, und wie er dieselbe durch die härteste Marter zu der Verläugnung ihres Glaubens zwingen wollen. Nichts aber kann in diesem Stücke zu einem grössern Beweis dienen, als die zehn grossen Verfolguugen, welche die Christen von den römischen Kaysern erdulden musten. Dieses alles ist nicht zu läugnen, indessen ist solches doch nicht vermögend, meinen Satz umzustossen. Diese und andre Exempel sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Die Religion war nur ein Vorwand, der die Verfolgung

beschöni=

beschönigen muste, welche man wider den Socrates vornahm, und die durch die Strafpredigten, welche er wider die ansehnlichsten Männer in Athen ohne Unterlaß hielte, einzig und allein verursachet ward. Die fünf griechischen Philosophen wurden nicht als irrende, sondern als offenbahre Atheisten verfolget. Denn die meisten von ihnen läugneten das Daseyn Gottes; und die Obrigkeit hielte sich verbunden, eine solche Lehre zu hemmen. Ueberdem waren die Verfolgungen, welche zu verschiedenenmahlen in Griechenland wider die Philosophen erregt wurden, von keinem Bestand: Denn niemahls ward jemand sonst einer streitigen Meynung in der Theologie oder Philosophie halber verdammt, sondern es wurden vielmehr alle Secten gedultet. Der Haß, welcher unter den alten Aegyptern herrschte, kann gleichfalls andern Ursachen zugeschrieben werden. Der Poet redet von einer alten eingewurzelten Feindschaft unter den benachbarten Städten.

> Inter finitimas vetus atque antiqua simultas
> Immortale odium, & nunquam sanabile vulnus.

Der Haß entstand auch nicht aus streitigen Meynungen, sondern weil die eine Stadt die Götter der andern verachtete, und damit ein Gespötte trieb.

> Inde furor vulgo, quod numina vicinorum
> Odit vterque locus.

Ueber-

Ueberdem ist hier nicht von der Regierung, oder von der Obrigkeit die Rede, sondern von dem gemeinen Pöbel, welcher unter sich mit einander stritte. Die Bücher der Maccabäer zeigen, wodurch Antiochus angetrieben worden, die Juden zu verfolgen. Antiochus bekümmerte sich um nichts weniger, als um die Religion; indessen bediente er sich derselben zu einem Vorwand, um die Juden auszurotten, welche er für seine heimlichen Feinde hielte. Denn so wenig vor als nach seiner Zeit ward in Syrien von solchen Sätzen geredet, die auf die Verfolgung abzielten. Die zehn grossen Verfolgungen, welche die heidnischen Kayser wider die Christen verhängten, gründeten sich eben so wenig auf ein compelle intrare. Denn die alten Römer und Griechen übten eine so grosse Toleranz gegen alle und jede aus, daß sie auch oft selbst GOtt in dem Tempel zu Jerusalem angebetet; welches die Geschichte Alexanders des Grossen, Pompeji und andrer mehr bezeugen. Die wahre Ursache dieser zehn grossen Verfolgungen ist einzig und allein in folgenden Umständen zu suchen. Die Römer bildeten sich ein, daß ihr Staat von dem Kriegsgott Mars gestiftet, und daß sie von demselben einer grossen und ewigen Herrschaft über alle andre Völker versichert worden. Deswegen war er sie so eifrig in ihrer Religion, und hielten dafür, daß nichts, als die Versäumung des Gottesdienstes, ihr Regiment wankend machen könnte. Alles dieses Religionseifers aber ungeachtet bemerket man dennoch, daß nicht nur andre Reli-

gionen

gionen von ihnen ertragen, sondern so gar auch fremde Götter von ihnen verehret worden. Diesen Satz haben sie allemahl beobachtet, bis die christliche Religion anfing so sehr überhand zu nehmen, daß sie den Untergang ihrer eignen Religion, und folglich auch ihrer Herrschaft zu besorgen anfingen. Verschiedene Unglücksfälle, welche sich hin und wieder zutrugen, bestärkten sie in ihrer Meynung. Denn weil alle Provinzen und Städte mit Christen angefüllet, und ihre Tempel mit der Zeit ganz öde wurden; so schrieben sie alle widrige Begebenheiten, die sie erfuhren, auf Rechnung der Christen, und hielten sich daher aus einer Staatsursache verbunden, eine Lehre zu hemmen, die die Schwächung und den Fall ihres Staats verursachte. Wenn man dieses erwegt, so darf man sich nicht wundern, daß auch die besten, die frömmsten und die tugendhaftesten Kayser die Christen aufs heftigste verfolget haben. Hiezu trug auch nicht wenig bey, daß die Christen so wohl in ihren täglichen Reden, als auch in ihren Schriften, den Ungrund und die Thorheit des heidnischen Aberglaubens deutlich vor Augen legten, und sich nicht damit begnügten, daß man ihnen eine freye Religionsübung verstattete; sondern sie bemüheten sich auch mit grossem Eifer, Proselyten zu machen, und ihre Lehre fortzupflanzen. Das freye Wesen, welches die alten Märtyrer gegen die römische Obrigkeit blicken liessen, und die Beständigkeit, womit sie die größte Quaal erduldeten, gossen gleichfalls Oel ins Feuer:

Denn die Römer sahen ihre Beständigkeit als eine Halsstarrigkeit an, und betrachteten sie als gefährliche und rasende Unterthanen; welches insonderheit der sonst so tugendhafte Kayser, Marcus Aurelius, gleichfalls glaubte. Hierauf gründen sich die oben angeführten zehn heftigen Verfolgungen; und dieses ist die Ursache, wesfalls die alten Römer damahls von ihrer alten Toleranz und von der Gleichgültigkeit abwichen, die sie vorher stets in Religionssachen bewiesen, und zu den heftigen Verfolgungen wider die Christen schritten, die sie als aufrührische Unterthanen und als Feinde des Staats ansahen. Die Juden scheuten zwar alle Menschen, welche einer andern Religion zugethan waren, und glaubten, daß sie durch den Umgang mit ihnen befleckt würden; aber sie waren so weit davon entfernet, ihre Religion mit Schwerdt und Feuer fortzupflanzen, oder jemanden zu ihrem Glauben zu zwingen, daß sie sich vielmehr allerhand Bedenken machten, ehe sie jemanden zum Proselyten annahmen. Johannes Hyrcanus fing zwar zu den Zeiten der Maccabäer an, einen Mißionair abzugeben; allein dieses bestand doch nur bloß darinn, daß er den überwundenen Völkern die freye Wahl ließ, ob sie lieber das Land meiden, oder sich beschneiden lassen wollten. Und dieser Raptus, welcher damals die Juden überfiel, war auch von keiner langen Dauer: Denn sonst übten sie die Toleranz so wohl in Absicht auf die Heiden, als auf ihre eigne Secten, aus, die Pharisäer, die Sadducäer, die Essäer, und

an-

andre lebten in einer beständigen Gemeinschaft mit einander. Man sieht demnach aus dem, was ich angeführt habe, daß die Verfolgung, welche man bey der römischen Kirche gegen andre Secten wahrnimmt, mit den oben angeführten Verfolgungen keine Aehnlichkeit hat, und daß keine Secte von Anfang der Welt beständig ein solches Principium geheget, daß sie sich, vermöge ihrer Religion, verpflichtet gehalten, andre durch Feuer und Schwerdt zu ihren Meynungen zu zwingen. Die Römischen sind demnach die einzigen unter allen Menschen, welche den Religionszwang als einen Hauptartikel in ihrer Lehre ansehen, und welche sich verbunden achten, wenn Worte und andre Mittel nicht weiter helfen wollen, diejenigen, welche ihrer Meynung nach irren, durch Feuer und Schwerdt zu ihrer Kirche zu bringen. Vielleicht würde dieses manchen unglaublich scheinen, wenn die Historie der so genannten heiligen Inquisition nicht so viele klägliche Exempel davon darstellte. Ich habe demnach in meinem ehedem behaupteten Satze nicht geirret, da ich der römischen Kirche diesen Religionszwang zur Last gelegt; von welchem unerhörten Eifer man in der ganzen Historie von Anfang der Welt kein ähnliches Exempel antrift. Ich bin ꝛc.

Der acht und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die mir zugesandte Schrift gelesen, welche den Titel führet: La vraie Religion demontrée par l' Ecriture sainte. Der Titel sollte vielmehr heissen: „Keine Religion; „weil alles, was davon geschrieben worden, nichts „anders als eine menschliche Erfindung ist." Denn darauf zielet das ganze Werk ab. Niemand hat bisher, so viel mir wissend ist, die Religion mit einer grössern Unverschämtheit und Dreistigkeit angegriffen. Man kann aber auch zu gleicher Zeit sagen, daß alles, was in einer ähnlichen Absicht von andern, und insonderheit von den englischen Naturalisten, geschrieben worden, weit gefährlicher ist. Dieser Verfasser wird, meinem Bedünken nach, niemanden verführen: Denn die Schrift ist von einem höchstruchlosen Menschen abgefaßt, der seine Rechnung dabey findet, daß nach diesem Leben kein anderes Leben vorhanden seyn möge. Die Schrift ist übrigens eben so verwirrt, als gottlos; und es scheint, daß der Verfasser nicht einmahl einen Begriff von der christl. Religion gehabt, welche er doch anzuschwärzen suchet. Die Schrift enthält nichts neues, son-

dern

dern ist nur eine Sammlung der gröbsten Vorwürfe und Beschuldigungen, welche von den Naturalisten hin und wieder, jedoch in einer weit fernern Schreibart, vorgetragen worden. Indessen geht doch keiner von den englischen Deisten so weit. Denn dieser Verfasser läßt es nicht dabey bewenden, daß er die Offenbahrung in Zweifel ziehet, sondern er läugnet auch die göttliche Vorsicht, die Auferstehung, und die Strafe und Belohnung nach diesem Leben. Er macht die Menschen zu einer gewissen Art von Maschinen, und sagt: „Alle Thaten und Handlungen sind, in „Absicht auf GOtt, gut; weil nichts in der Welt „wider Gottes Willen geschehen kann. Was man „aber Missethaten nennet, das kann allein von den „menschlichen Societäten bestraft werden, wel„che dadurch leiden, nicht aber von GOtt, den „alles dieses nicht angeht. Ein Dieb sündiget „nicht, (wie er sagt) wider GOtt, wenn er stieh„let, sondern er thut vielmehr wohl daran, indem „er seiner natürlichen Neigung folget, welche ihn „antreibet, sich selbst zu lieben, und sich zu berei„chern, so wie man von einer Schlange, welche „einen Menschen sticht, nicht sagen kann, daß sie „wider GOtt sündige, sondern sie thut wohl, in„dem sie sich des Stachels bedienet, welchen ihr der „Schöpfer gegeben, um sich dadurch entweder „selbst zu vertheidigen, oder andern zu schaden. „In Absicht auf die Menschen aber handelt sie bö„se, und diese handeln daher recht, wenn sie ihr „das weitere Vermögen zu schaden benehmen.

„GOtt ist also nicht mehr berechtiget, einen Men„schen zu strafen, weil er geraubt und gestohlen, „als er einen andern deswegen strafen kann, weil „er seinen Verstand verlohren hat. Ein Dieb „handelt zu gleicher Zeit böse und gut. In Absicht „auf sich selbst, ist seine Handlung gut, in Absicht „auf GOtt aber handelt er weder böse noch gut.“ Von dem freyen Willen der Menschen redet er folgendergestalt. „Ein Mensch glaubt, daß er bey „seinen Leidenschaften einen freyen Willen habe, so „wie einer, welcher träumt, glaubt, daß er frey „denket und ein Wahnwitzer alles mit gutem Vor„bedacht zu unternehmen sich einbildet“. Man sieht hieraus, daß er die Menschen zu Maschinen macht, welche GOtt weder ehren noch ehren können, und daß GOtt keiner Verehrung bedürfe. „Denn daß GOtt keine Verehrung nöthig habe, „solches erhellet daher, (wie er sagt) weil GOtt „von Ewigkeit her gewesen, die Menschen aber „erstlich vor einigen tausend Jahren erschaffen „worden.“ Man sollte aus diesen und andern dergleichen thörichten Urtheilen fast auf die Gedanken gerathen, daß der Verfasser mehr mit den Atheisten als mit der Religion selbst sein Gespötte triebe, und man sollte fast in diesen Gedanken bestärket werden, wenn man die elenden Gründe ansieht, womit er zum Beschluß zu beweisen suchet, daß die christliche Religion der Societät schädlich sey. Dieses will er daher beweisen: 1) weil sie den Reichthum verdammet, und die Armuth anräth; welches seiner Meynung nach nichts

nichts anders ist, als alle Societäten umzustürzen, und die Menschen nachläßig und ungeschickt zu machen. Wenn er aber die christliche Religion recht gekannt hätte, so würde er gefunden haben, daß es nicht der Reichthum selbst, sondern das Vertrauen auf den Reichthum ist, welches die Schrift verdammet. Ueberdem hat man verschiedene Beyspiele in der Historie, daß eine Stadt ohne Reichthum und Schätze bestehen könne. Die Verachtung des Reichthums machte ehedem Lacedämon zu der stärksten, ansehnlichsten und dauerhaftesten Republik in Griechenland. Er sagt ferner, **die christliche Religion ist 2) dem gemeinen Wesen schädlich, weil sie die Augenlust, die Fleischeslust, und ein hoffärtiges Leben verbietet.** Da doch eine ordentliche Societät diese drey Stücke nothwendig in sich fassen müsse. Wer wollte sich wohl einbilden, daß derjenige, welcher also redet, ernsthaft rede. Denn man kann sagen, daß keine verwirrte Societät zu finden ist, welche nicht diese drey Stücke in sich fasset. Er will 3) **die Schädlichkeit der christlichen Religion aus dem Verbot der Ehen herleiten.** Er zeigt aber dadurch nichts anders, als daß er in dieser Religion gänzlich unerfahren ist, indem das Evangelium den Ehestand nicht widerräth. Es heißt vielmehr: **Seyd fruchtbar, und mehret euch, und füllet die Erde.** Der Mönchsstand und das Klosterleben aber sind Erfindungen, welche sich nicht auf die Lehre Christi gründen. Endlich sagt

er 4) die christliche Religion ist der Tod der Vernunft, da doch das Evangelium allen Menschen befiehlet, in der Schrift selbst zu forschen, und ihren Verstand anzuwenden. Zuletzt versichert der Verfasser, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, wenn jemand die Mühe übernehmen, und ihn widerlegen wollte. Allein dieses ist meinem Bedünken nach nicht der Mühe werth. Es ist am besten, daß man diese Schrift der Verachtung und der Vergessenheit überläßt, welche sie verdienet. Ich bin rc.

Der neun und sechszigste Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Hochweise Patrioten,

Ihre Einsicht in Staatssachen erstreckt sich immer weiter: Denn ich merke, daß Sie nicht nur die besondere Wohlfahrt des Vaterlandes, sondern das allgemeine Beste des ganzen Europa, vor Augen haben. Herr N. N., ein würdiges Mitglied ihrer Gesellschaft, meldete mir vor einiger Zeit, daß Sie nun mit aller Macht an einem gewissen und sichern Mittel arbeiteten,

teten, um allen Streit unter den Reichen und Republiken aufzuheben, und einen allgemeinen beständigen Frieden in der Christenheit zuwege zu bringen. Dieser rechtschaffene Staatsmann verlangt mein Bedenken darüber zu vernehmen; welches ich auch gerne mittheilen will, jedoch mit der Bedingung, daß dero Collegium meine Einfälle verbessere. Ich verwerfe den bekannten Vorschlag des berühmten Abts de St. Pierre nicht gänzlich, ungeachtet derselbe von vielen verlacht worden; ich halte vielmehr dafür, daß derselbe auf gewisse Art, jedoch mit einiger Verbesserung, könne angenommen werden. Meine wenige Gedanken gehen dahin, daß man zuförderst darauf bedacht seyn müsse, die vielen Kriegsräthe auf einmahl abzuschaffen, womit alle Länder angefüllet sind. Dadurch würden nicht nur viele Kosten ersparet werden, welche man auf die Besoldung solcher Bedienten anzuwenden gezwungen ist, sondern es könnte auch dadurch der Weg zu einem allgemeinen Frieden in der Christenheit am leichtesten gebahnet werden. Denn, wenn niemand mehr dafür bezahlt wird, um einen Rath in Kriegssachen zu geben, und die Regenten auf solche Art nicht wissen, was sie thun sollen, so ist schon ein guter Anfang gemacht, und die Hauptschwierigkeit gehoben. Diese unumgänglich nöthige Vorbereitung hat der Abt de St. Pierre nicht in Acht genommen; da doch der Grund zu der grossen Reformation dadurch geleget werden muß. Denn wie ein vernünftiger Arzt, ehe er zur Cur

selbst schreitet, zuförderst den Magen zu reinigen sucht, damit die Medicin desto besser wirken möge; so müssen auch die Politici auf eine gleiche Art zu Werke gehen, wenn sie den Staat verbessern wollen. Die Staatswissenschaft hat eine solche Aehnlichkeit mit der Arzneykunst, daß sie wie Kinder von einerley Eltern können angesehen werden. Und daher findet man auch, daß die Doctores der Arzneykunst an vielen Orten in den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht werden. Wenn man auf solche Art einen guten Grund gelegt, und den Zunder zum Feuer gedämpfet; so kann man zu dem Vorschlag des gedachten Abts schreiten, und ein allgemeines Collegium von Friedensräthen anlegen. Die Macht derselben aber müste, meiner Meynung nach, allein darinn bestehen, daß sie untersuchten, ob die vorkommenden Streitigkeiten gänzlich ungegründet, oder von einer solchen Beschaffenheit wären, daß sie vor einem Gerichte ordentlich könnten untersuchet, oder verhandelt werden. Wenn sie merkten, daß eine von den streitenden Partheyen ohne den geringsten Grund oder Schein des Rechtens Krieg führen wollte, so müsten sie durch kluge und kräftige Gründe vor aller Welt den Ungrund eines solchen Verfahrens anzeigen; wodurch die Streitigkeiten gleich in der Geburt würden ersticket werden: Denn die meisten würden sich schämen, auf solche Forderungen zu bestehen, wovon so viele vernünftige und öffentlich dazu bestellte unpartheyische Richter nicht den geringsten Schein ausfindig machen können.

Wenn

Wenn aber die Streitigkeiten, wie es insgemein zu geschehen pfleget, problematisch sind; so sollten sie schriftlich die Gründe einer jeden Parthey anzeigen, und hierauf zum Frieden rathen. Wenn man, wider alles Verhoffen, dadurch nichts ausrichten würde; so sollte man es auf die Würfeln ankommen lassen. Ich kann mir leicht vorstellen, daß Ihnen, meine Herren, dieses letzte Mittel bedenklich scheinen wird, und daß Sie vielmehr dafür halten werden, daß es sicherer sey, es nach dem Vorschlage des Abts auf ein Urtheil, als auf die Würfeln ankommen zu lassen. Es scheinet freylich zwar, dem ersten Anblick nach, ungereimt zu seyn, Sachen von der größten Wichtigkeit, und Forderungen, die man für rechtmässig hält, auf den Ausschlag des blinden Glücks ankommen zu lassen. Aber ist denn der Ausgang des Krieges nicht eben so ungewiß? Falls jemand noch etwa daran zweifeln sollte, der darf nur in den Geschichten ein wenig blättern, so wird er überzeugt werden, daß Krieg und Feldschlachten von dem Würfelspiel nicht im geringsten unterschieden sind. Bey so bewandten Umständen, und da das eine so wohl als das andre in der That nichts anders ist, als daß man sein Recht aufs Spiel setzet; ist es denn nicht besser, dasjenige Spiel zu erwählen, welches am wenigsten blutig, und am mindesten kostbar ist? Man kann daher kein beßeres Mittel ersinnen, einen allgemeinen Frieden zu erhalten, als daß man entweder die Streitigkeiten durch ein gemeinschaftliches und öffentliches Gericht entscheiden,

den, oder solche auch auf die Würfel ankommen lässet. Das letzte ist doch sicherer, und hat eine bessere Wirkung als das erste. Denn die tägliche Erfahrung bezeuget, daß ein jeder, der vor einem Gerichte eine Sache verlieret, den Richter entweder einer Unwissenheit oder einer Partheilichkeit beschuldiget; und es ist glaublich, wenn man nicht solche Gerichte errichtet hätte, von denen weiter keine Appellation statt hat, daß die streitenden Partheyen so lange appelliren würden, als sie noch einen Schilling übrig hätten. Mit den Würfeln, oder sonst einem Glücksspiel, ist es ganz anders beschaffen. Ein jeder beruhiget sich dabey, und gestehet, daß alles, was der Gegner gewonnen, als rechtmäßig erworben anzusehen sey. Es wäre zu wünschen, daß man sich eben desselben Mittels auch bey den kleinern Streitigkeiten der Bürger bediente. Denn da es eben so ungewiß ist, wie das Urtheil in einer Sache, insonderheit vor einem zahlreichen Gerichte, ausfallen wird, als was man vor Augen mit den Würfeln wirft, so ist es ja am vernünftigsten, die Sache auf die kürzeste und leichteste Art beyzulegen. Ich sage mit Bedacht vor einem zahlreichen Gerichte, wo es meist auf ein blindes Glück ankommt, indem die Richter sich daselbst nicht nach der Wichtigkeit und Gründlichkeit der Stimmen, sondern nach der Anzahl derselben richten: Suffragia non ponderantur, sed numerantur. Wie oft kann es sich nicht zutragen, daß einer, welcher entweder die Sache nicht begreift, oder sitzet und schläft,

wenn

wenn die Sache vorgetragen wird, durch seine Stimme, wenn man ihn ermuntert, und die Meynungen gerade getheilt sind, die Sache auf eine unglückliche Art entscheidet, und heißt es nicht öfters, wie dorten in der Comödie: „Ich „bin eben derselben Meynung wie Nicolaus, der „Schreiber, da doch dieser noch seine Stimme „nicht abgelegt hatte." Mir fällt hiebey eine Antwort ein, welche ein gewisser Richter jemanden ertheilte, der sich über das von dem Gerichte gefällte Urtheil beschwerte: „Wir sind so wohl zu dem Ende hieselbst versammlet, um den Leuten Recht zu „schaffen, als die Sachen zum Ende zu bringen." Dieses verursachet, daß ein jeder, der seinen Proceß verlieret, gegen das Gericht murret, insonderheit wenn er von einem Untergericht ein gewieriges Urtheil erhalten. Wenn man es aber auf die Würfel ankommen ließe, so würde zwar der Ausfall gleich zweifelhaft seyn, aber dennoch so wohl Zeit als Unkosten gesparet werden. Das einzige, was man hiergegen einwenden kann, besteht darinn, daß das juristische Studium gänzlich untergehen würde. Aber dieses ist eben so viel, als wenn man sagen wollte, wenn ein allgemeiner und beständiger Friede zuwege gebracht werden könnte, so würden die Ingenieurs, die Stückgiesser, die Schwerdtfeger und andre ihre Nahrung einbüssen, oder wenn man die Dieberenen verhüten könnte, so würde man keine Schlösser, Thüren und Schlüssel weiter gebrauchen, und folglich würden die Grob- und Kleinschmiede Noth leiden.

Die

Die andern Einwendungen, welche man hiegegen machen könnte, hoffe ich leicht zu beantworten. Doch will ich auch meine Meynung gerne fahren lassen, falls dieselbe keinen Beyfall bey Ihnen, meine Herren, finden sollte. Denn sie sehen alle diese Sachen weit tieffer ein, als wir, die wir in den Handelsstädten wohnen, den Titel als Etatsräthe führen, und den Namen von der Würde tragen, die ihnen eigentlich zukäme. Ich hoffe indessen doch, daß das Publicum noch mit der Zeit ihre Verdienste einsehen wird. Ich bin rc.

N. S.

Mit der letzten Post ist nichts wichtiges eingegangen, ausser daß ich in einer geschriebenen Zeitung gelesen, daß der englische Admiral Haddock eine französische Fregatte in dem Mare del Zur weggenommen. Die Furcht, welche Sie sich wegen der Bewegung des türkischen Kaysers machen, ist ganz ungegründet. Der Sultan wird so bald nichts gegen die Christenheit unternehmen. Dafür will ich einstehen. Ich bin übrigens mit ihnen in dem Urtheil einig, welches Sie über die Aufführung der französischen Generalspersonen in diesem Feldzuge fällen. Wenn der gute König Ludwig der XIV. wieder aufstehen sollte, so dürften einige schlecht wegkommen. Ich habe von einem ihrer Mitglieder erfahren, daß einige alte Zeitungen aus ihrem Archiv weggekommen, insonderheit der Band mit den Zeitungen vom Jahr

1699,

1699, welcher von grosser Wichtigkeit ist. Ich will mir alle Mühe geben, ihnen diese Zeitungen wieder zu schaffen. Ich habe mich bereits bey den Erben des seligen Christian Caßubens darnach erkundiget, aber vergebens. Man giebt hier auf nichts weiter Achtung, und die Leute sind hier so wenig neugierig, daß man fast eine neue Barbarey und den Untergang aller Politik vermuthen muß, welche doch hauptsächlich durch Lesung der Avisen erworben wird. Ich bin ꝛc.

Der siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie werfen mir vor, daß ich in der ganzen Zeit da ich mich mit dem Bücherschreiben abgegeben, dennoch niemahls einen Folianten ans Licht gestellet; da doch andre Autores, von einem geringern Ansehen, Skribenten in Folio sind. Diese Erinnerung ist wohl gegründet; und ich gestehe gerne, daß ich hierinn einen Fehler begangen, und meinem eignen Ruhm hinderlich gewesen. Aber es ist noch Zeit, diesen Fehltritt zu verbessern; und es soll auch wirklich in einer kurzen Zeit geschehen: Denn ich habe bereits die Hand an ein Werk gelegt, welches zwey gute Bände in Folio nebst einem weitläuftigen Register ausmachen

chen soll. Ich bin nämlich willens, eine umständliche Beschreibung von meinem Wohnhause in der Kanikenstraße in Copenhagen herauszugeben. Sie werden mir vielleicht den Einwurf machen: Wie kann man doch so vieles von einem einzigen Hause schreiben! Allein keine Materie ist so dürre und trocken, die nicht auf das weitläuftigste ausgeführet werden kann, wenn man sich recht angreiffen will. Ich darf mich nur auf das Exempel so vieler wackern Männer berufen, welche über die nichtswürdigsten und trockensten Materien solche weitläuftige Bücher geschrieben haben, daß der gemeine Mann diese Bücher für Bibeln angesehen. Daß man so viele kleine und dünne Bücher in der Welt antrift, daran ist bloß die Unwissenheit und Nachläßigkeit der Skribenten Schuld, daß sie so vieles in ihren Schriften auslassen; wesfalls sie auch von denen, welche das Handwerk recht verstehen, billig getadelt werden. Keine Materie ist so arm, die durch den Fleiß der Skribenten nicht könnte bereichert werden. Denn die Sorgfalt eines Schriftstellers hat mit der Düngung viele Aehnlichkeit, wodurch der trockenste Acker kann fruchtbar gemacht werden; und die Ehre eines Verfassers besteht einzig und allein darinn, daß er dasjenige in dicken Bänden ausführt, wozu andre nur ein einziges Blatt anwenden. Es ist keine Kunst eine Suppe zu kochen, wenn man einen Ueberfluß an allem demjenigen hat, was dazu gehöret, aber eine Suppe zuzurichten, wenn alles fehlet, das ist ein Meisterstück, welches bloß

ein

ein geschickter spanischer Koch leisten kann. Ich bin willens, zwey Bücher von dem ersten Band bloß mit der Beschreibung von der Lage des Hauses, und von dem äußerlichen Ansehen desselben anzufüllen. Und da das Haus in der Gasse gelegen ist, welche den Namen der Canikenstrasse führet, so werde ich hierbey Gelegenheit nehmen, den Ursprung dieses Namens zu erläutern, warum diese Gasse die Canikenstraße, oder via Cianonicorum genannt werde, ferner was ein Canonicus eigentlich sey, und wesfalls gewisse Geistliche den Namen Canonici führen. Ich habe auch ein Verzeichniß von den meisten ehemaligen Canonicis dieser Stadt abgefaßt, welches ungefehr anderthalb Alphabeth im Druck ausmachen wird. Was das äußerliche Ansehen des Hauses betrift, so ist solches ein Eckhaus, welches in der lateinischen Sprache den Namen Peninsula führet, und daher werde ich Anlaß nehmen, zu untersuchen, warum die alten Römer ihre Häuser Insulas genannt, weil nämlich ein jedes Haus in der Stadt von dem andern abgesondert, und gleichsam eine Insel war, und daraus werde ich den Schluß machen, daß man die Eckhäuser füglich Halbinseln oder Peninsulas nennen könne. Dieses allein füllt einen großen Theil der Schrift aus. Ich bin noch nicht einmahl bis auf die Hausthüren gekommen, von denen eine nach der Canikenstrasse, die andre aber nach der Violstrasse hinaus gehet. Hier werde ich zeigen, was eine Thüre sey, und woher dieselbe in der lateinischen Sprache den Na-

men Porta erhalten, ferner, woher der Name der andern Straße entstanden, welches ausfindig zu machen ich sehr vielen Fleiß angewandt, weil man viele Meynungen von der Etymologie dieses Wortes findet, und viele Ueberlegung erfordert wird, die wahre Meynung zu treffen. Sie können hieraus leicht muthmassen, daß die Materie sehr reich und ergiebig werden wird, wenn ich erstlich zu der innern Beschreibung des Hauses schreiten, und einen genauen Abriß von allen Oefen, Gemählden, Sälen, Stuben, u. s. f. geben werde. Die Beschreibung eines einzigen Ofens auf dem großen Saal, der nach zwoen Gassen hinaus gehet, wird allein ein ganzes Alphabeth ausmachen. Ich werde zuförderst, der Ordnung gemäß, den Ursprung des Wortes Ofen so wohl, als wenn man dergleichen Erfindungen, die Stuben zu heitzen, hier zuerst im Lande gebrauchet, anführen, und wenn ich die verschiedenen Meynungen davon berühret, ohne jedoch meine eigene zu erkennen zu geben, so werde ich zu der Beschreibung des Ofens selbst schreiten, und eine Auslegung über alle die Figuren machen, welche man darauf antrift. Dieses ist nicht so leicht und mit wenigen Worten geschehen, als man wohl denket. Denn die Auslegung der Buchstaben, J. O. S. D. P. D. welche man hinten an dem Ofen gewahr wird, hat mir eine ganz ungemeine Mühe verursachet. Ich glaube indessen doch die rechte Meynung getroffen zu haben. Das übrige, was in dieser Schrift enthalten seyn wird, übergehe ich

mit

mit Stillschweigen, und werde auch ein Mehreres in den Zeitungen nicht anführen, wenn ich die Gelehrten zur Pränumeration einladen werde. Die Liebhaber können schon aus dem, was ich angeführt, urtheilen, was sie darinn zu hoffen haben, und von welchem Gewichte dieses Werk seyn wird. Dieses einzige will ich nur noch anführen. Daß mein gegenwärtiges Haus ehedem von jemand bewohnet worden, der sehr viel zu der Abfassung des dänischen Gesetzbuches beygetragen. Bey dieser Gelegenheit führe ich die Historie dieses Gesetzes weitläuftig aus. Ich könnte auch, nach dem Exempel andrer wackerer Skribenten, zu gleicher Zeit das ganze Gesetzbuch von Wort zu Wort einrücken: Darüber aber will ich doch noch vorher ihre Gedanken vernehmen; weil dieses das Werk sehr vergrößern dürfte. Ausser dieser Arbeit habe ich bereits viele Materialien zu einem andern Werke gesammlet, welches gleichfalls in Folio herauskommen soll, und von dem vielleicht einige urtheilen dürften, daß solches niemanden sonderlich nütze sey. Ich hoffe aber, daß, wenn ich meine Arbeit erstlich werde ans Licht gestellet haben, man kein Bedenken tragen wird, solche unter die Originalschriften dieses Reichs zu zählen; indem, so viel ich weiß, weder hier noch anderwärts sich jemand die Mühe gegeben, das Publicum mit einer solchen Schrift zu bereichern. Verschiedene haben der Welt von den obrigkeitlichen Personen, von den Unterbedienten, und den vornehmsten Bürgern einer Stadt, Nachricht gegeben.

ben. Andre haben die Namen der öffentlichen Lehrer auf einer hohen Schule aufgezeichnet. Dieses kann zwar auf gewisse Art seinen Nutzen haben; es ist aber auch zu gleicher Zeit verdrießlich zu lesen. Ich aber sammle seit verschiedenen Jahren mit grossem Fleisse, um ein Register oder eine Liste von allen Bürgern und Handwerksleuten in Kopenhagen zu liefern, welche eine krumme Nase haben. Zu geschweigen, daß ein solches Verzeichniß eben so nützlich wie die übrigen ist, die ich eben angeführet, so kann dasselbe auch mit Vergnügen gelesen werden. Sie können leicht denken, mein Herr, daß dieses Vorhaben nicht ohne grosse Mühe und ohne eine genaue Beobachtung bewerkstelliget werden kann: Denn verschiedene Nasen sind so zweydeutig, daß es schwer ist, zu entscheiden, zu welcher Classe dieselben eigentlich gehören. Ich bin rc.

Der ein und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß Sie mein letzteres Schreiben wegen der Schriftsteller in Folio mit Vergnügen gelesen, und urtheilen daraus, daß ich zu der Zeit sehr wohl aufgeräumt gewe-

gewesen seyn müsse. Allein meine Freunde haben an demselben Tage gerade das Gegentheil an mir bemerkt; und ich war auch in der That damahls recht betrübt. Ich habe aber schon oft am allermuntersten geschrieben, wenn der Sinn am meisten niedergeschlagen gewesen. So oft ich betrübt und mißvergnügt bin, so suche ich mein Gemüth dadurch aufzumuntern, daß ich entweder aufgeweckte Schriften lese, oder selbst allerhand scherzhafte Einfälle zu Papier bringe, und befinde mich besser dabey, als bey allen Herzstärkenden Pulvern und Tropfen, welche mir die Apotheke reichen kann. Die frommen Männer, welche glauben, daß kein munterer Einfall mit der Religion bestehen könne, halten zwar ein solches Mittel für sündlich und unnütz. Es kann aber nicht sündlich seyn; weil es nicht nur eines jeden Menschen, sondern auch eines jeden Christen Pflicht ist, dahin zu sehen, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnen möge (mens sana in corpore sano.) Meine eigne Erfahrung so wohl, als die von andern gemachte Erfahrung, bezeuget auch, daß eine erlaubte und anständige Ermunterung niemahls ohne gute Wirkung ist. Diejenigen, welche demnach einem Menschen bey einer solchen Gemüthsfassung anrathen, sich durch Lesung unverständlicher mystischen Bücher aufzumuntern, sind mehr den Quacksalbern als rechtschaffenen Aerzten ähnlich, und geben zu erkennen, daß sie gar zu zeitig der Schule entnommen sind, um mit einer magistratischen Autorität in

Kirchensachen zu reden. Ein Quacksalber gehet gerade zu, und giebt weder auf Zeit, Ort, noch die Leibesbeschaffenheit des Kranken Achtung: Was er bey dem einen mit Nutzen gebraucht, das glaubt er allein nützlich zu seyn, und was er den Pferden eingegeben, das verordnet er auch den Menschen. Ein vernünftiger Arzt aber erforscht vorher die Constitution des Patienten, und die Natur der Krankheit, und richtet darnach die Arzeneyen ein. Wenn man bey der Cur des Gemüths nicht den wahren Aerzten, sondern den Quacksalbern nachahmet; so gießt man nur Oel ins Feuer, und verwandelt das Quartanfieber des Gemüths in ein hitziges Fieber. Man muß aber die Menschen vorher kennen lernen, ehe man sich dafür ausgiebt, dieselben zu verändern. Da dieses aber nicht allemahl beobachtet wird, so bemerkt man von der verkehrten Cur, so wohl bey einzelnen Personen als bey ganzen Völkern, die betrübtesten Wirkungen. Modo sic, modo sic, sagte jener bey dem Petronius; und man muß sich, wenn man dieses Amt übernehmen will, nach Zeit, Ort und den Eigenschaften der Menschen auf das genaueste richten. Die gegen Norden wohnenden Völker sind insgemein zur Schwermuth geneigt. Wenn man denenselben alle unschuldige Lust zur Aufmunterung des Gemüths verbieten wollte, so wäre es eben so viel, als wenn man ihnen die nöthige Bewegung der Glieder untersagen wollte, die zur Gesundheit des Leibes so nöthig ist. Ich habe an gewissen Orten in meinen Schriften gezei-

get, daß es thöricht sey, weil die Melancholie eine gewisse Art des Schreckens und der Furcht ist, eine Furcht durch eine andre Furcht zu heben. Ein zaghaftes Gemüth kann durch solche harte Predigten und Erinnerungen in Verzweiflung gestürzt werden. Man kann davon keinen deutlichern Beweis anführen, als den Zustand, worinn verschiedene Oerter hier in Norden durch die Predigten von dem so genannten Bußkampf gesetzet wurden. Die Verzweiflung nahm bey vielen so sehr überhand, daß man ganz ungewöhnliche und hier in Norden sonst gar nicht eingeführte Strafen gebrauchen muste, um die unnatürlichen Missethaten zu hemmen, die daraus entstunden. Diejenigen, welche bey so bewandten Umständen damahls fortfuhren, die zarten Gemüther noch mehr zu verwunden, und die Melancholie zu einer christlichen Tugend machten, gaben dadurch aufs deutlichste zu erkennen, daß sie nicht den geringsten Begrif von einer wahren Gottesfurcht hatten; welche sehr wohl mit einer anständigen und erlaubten Lust bestehen kann. Es sind mir die Einwürfe sehr wohl bekannt, die man hiergegen insgemein zu machen pflegt; die Erfahrung aber, welche die beste Lehrmeisterin ist, hat längst gewiesen, daß dieselben von keinem Gewichte sind. Ein gewisser Gottesgelehrter hier in der Stadt, an dessen Gelehrsamkeit und theologischen Klugheit niemand jemahls gezweifelt, ward von einigen wegen folgenden Raths, den er einem betrübten Menschen mittheilte, wiewol mit dem größten Unrecht, ge-

tadelt. Wie er demselben, um ihn bey seiner grossen Schwermuth zu trösten, einmahl besuchte, und ihn in einem mystischen und übertriebenen Buche lesen fand, so nahm er das Buch weg, und sagte: „Bey diesen Umständen muß er die dänischen Schauspiele lesen." Ich meines Theils konnte nicht anders urtheilen, als daß dieser Mann, welcher einen solchen Rath gab, ein vernünftiger Arzt war; die andern aber, welche ihn tadelten, mit den Quacksalbern in eine Classe gesetzt zu werden verdienten. Ich bin 2c.

Der zwey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich darüber, daß der unlängst verstorbene L. S. ein so ansehnliches Vermögen hinterlassen, da er doch ein Mann gewesen, der sich keiner Art des Vergnügens versaget, was dieselbe auch immer gekostet: Da im Gegentheil sein noch lebender Bruder, welcher viel geerbet, und mit ihm einerley Einkünfte gehabt, niemahls Geld hat, ungeachtet er sich so schlecht und mäßig, als der geringste Handwercksmann, aufführet. Es scheint allerdings seltsam

zu seyn, wenn man aber die Sache etwas genauer überlegt, so ist es nicht schwer, es zu begreifen, insonderheit wenn man dabey die Lebensart dieser beyden Leute etwas genauer in Betrachtung ziehet. Die meisten werden durch Pracht und Verschwendung arm. Manche aber stürzen sich auch durch eine unzeitige Sparsamkeit in Armuth. Denn von den letzten heißt es mit Wahrheit, daß sie auf einen Schilling geitzen, um einen Thaler auszugeben. Ich habe solche Leute gekannt, welche um das Holz im Winter zu ersparen, in eine Krankheit gefallen sind, die ihnen nachher viele Klaftern gekostet hat. Viele haben aus Kargheit, um nicht viel Salz zu brauchen, ihre Butter und andre Victualien verderben lassen, andre haben, um kein Postgeld auszugeben, versäumt, wichtige und höchstnothwendige Sachen an ihre Freunde zu berichten, und andre haben, um nicht hundert Rthlr. auszugeben, Processe geführet, die ihnen viele tausend Rthlr. gekostet. Wie viele Obligationen und Handschriften sind nicht verlohren gegangen, weil man das gestempelte Papier ersparen wollen, und wie viele Waaren sind nicht preis gegeben, weil man solche ohne Erlegung des gewöhnlichen Zolles einzuführen gesuchet. Manche sind gezwungen worden, das Haus von Grund aus aufzubauen, weil sie sich nicht entschliessen können, solches bey Zeiten auszubessern. Wenn man die Kunst versteht, das Geld zu rechter Zeit auszugeben, so ist es eben

so viel, als wenn man solches auf Zinsen austhut, und man legt dadurch von seiner guten Haushaltung eine unwidersprechliche Probe ab. Ein Geitziger muß oft eine Sache zehndoppelt bezahlen, weil er auf einen Schilling geitzig ist. Außer diesem nicht wohl angebrachten Geitze, geräth eine Familie auch öfters durch eine unordentliche Haushaltung in Armuth. Eine prächtige aber doch dabey zu gleicher Zeit ordentliche Haushaltung, thut bey weiten nicht so viel Schaden, als eine genaue aber dabey unordentliche Oeconomie. Wenn man dieses bedenkt, so ist es nicht schwer, die Ursache von der beständigen Armuth des Geitzigen ausfindig zu machen. Dieses konnte indessen doch der Mann nicht begreifen, welcher über seines Bruders Aufführung und über seine eigene folgende Betrachtung anstellte. „Ich kann mich in „meine und meines Bruders Haushaltung nicht „finden. Ich versage mir keine Lust, und habe „immer Geld, mein Bruder aber lebet kärglich, „und es fehlet ihm doch immer am Gelde. Ich bin ꝛc.

Der drey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß einige es mir verargen, daß ich verschiedene Gründe verwerfe, welche von andern bey vorfallenden Religionsstreitigkeiten als unumstößlich angeführt werden. Ich bekenne, daß ich solches öfters gethan habe, weil ich dafür halte, daß die Religion durch gezwungene und ungegründete Argumente mehr geschwächt als bestärkt wird. Indessen muß mir doch ein jeder das Zeugniß geben, daß die guten Beweise mir desto schätzbarer sind. Diese suche ich ohne Unterlaß, und freue mich von Herzen, so oft ich etwas finde, welches zur Befestigung der Religion und der biblischen Geschichte gereichet. Ich habe dieses insonderheit in meiner jüdischen Historie bewiesen, und so oft ich ein hieher gehöriges kräftiges Argument, entweder bey Lesung anderer Schriften antreffe, oder auch durch eigenes Nachsinnen ausfindig mache, so säume ich nicht, andern dasselbe sofort mitzutheilen. Ich nehme mir daher die Freyheit, ihnen einen kräftigen Beweis wider diejenigen mitzutheilen, welche aus den Geschichten oder Traditionen gewisser alten Völker die Erzählung der Schrift von der Schöpfung der Welt zu entkräf-

kräften, und zu behaupten suchen, daß bereits viele tausend Jahre vorher, ehe die Schrift sagt, daß das ganze menschliche Geschlecht durch die Sündfluth untergegangen, Reiche und Regierungen vorhanden gewesen. Es ist bekannt, daß die Chineser, die Aegypter, und verschiedene andre Völker ihre Geschichte bis auf viele tausend Jahre vor der Sündfluth, ja selbst bis vor die Zeit der von Mose erzählten Schöpfung hinaus setzen. Aus den Anmerkungen, welche man in verschiedenen Reisebeschreibungen findet, insonderheit aus den Berichten des gelehrten Engländers, Thomas Shaw, aber erhellet, daß Aegypten nicht eher, als bis nach der Sündfluth, und auch alsdenn nicht eher, als wie schon eine ziemliche Zeit nach derselben verflossen, kann bewohnet worden seyn; welches auch mit der heiligen Schrift übereinstimmet. Die Anmerkung besteht hierinn. Man hat wahrgenommen, daß das ägyptische Erdreich wegen der Düngung, womit der Nilstrom es jährlich durch die Ueberschwemmung bedecket, immer höher und höher wird, so daß das Wasser, welches ehedem über die niedrigsten Oerter gegangen, mit der Zeit verschwunden ist, und neue wohnbare Länder entstanden sind. Herodotus bezeuget, daß zu der Zeit, wie Myris in Aegypten regieret, das ganze Land von dem Flusse überschwemmt worden, wenn derselbe nur 8 Fuß hoch angewachsen, zu seiner Zeit aber, nämlich 900 Jahre darnach, habe der Fluß schon 15 oder 16 Fuß hoch seyn müssen, um das Land zu überschwemmen. Nun werden schon 24 Fuß erfordert, wenn

das

das gantze Land soll bedeckt werden. Man kann hieraus abnehmen, wie viel höher das Land seit den Zeiten Herodoti bis zu unsern Zeiten geworden; und wenn die Welt noch lange stehet, so wird das Erdreich überall in Aegypten so hoch werden, daß der Nilstrom, auch wenn er am höchsten steigt, nicht vermögend seyn wird, das Land zu befeuchten, wodurch dasselbe endlich ganz unfruchtbar und öde werden wird, weil es der Ueberschwemmung des Flusses, in Ermangelung des Regens, nicht entbehren kann. Wenn man also noch tausend Jahre vor der Regierung des Myris hinauf steigt, so muß das Land stets unter Wasser gestanden haben, und folglich verschwinden. Die vielen Dynastien, wovon in der alten ägyptischen Historie geredet wird, und die grossen Register der Könige, welche einige tausend Jahre vor der Sündfluth und der von Mose angegebenen Zeit der Schöpfung sollen regieret haben, werden zu einer Fabel. Die alten Skribenten bezeugen gleichfalls, daß Aegypten in den ältesten Zeiten nichts anders als ein Meerbusen gewesen; und Herodotus bezeugt von den Aegyptern gehört zu haben, daß Menes der erste König gewesen, der in der Welt regieret, und daß zu seinen Zeiten ganz Aegypten, den District von Theben, als den höchsten, ausgenommen, nichts anders als ein Morast gewesen, so daß man jenseits des Sees Myris nichts von den Ländern wahrgenommen, welche gegenwärtig daselbst vorhanden sind. Weil nun Menes oder Osiris für den Mizraim, einen Sohn Chams, gehalten wird, der zuerst

Aegypten bewohnet, und die Umstände solchergestalt mit der Historie Mosis von der Sündfluth und der Zerstreuung des menschlichen Geschlechts übereinkommen; so wird dadurch die Zeitrechnung der heiligen Schrift bestärket, daß Aegypten nicht einige tausend Jahre vor dieser Zeit kann bewohnt gewesen seyn. Und folglich werden die alten Chroniken, welche so prächtig von dem Alter des ägyptischen Reiches reden, zu einer ungegründeten Fabel; wo man nicht dafür halten will, daß die ersten ägyptischen Dynasten Morastkönige gewesen, und daß der Nilstrand eine andre Eigenschaft als zu unsern Zeiten gehabt hat; welches sich doch niemand zu behaupten erkühnet. Wenn man nun solchergestalt bewiesen hat, daß das ägyptische Reich nicht älter als die Sündfluth, und die Liste der alten Könige erdichtet ist, um Aegypten einen besondern Vorzug zu verschaffen; so fällt es um so viel mehr in die Augen, daß andre Nationen aus einer gleichen Eitelkeit, ihre Reiche gleichfalls älter gemacht haben, als sie wirklich sind. Auf solche Art werden die Einwendungen gehoben, welche man wider die heilige Schrift und die Historie Mosis beybringt, und die Zeit der Schöpfung und der Sündfluth wird von neuen befestiget. Ich bin 2c.

Der

Der vier und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil es zu unsern Zeiten eine allgemeine Gewohnheit geworden, die Historie aller so wohl annoch lebenden als bereits verstorbenen Gelehrten durch die Bank zu beschreiben; so müssen nothwendig die meisten Lebensläuffe trocken und mager, ja solchergestalt beschaffen seyn, daß man mehr daraus sehen kann, daß einer in der Welt gewesen, als daß er derselben Nutzen geleistet. Daß einer gebohren und getauft worden, in die Schule gegangen, auf die Academie gezogen, und daselbst den Doctor- oder Magisterhuth erhalten, solches kann man alles leichtlich muthmassen, ohne darüber einen weitläuftigen Commentarium zu lesen: Dadurch wird ein Gelehrter auch von dem andern nicht sonderlich unterschieden. Denn, wenn ich einen beschrieben, so habe ich sie gewissermassen alle beschrieben; so wie ich, wenn ich eine Beschreibung von einem Baume, von einer Pflanze, oder von einer Frucht gemacht, alle Bäume, Pflanzen und Früchte von einer Art beschrieben habe. Ein Knospen an einem Apfelbaum bricht aus, wird eine Bluhme, und aus der Bluhme wird ein Apfel, welcher im Anfange sauer ist, nachher aber durch Hülfe

der Sonne reif und süß wird. Das Leben eines Seidenwurms, die erste Entstehung desselben, die hierauf folgende Verwandlung, seine Bemühung und Arbeit, und endlich sein Tod, giebt Stoff zur Historie. Weil aber von einem Seidenwurm, von einer Biene, von einem Käfer u. s. f., nichts gesagt werden kann, als was von allen Insecten gleicher Gattung gesagt wird; so bedarf es nicht, daß man ein jedes Insect besonders beschreibe. Die Materie zu den Lebensbeschreibungen muß selten, ausserordentlich, und so beschaffen seyn, daß man dergleichen nicht bey einem jeden antrift. Daß einer von Schulen auf die Universität gezogen, verdienet eben so wenig angemerkt zu werden, als daß ein Kind nach Verlauf einiger Jahre an Grösse und Stärke zugenommen. Wenn aber jemand ohne Anweisung und ohne ein Buch zu lesen gelehrt geworden wäre, so verdiente solches angemerkt zu werden. Daß eine Jungfrau, wenn sie ihre mannbaren Jahre erreichet, verheyrathet wird, und Kinder zeuget, ist nicht vermögend, die Aufmerksamkeit der Leser zu erwecken, weil nach dem allgemeinen Sprüchworte eine Bauerfrau in Amack eben dasselbe thun kann. Wenn aber eine Jungfrau, ohne sich mit einer Mannsperson fleischlich vermischt zu haben, ein Kind zur Welt brächte, das wäre werth, bekannt gemacht zu werden, und die Historie einer solchen Jungfrau könnte und müßte im Druck erscheinen. Was nützt es den Lesern, wenn man ihnen solche Dinge erzählet, die allen Menschen in der Welt begegnen, und die ein jeder vorher wissen kann?

kann? und was ist denenjenigen selbst damit geholfen, deren Leben beschrieben wird, daß man nichts anders von ihnen anführet, als daß sie in der Welt gewesen? Man darf nur die meisten Lebensbeschreibungen ansehen, so wird man überführt werden, daß mein Urtheil gegründet ist. Ich habe in solchen Lebensläufen gefunden, daß einer durch den Regen auf der Reise bis aufs Hemde durchnetzt worden, wie auch, daß der Wind einem andern auf dem Postwagen den Huth abgeblasen. Dieses ist nicht sonderlich merkwürdig. Wenn aber der Sturm jemanden zugleich den Kopf nebst dem Huthe weggewehet hätte, das wäre werth aufgezeichnet zu werden. Ich bin ꝛc.

Der fünf und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil ihnen ein kleines Capital zugefallen, wovon die Zinsen zu ihrer Unterhaltung nicht hinlänglich seyn dürften, so verlangen Sie meinen Rath, wie Sie solches am besten anwenden, und am vortheilhaftesten belegen könnten. Es ist schwer, in solchen Umständen zu rathen. Denn, wenn Sie mehr Zinsen verlangen, als gewöhnlich sind, so werden Sie solches nicht sicher unterbringen,

wollen Sie sich aber mit den gewöhnlichen Procenten vergnügen, so werden sie schwerlich damit auskommen. Sie fragen mich, ob es wohl nicht rathsam seyn dürfte, einen Handel damit anzufangen, und dieser Vorschlag gefällt mir wohl, wenn Sie nur in der Wahl der Handlung glücklich sind. Denn die Kaufmannschaft ist gefährlich, und allerhand Zufällen unterworfen. Indessen habe ich mich doch erkundiget, mit welchem Handel die wenigste Gefahr und der meiste Vortheil verbunden. Endlich habe ich einen Handel ausgeforscht, melcher darinn besteht, daß man zehn Thaler auf gut Glück anlegt. Wenn man diese 10 Rthlr. verliert, so ist der Verlust nicht groß, wenn es aber einschlägt, so kann man auf diese zehn Rthlr. Zehntausend und mehr verdienen. Sie werden ohne Zweifel denken, daß ich von Lottereyen rede; aber darauf ziele ich dieses mal nicht. Denn die Erfahrung zeigt, daß diejenigen, welche ihre ganze Lebenszeit durch in die Lottereyen eingesetzt, doch niemals ein grosses Looß gewonnen haben. Der Handel aber, von dem ich rede, ist von einer ganz andern Beschaffenheit; und kann nicht von einem jeden Kaufmann mit Vortheil getrieben werden. Denn es werden insonderheit zwo Eigenschaften erfordert; und diese bestehen darinn, daß man zuförderst von der Natur einen wohlgebauten Körper, oder doch wenigstens keinen sichtbaren Fehler, und hiernächst einen Platz in der Rangordnung habe. Weil sie nun, mein Herr, mit diesen beyden Eigenschaften versehen sind, so rathe ich ihnen, das Glück bey diesem

Handel zu versuchen, den ich ihnen anzeigen will, und welcher vielen andern von unsern Landesleuten sehr glücklich von statten gegangen. Die Reise ist nicht sehe beschwerlich, und nicht so weit, als nach Tranquebar und China. Der Vortheil aber ist weit grösser als den der asiatische Handel zuwege bringet. Die Kaufmannschaft besteht darinn. Wenn man sich vorher durch seine Correspondenten den Zustand von Jütland bekannt gemacht, und durch seine Factors eine sichere Liste von den reichsten Wittwen und Jungfrauen Chersoneso Cimbrica erhalten, so miethet man die Schmacke von Callundborg, welche gerade nach Aarhus gehet, und acht Reichsthaler kostet. Sobald man im Lande ankommt, so fängt man an zu handeln. Wenn die Handlung nicht fort will, so verlieret man nichts anders dabey, als daß man acht Reichsthaler einbüsset, und mit einem Korb zurücke kommt. Und dieses ist kein grosses Unglück. Denn ein Korb ist leicht zu tragen, und acht Reichsthaler ist auch kein grosser Verlust. Wenn aber der Handel glückt, wie insgemein geschiehet, so gewinnt man mehr dabey, als ein Supercargo bey vier Chinesischen Reisen. Niemand muß sich durch die Beschwerlichkeiten abschrecken lassen, welche Peter Paars auf diesem Wasser ausgestanden. Denn eine Schwalbe macht keinen Sommer. Die meisten von unsern Landesleuten haben sich bey diesem Zuge nicht übel befunden. Und Jütland gewinnt dieses dabey, daß viele von ihren Bürgerfrauen und Bürgertöchtern aus bloß achtbaren und ehrlichen

Frauen und Jungfrauen in wohlgebohrne und gnädige Frauen verwandelt werden. Ich bin rc.

Der sechs und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Mann, dem einige von meinen Briefen in die Hände gefallen, hat mir dieses zur Last gelegt, daß ich zu verschiedenenmalen die Fehler und Laster in Schutz genommen, und insonderheit einen Brief zur Vertheidigung des Teufels geschrieben. Ich bemerke hieraus, daß dieser ehrliche Mann alles nach dem Buchstaben verstanden, und nicht beobachtet, daß alles eine blosse Ironie ist, welche von je her, und insonderheit von dem weisen Socrates, als das kräftigste Mittel angesehen worden, die menschlichen Laster und Thorheiten zu bekämpfen. Unter den neuern hat sich vor allen andern Erasmus von Rotterdam in diesem Stücke hervor gethan, und das gegenwärtige Jahrhundert hat einen grossen Meister in dieser Schreibart, nämlich den bekannten Doctor Swift in England hervor gebracht. Die meisten von seinen moralischen Schriften sind mit solchen Ironien angefüllet. Die allerneueste Schrift, worinn er auf eine feine Art die heutige schlechte Erziehung der Jugend

gend tadelt, hat, wie man mir sagen wollen, in England fast gar keinen Beyfall gefunden; mir aber gefällt sie unter allen am besten. Der Verfasser stellt sich, als ob er den Eltern einen Verweis giebt, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken, um in den Sprachen und Wissenschaften unterwiesen zu werden, da doch solches heutiges Tages nicht die Mittel wären, um in der Welt fortzukommen, und sich ein Ansehen zu erwerben. Denn dadurch versäumten sie die beste Zeit, um sich in Complimenten, in der zierlichen Bewegung des Leibes, im Wedeln mit dem Fecher, und dergleichen Künsten zu üben, wodurch ein junger Mensch heutiges Tages allein sein Glück machen könnte. Er habe zu dem Ende, wie er sagt, ein eigenes Complimentierbuch verfertiget, woraus man alle Tage einige Complimenten heraus nehmen, und wenn man damit zu Ende, wieder von forne anfangen könnte. Gegenwärtig aber arbeitet er an einer Sammlung von neumodischen Eyden, er habe aber dabey einige Schwierigkeiten gefunden, weil die Eyde, welche einem Handwerksmann oder einem Lakay anständig, in dem Munde eines Lords nicht wohl klingen würden. Dieses ist ungefehr der Innhalt der Schrift, woraus man sieht, daß er über die zu unsern Zeiten so schlechte Erziehung der Jugend gescherzet. Ein neuerer Verfasser ist hierinn noch weiter gegangen in der Schrift, die den Titel führet: **Mathematischer Beweis von der Glückseligkeit**, worinn derselbe mit den Naturalisten oder so genannten Freygeistern sein Gespötte treibt. Im Anfange

 findet

findet man einen Brief an einen Parlamentsherrn, worinn er den Vorschlag thut, „gewisse alte Ver„ordnungen, die man die zehn Gebote nennte, abzu„schaffen.„ Er sagt: „Diese Verordnungen „stritten mit den Freyheiten und Privilegien des „englischen Volks, und viele vernünftige und wohl„gesinnte Leute hätten die Abschaffung derselben „längst gewünschet.„ Hierauf geht er ein Gebot nach dem andern durch, und verlangt, „wenn man „ja Bedenken tragen sollte, sie völlig abzuschaffen, „daß man solche doch wenigstens durch eine Parla„mentsacte einschränken, und anders, als gewöhn„lich, erklären möchte.„ Von dem zweyten Gebot macht er die Auslegung, „daß dadurch nichts „anders zu verstehen sey, als daß man nichts sagen „oder thun müsse, ohne eine gewisse Absicht vor „Augen zu haben. Und wenn man dieselbe hätte, „so könnte man nicht sagen, daß man den Namen „Gottes mißbrauchte, wenn man sich desselben be„diente, um seinen Gegner zu überschnellen, oder „einen mißtrauischen Freund ins Garn zu locken. „Die Heiligung des Sabbaths,„ sagt er, „ist al„lein für den gemeinen Pöbel, welcher sechs Tage „arbeitet, und also nothwendig an dem siebenden „Tage ein wenig ausruhen muß; angesehene Leute „aber, und welche in den Umständen sind, daß sie „sich das ganze Jahr ohne Arbeit nach eigenem Ge„fallen erlustigen können, sind an dieses Gebot nicht „im geringsten gebunden. Ueberdem kann der „Sonntag nicht einmal als ein Ruhetag angese„hen werden, weil man an demselben genöthiget „ist,

„ist, in die Kirche zu gehen, und sich in der Andacht „zu üben. Dieses ist vornehmen Standesperso„nen mehr eine strenge Arbeit, als eine Ruhe, wel„che eine weit grössere Ruhe, und ein viel ange„nehmeres Vergnügen empfinden, wenn sie der „frischen Luft im Sommer, und eines geheitzten „Zimmers im Winter geniessen können; als daß „sie sich in der Kirche bey kalter Jahreszeit verküh„len sollten, wo sie ohnedem noch oft viele unange„nehme Dinge zu hören verbunden sind. Die Ge„bote, du sollst nicht tödten, und du sollst nicht ehe„brechen, können unmöglich nach dem Buchstaben „verstanden werden, weil sie mit der Aufführung „aller Personen vom Stande streiten, welche die „Welt kennen, und anders zu leben wissen. Das „Wort tödten, geht diejenigen nicht an, welche ih„re sechszehn Ahnen zählen, insonderheit wenn ein „solcher alter von Adel einen gemeinen Bürger er„schlägt. Denn dieses verdienet eben so wenig ge„tadelt zu werden, als wenn ein Bürger eine leben„dige Auster verschlinget. Es ist bekannt, daß der „Zweykampf immer als ein point d'honneur an„gesehen worden, und daß eine Standesperson sich „auf eine solche Art rächen muß, indem es für sol„che Leute, und insonderheit für einen Officier, „höchstunanständig seyn würde, sich den gemeinen „Rechten zu unterwerfen Die Hurerey wird „gleichfalls nur geringen Leuten verboten. Denn „es würde in Wahrheit recht lächerlich seyn, wenn „Handwerksleute, und andre, die nicht von Adel „sind, den Vornehmen nachahmen, und petits

„Maitres vorstellen wollten; und es ist auch nicht „wohl möglich, indem dazu Unkosten erfordert „werden, und eine galante Erziehung nöthig ist, die „man nicht bey dem Pöbel antrift. Dieses Ver„bot kann demnach die Vornehmen nicht angehen, „welche Geld genug haben, das sie zu einem solchen „Gebrauch anwenden können. Verschiedene bür„gerliche Personen werden durch einen solchen Um„gang geadelt, und mancher Mann befindet sich „sehr wohl dabey, wenn seine Frau mit vorneh„men und reichen Leuten umgehet, und alsdenn „heißt es ja, volenti non fit injuria.„ Diese Ironie setzt der Verfasser beständig fort, um die Sitten unsrer Zeiten zu beschämen. Ungeachtet Einfältige sich vielleicht daran ärgern, so sehen doch Vernünftige und Kluge leichtlich ein, was er damit sagen will. Man muß demnach ein gleiches Urtheil über verschiedene Materien fällen, die ich in einer ähnlichen Absicht, und in einer gleichen Schreibart ausgeführet. Die Schrift zur Vertheidigung des Teufels hat keinen andern Endzweck, als um zu zeigen, daß nichts so falsch und so ungereimt ist, dem ein geschickter Skribent nicht eine Farbe anstreichen kann. Ich bin rc.

Der

Der siebenundsiebenzigste Brief.

Mein Herr,

Nichts ziert den Menschen mehr, als ein ordentliches Leben, und nichts trägt auch mehr zur Erhaltung desselben bey, als dieses. Plinius der jüngere, führt verschiedene Exempel von römischen Rathsherren an, welche durch ein ordentliches Leben bey einer beständigen Gesundheit ein hohes Alter erreichet. Es scheint, daß unser gemeinschaftlicher Freund Metrodorus sich das Exempel dieser alten Römer zum Muster vorgestellt; ob er aber dasselbe glücklich erreichet, davon mögen sie aus folgender Beschreibung seiner Lebensart urtheilen. Die Ruhe unsers Freundes währet so wohl im Winter als im Sommer accurat bis neun Uhr, drey Minuten, und sein Aufstehen zeigt viel besser, als das ordentlichste Uhrwerk, wie hoch es am Tage ist. Hierauf klingelt er, daß seine Haushälterin herein kommen möge, wo es nicht an den beyden Tagen in der Woche ist, da sie bey ihm in der Kammer schläft. Denn auch in diesem Stücke ist er sehr ordentlich. So bald er seinen Schlafrock angelegt, so nimmt er einen Trunk Brandtewein zu sich, um den Magen, wie er sagt, zu öfnen, er temperirt aber denselben gleich wieder durch Thee

oder Caffee, welchen er wechselsweise einen Tag um den andern trinket. Hierauf setzt er sich in seinen Lehnstuhl, und nachdem er von neuem ein wenig geschlummert, so wendet er fast eine ganze Stunde auf Lesung guter Bücher an. Insonderheit hat er sich zweene Bücher erwählet, welche niemand, wie er glaubt, zu oft lesen kann. Das eine Buch ist ein geistliches Buch, und führt den Titel: **Hauptschlüssel der Offenbahrung.** Das andre ist eine Sammlung von allen Rangverordnungen, welche er in einen Band binden lassen, und worinn er sich dergestalt geübet, daß er in einem Augenblicke sagen kann, in welcher Classe sich ein jeder Bedienter befindet, und welche Nummer er in dieser Classe einnimmt. Weiter lieset er nichts, sondern hält vielmehr dafür, daß alle diejenigen, welche sich in das Studiren vertiefen, doch nichts rechtes lernen. Wenn die Uhr zwölf geschlagen, und noch dreyzehn Minuten darüber sind, so gehet er zu Tische, und hält eine gute Mittagsmahlzeit, ungeachtet dieselbe sich doch insgemein nicht über sechs Schüsseln erstrecket. Nach der Mahlzeit setzt er sich wieder auf seinen Lehnstuhl, und nimmt ein deutsches Buch in die Hand, welches den Titel führet, **eines wahren Christen Nachthaube**, worinn er etwas lieset, und zwar nicht so sehr aus Andacht, als um einzuschlafen, welchen Rath ihm sein Hausmedicus gegeben. Denn so oft er diese vortrefliche Schrift lieset, so schläft er den Augenblick ein. Nachdem er eine Stunde oder anderthalb geschlafen, so tritt seine Haushälterin mit einer gefüllten Pfeife herein,

ein, und wenn er solche ausgeraucht, so geht er anderthalb hundert Schritte in seiner Stube hin und her, und nimmt bey jedem zehnten Schritte eine Prise starken brasilianischen Schnupftaback. Hierauf trinkt er wieder ein gutes Glas Brandtewein, und alsdenn überfällt ihn sein gewöhnlicher geistlicher Paroxysmus, oder der Bußkampf. Er ruft seine Haußhälterin herein, und die Jungfer Ignatia erscheinet auch sogleich, jedoch mit Zittern, weil sie weiß, daß sie in die Beichte muß, die eine ganze Stunde währet. Er untersucht ihre Aufführung, hält ihr ihr fleischliches Wesen für, und ermahnt sie zu einem neuen Leben, welches sie mit gefaltenen Händen verspricht, aber nichts davon hält, woran sie jedoch nicht schuld ist. Nach der Catechisation schreitet man zu den Friedenstractaten, und die Haushälterin läßt als ein ehrliches und wackeres Mädgen hier allezeit ihre Folgsamkeit blicken. Auf eine jede Tragödie folgt also ein lustiges Nachspiel, welches doch, wie ich glauben will, in allen Ehren geschiehet, ungeachtet seine Feinde eine eigne Auslegung darüber machen. Sie thun ihm aber hierinn gewiß unrecht. Denn diejenigen, welche den Mann kennen, wissen auch, daß er seine Leidenschaften des Tages bändigen kann, und die Tag und Nachtarbeit nicht mit einander vermenget. Eine jede Verrichtung hat bey ihm ihre gewisse Zeit, und auch in seinem kleinen Vergnügen weichet er nicht von seiner strengen Diät ab. Seine Abendmahlzeit, welche er hierauf hält, ist sehr mäßig, und er hat alsdenn eine Schüssel weniger, als des Mittags. Nach

der Mahlzeit kommt sein Mädgen herein, krauelt ihm im Kopf, bis er schläfrig wird, und zu Bette zu gehen verlanget. Das Mädgen geht insgemein weg, wenn sie ihn ausgezogen; weil sie ihm, wie ich schon vorher erwehnet, nur zweymal in der Woche des Nachts Gesellschaft leistet. Solchergestalt bringt er alle Tage in der Woche, ja das ganze Jahr zu. Ob ein solches Leben den Namen eines philosophischen Lebens verdiene, kann ich nicht sagen. Dieses muß indessen doch ein jeder gestehen, daß keine Lebensart ordentlicher seyn kan; indem hierbey nicht nur alle Stunden, sondern so gar alle Minuten, beobachtet werden. Seine Feinde wenden zwar ein: Wie kann die Andacht mit dem Gefässe, und wie können die Strafpredigten mit der unreinen Liebe bestehen? Es bezeugen aber verschiedene vernünftige Moralisten, daß eine gewisse Art der Andacht aus gebrannten Wassern und aus dem Weine entstehe, so wie es von dem Cato heißt: Virtus ejus incaluit mero; ferner, daß in der Liebe nichts böses anzutreffen sey, wenn das Herz nur gut ist, und daß man durch den Leib nicht sündigen könne, wenn die Seele nur unbefleckt bleibet. Ich entscheide diese Streitigkeit nicht. Meine Absicht ist bloß gewesen, zu zeigen, daß in allen Dingen, welche man bey diesem Manne antrift, Ordnung und Zierlichkeit herrsche, und daß er von einigen aus dieser Absicht unter unsre heutigen Philosophen gezählet werde. Ich bin 2c.

Der acht und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin zwar mit Ihnen in so weit einig, daß die Prüfungen, in Absicht auf diejenigen, denen man ein gewisses Amt anvertrauen will, nützlich sind; ich füge aber dennoch die Einschränkung hinzu, daß man einen Unterscheid unter den Aemtern machen müsse, und daß man durch eine solche vorher angestellte Untersuchung nicht allemahl die Kräfte eines Menschen erforschen könne, ob er einem Amte wohl vorstehen werde. Wenn von akademischen oder Schulämtern die Rede ist, so kann das Examen zwar etwas, aber dennoch nicht alles entscheiden: Denn man kann zwar dadurch erfahren, ob jemand gelehrt sey; nicht aber, ob er die Gabe besitze, andern wieder etwas beyzubringen. Mit den künftigen Richtern und Advocaten gehet es noch weniger an. Man kann freylich, wenn man einen Candidaten eine Stunde lang examiniret, leicht urtheilen, ob er in den Gesetzen erfahren sey; nicht aber, ob er das Richteramt gut verwalten werde. Man kann wissen, ob einer eine juristische Gelehrsamkeit besitze; nicht aber, ob er solche wohl anwenden, und in seinen künftigen Urtheilen Vernunft und

Billigkeit blicken lassen werde. Viele sind von denen, welche die Prüfung angestellt haben, mit den herrlichsten Zeugnissen versehen, und geben doch so schlechte Richter ab, daß man seine Rechtssache eben so lieb dem Ausschlag der Würfel unterwerfen, als solche auf den Ausspruch eines solchen Mannes ankommen lassen möchte. Ich will nicht einmahl von der Redlichkeit, als der Haupteigenschaft eines Richters, reden, welche man durch die Prüfung, die einen Tag währet, unmöglich erforschen kann. Am allerwenigsten ist dieses bey den Sachwaltern möglich; indem mancher alle Gesetze und Verordnungen auf den Fingern her erzählen kann, und doch nicht geschickt ist, die geringste Sache zu führen. Und ungeachtet die Richter so wohl als die Advocaten in einerley Wissenschaft erfahren seyn müssen; so zeigt dennoch die Erfahrung, daß der beste Advocat öfters den schlechtesten Richter, und der beste Richter den elendesten Advocaten abgiebt. Es werden demnach verschiedene Arten von Prüfungen erfordert, wenn man hierinn sicher gehen, und sich in seinem Urtheile nicht übereilen will. Bey einigen ist ein einziger Tag, und bey andern eine einzige Stunde hinlänglich; bey andern aber wird eine weit längere Zeit erfordert. Einige kann man nach einer einzigen Untersuchung kennen lernen; um aber die Fähigkeiten und Einsichten von andern recht gründlich einzusehen, werden mehrere Prüfungen erfordert. Ein Handwerksmann, ein Künstler, ein Musicus, kann durch ein einziges Meisterstück

seine

seine Kunst und Wissenschaft an den Tag legen. Wenn ein Mahler einmahl ein schönes Bild mahlet, so ist man versichert, daß er mehrere zu verfertigen im Stande sey; und wenn ein Musicus oder ein Sänger einmahl mit grosser Fertigkeit ein ihm zum erstenmahl vorgelegtes Stück spielet, oder absingt, so zweifelt man ferner nicht im geringsten an seiner musicalischen Fähigkeit. Aber, wenn ein Amt soll besetzt werden, so ist eine einzige Prüfung nicht hinlänglich, um von der Fähigkeit einer Person überführt zu werden. Was ich vorher von den Richtern und Advocaten gesagt, daß bey denen kein Examen von einer Stunde hinlänglich sey, eben dasselbe gilt auch von den Predigern. Um die Fähigkeit einer solchen Person auszuforschen, wird mehr als eine Art der Prüfung erfordert; welches auch die Gesetze dieses Reichs erheischen. Denn erstlich sucht man hieselbst durch allerhand Fragen und Antworten die Gelehrsamkeit eines solchen Candidaten zu prüfen, und nachher muß derselbe auch von seinen Gaben im Vortrage noch durch eine besondere Probepredigt ein Zeugniß ablegen. Denn wie einer grundgelehrt, und doch dabey zu gleicher Zeit ungeschickt seyn kann, eine Predigt zu halten; so kann auch einer eine herrliche Rede ablegen, ohne daß man versichert ist, ob er auch alles selbst verstehet, was er saget. Mancher erwirbt sich durch eine Predigt, die er hält, einen grossen Ruhm; und dennoch ist er nur als ein Wiederhall von einem andern anzusehen, dessen Rede er mit vieler

Anstän-

Anständigkeit wieder hersagt. Ich habe in meiner Jugend einen Redner gekannt, der keine öffentliche Rede halten konnte, ehe er eine Schale mit Grütze gespeiset, die seine Schwester ihm zugerichtet; und es hieß also von ihm: Keine Grütze, keine Predigt. Auf eben dieselbe Art ist es auch mit gewissen Predigern bewandt, welche entweder nicht anders, als nach einer gewissen Vorschrift, reden können, oder sich auch stets der Arbeit von andern bedienen müssen. Aus einer einzigen Probepredigt kann man demnach von der Fähigkeit eines Mannes, und von dessen Geschicklichkeit zum Predigtamte, unmöglich urtheilen. Denn wie leicht kann es nicht geschehen, daß sie sich die Predigt von einem andern machen lassen, und solche nachher mit einer grossen Fertigkeit ablegen? Hier entstehet also die Frage: „Wie ist es „denn eigentlich und am besten anzufangen, wenn „man die Fähigkeit einer Person zu einem gewissen „Amte ausfindig machen will?“ Ich habe bereits vorher gesagt, daß die Proben nach der Beschaffenheit der Aemter unterschieden seyn müssen; und daß man von der Fähigkeit gewisser Personen sogleich nach der ersten Prüfung, von andern aber erstlich nach mehrern Proben, mit Gewißheit zu urtheilen im Stande sey. Zu dem Priesteramt werden zwey Examina erfordert, wie ich bereits vorhin erwehnet habe; und solche werden auch hier im Reiche aufs genaueste in Acht genommen. Um aber die Fähigkeit der Richter und Advocaten zu prüfen, hat man nur eines verordnet, und

zwar so, daß beyde aus einerley Art geprüfet werden. Es werden hier aber nothwendig auch mehrere Proben erfordert, und die Prüfungen müssen nothwendig nach der Beschaffenheit der Aemter und der Personen unterschieden seyn. Man kann zwar die Gelehrsamkeit und die Theorie eines Advocaten durch Fragen und Antworten erforschen: Aber dieses ist nicht hinlänglich; weil, wie ich schon oben erwehnet, der grundgelehrteste Jurist der schlechteste Advocat werden kann. Es wird daher noch eine Prüfung erfordert, welche zuverlässiger ist, und solche besteht darinn, daß ein solcher künftiger Advocat vorher eine Sache für Gericht führen muß. Denn, wenn er in zwey bis drey Sachen seine Geschicklichkeit sehen lässet, so kann man sicher glauben, daß er auch mehrere ausführen, und mit der Zeit ein geschickter Advocat werden könne. Auf gleiche Art ist es auch mit dem Richteramt beschaffen. Die Prüfung, welche durch Fragen und Antwort geschiehet, ist hier zwar gleichfalls vonnöthen, und wird noch mehr erfordert, als bey einem Advocaten, indem man, wenn der künftige Richter gelehrt befunden wird, noch weit eher von seiner Fähigkeit urtheilen kann, weil bey einem Advocaten alles auf die Praxin und Ausübung ankommt. Sie ist aber nicht allein hinlänglich, und man muß daher bey einem künftigen Richter auch noch darauf besonders Achtung geben, wie er sich bey der Ausübung dessen, was er gelernet, in einem Gerichte aufführet. Und dieses kann nicht besser

geschehen, als wenn man solche Personen stuffenweise von einem geringern Collegio zu einem grössern, von einem Untergericht zu einem Obergericht hinansteigen, und also das eine Gericht stets eine Pflanzschule des andern werden lässet. Durch dieses Mittel könnte auch die Schwierigkeit gehoben werden, welche sich bisweilen findet, wenn daß höchste Gericht mit würdigen Mitgliedern besetzt werden soll. Es kann aber bey einer solchen Einrichtung, als ich eben angeführet, meinem Bedünken noch nicht fehlen, und die Wahl der neuen Mitglieder kann nicht schwer seyn, indem man nur diejenigen nehmen darf, welche mit dem größten Ruhme einige Jahre durch in den Unter- oder Hofgerichte gesessen. Dazu aber würde auf solche Art auch erfordert, daß dieses Untergericht stets mit einer Anzahl vornehmer junger und angesehener Personen besetzt seyn müsse, mit denen die im höchsten Gericht ledig werdenden Stellen wieder könnten ergänzet werden. Und dazu wäre niemand geschickter, als junge Hofleute, welche Besoldung haben, und deren Verrichtungen bey Hofe eben kein Kopfbrechen erfordern. Hievon würde man die Wirkung spüren, daß niemand, als einer, der den Studien obgelegen, suchen würde, Hofjunker oder Kammerjunker zu werden, weil sodann ein mehreres, als bloße Complimenten und Aufwartungen würde erfordet werden. Das höchste Gericht aber, würde dadurch nicht nur vortrefliche Mitglieder, sondern auch durch so viele Standespersonen einen neuen Glanz

erhal-

erhalten. Wenn man sich zu einem akademischen Amte geschickt machen will, so geschiehet solches insgemein durch Disputiren, welches doch keinesweges als eine hinlängliche Probe kann angesehen werden. Denn es ist unmöglich, daß man daraus urtheilen kann, ob einer gelehrt und geschickt sey, andern wieder etwas beyzubringen, sondern es erhellet bloß daraus, daß derjenige, welcher disputiret, ein gewisses Talent im Reden hat, und in der gelehrten Fechtkunst geübt ist. So wenig man demnach aus der Fertigkeit eines Fechtmeisters den Schluß machen kann, daß er einen guten Soldaten abgeben würde, eben so wenig läßt sich auch aus einer akademischen Disputation abnehmen, ob jemand zum Lehrer auf einer hohen Schule geschickt sey. Wenn man diejenigen, welche am besten disputiren können, für die würdigsten hält, den akademischen Lehrstuhl zu bekleiden, so kann man oft den gelehrtesten Männern zu nahe treten, weil, wie die Erfahrung zeiget, solche manchmahl am allerwenigsten zum Disputiren geschickt sind Es werden aber, um ein dergleichen Amt auf hohen Schulen zu bekleiden, verschiedene Proben erfordert, so wie bey den alten griechischen Spielen einige durch ihre Hurtigkeit, andre durch ihre Stärke, einige durch Wettrennen und ringen, die aufgesetzten Belohnungen und den Preiß erhielten. Wenn also jemand eine theologische Profeßion zu erhalten suchet, der muß von seiner gründlichen und tiefen Einsicht in die göttlichen Wahrheiten Proben ablegen, und die

heilige Schrift richtig zu erklären wissen. Wenn jemand ein öffentlicher Lehrer der Physik und der Philosophie zu werden gedenket, der muß sich in diesen Wissenschaften besonders hervor thun. Ein Mathematicus muß mathematische Schriften, und ein Lehrer der Historie nette und ordentlich abgefaßte Geschichte liefern. Bloß diejenigen, welche eine logicalische und dialectische Profeßion suchen, können ihre Probe durch eine Disputation ablegen. Wenn man aber von allen, die eine akademische Profeßion suchen, einerley Proben erfordert, so ist es eben so viel, als wenn man von einem Schuster, Mauer, und andern Handwerksleuten verlangen wollte, ihr Meisterstück durch ein von ihnen verfertigtes künstliches Gemählde abzulegen. Sie sehen hieraus, mein Herr, was ich von denen gewöhnlichen Prüfungen halte, und daß ich glaube, daß zu einem Amte bisweilen mehrere Proben erfordert werden, unter allen Prüfungen aber halte ich diejenige für die nützlichste und sicherste, welche dem Amte desjenigen, der solches inskünftige zu bekleiden suchet, am meisten gemäß ist. Ich bin 2c.

Der

Der neun und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus ihrem letztern Schreiben, daß ihnen meine Gedanken gefallen haben, die ich ihnen wegen der Beförderung zu einem Amte und der dazu nöthigen Prüfung mitgetheilet. Der einzige Vorschlag scheint ihnen nur bedenklich zu seyn, als den jungen Hofleuten ein Seminarium von dem höchsten Gerichte zu machen. Sie werden aber doch diesen Vorschlag nicht so gar ungegründet finden, wenn sie folgendes zu erwegen belieben wollen. Unter allen Königlichen Collegiis ist keines schwerer in einen erwünschten Zustand zu setzen, als das höchste Gericht. Denn man hat aus der Erfahrung wahrgenommen, daß aller Versuche, die man deswegen angestellet, ungeachtet dennoch dieses hohe Collegium stets wieder in seinen vorigen Zustand gerathen ist. Die Ursache besteht darinn. Es wird zu dem höchsten Gericht eine ansehnliche Anzahl von Beysitzern erfordert. Weil aber so viele zu besolden jederzeit für eine Bürde der Königlichen Schatzkammer gehalten worden, so hat man theils allerhand vornehme Personen, welche in andern Collegiis sitzen, theils auch andere, welche

noch keinen Sitz in einem andern Collegio haben, beordert, diesem höchsten Gerichte, und zwar ohne eine Besoldung dafür zu geniesen, beyzuwohnen. Die ersten aber haben sich stets über ihre ohnedem schon so sehr gehäuften Geschäfte, und die andern über die Kosten beschweret, welche sie aus ihren eignen Mitteln an einem so kostbaren Orte aufzuwenden genöthiget wären, wesfalls beyde endlich alle Gelegenheit ergriffen, sich dieser Verbindung wieder zu entledigen. Dadurch ist das höchste Gericht von Beysitzern entblößt worden, und man hat sich genöthiget gesehen, junge Personen von geringerm Stande anzunehmen, welche selbst ihre Dienste angeboten, um dadurch zu einer Würde zu gelangen, und einen Platz in der Rangordnung zu erhalten. Bey so gestallten Umständen entsteht die Frage, „wie man dieser Unbe„quemlichkeit vorbeugen, das höchste Gericht mit „geschickten Mitgliedern versehen, und solches zu„gleich recht ansehnlich machen könne!“ Dieses kann zwar nicht ohne alle Kosten geschehen. Solche aber würden demnach nur mäßig seyn, wenn man z. E. vier bis fünf tüchtige und gelehrte Juristen ordentlich besoldete, um dem höchsten Gerichte beständig beyzuwohnen. Die übrigen Mitglieder aber könnten aus andern königlichen Bedienten bestehen, die mit keinen anderweitigen und wichtigen Geschäften beladen wären. Und dazu ist niemand geschickter, als die Hofbedienten, welche beständig in Copenhagen, und wohl besoldet sind, auch ledige Stunden genug zu einer solchen

Arbeit haben. Vielleicht wendet man ein, die Kammerjunker und andre Hofleute hätten sich nicht auf die Rechtsgelahrheit gelegt, und wären also hiezu nicht geschickt. Sie können aber mit der Zeit gute Rechtsgelehrten werden, und zwar um so viel mehr, wenn diejenigen, welche künftig Hofbedienungen suchen, merken, daß eine gründliche Erkenntniß in der Jurisprudenz ihnen unentbehrlich ist, und daß ihr Amt hinführo nicht in einer bloßen Aufwartung, und in leeren Complimenten bestehet. Die jüngsten unter ihnen, welche man noch nicht für reif genug hält, könnten sich dadurch am besten geschickt machen, wenn sie einige Jahre dem Unter- oder dem Hofgericht beywohnten, bey welcher Gelegenheit man die Fähigkeit eines jeden zu einem höhern Richteramte kennen lernen, und also niemahls fehlen könnte. Mit solchen Männern könnte das höchste Gericht sicher und ohne Kosten versehen, der Hof gelehrt, und das Ansehen des Gerichts noch mehr erhöhet werden. Zu beyden Arten der Verrichtung würde ich so wohl adeliche als bürgerliche Personen in Vorschlag bringen, wenn solche Verdienste haben, und bemittelt sind, wodurch denn auch zugleich der Plan bevestiget wird, den der höchstselige König, Friderich der Dritte, der Stifter der neuen Regierung, bey allen Beförderungen gelegt hat. Nichts ist für ein Gericht gefährlicher und schädlicher, als arme und nothleidende Richter, von welchem Stande dieselben auch immer seyn mögen, weil sie gar zu vielen Versuchungen bloß gestellet

 sind.

sind. Man kann mit Wahrheit in solchem Fall sagen: Je grössere Juristen, desto gefährlichere Richter. Ich bin ꝛc.

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man in historischen Sachen einen Criticum abgeben will, so muß man nicht alles blindlings annehmen, und auch nicht alles aus Eigensinn verwerfen. Man handelt eben so thöricht, wenn man mit dem Harduino, und andern, die allenthalben angenommenen Begebenheiten in Zweifel ziehet, als wenn man mit andern allem demjenigen einen blinden Glauben beylegt, was ein angesehener Mann gesehen hat. Man muß auch hier, wie in allen andern Dingen, die Mittelstrasse erwählen. Ein anderes ist es, an verschiedenen Umständen bey einer Geschichte zu zweifeln, ein anderes aber, die ganze Historie zu verwerfen, und die Existenz der Personen selbst in Zweifel zu ziehen. Es ist z. E. eben so thöricht zu läugnen, daß Cyrus, Alexander, ꝛc. gelebt haben, als man thöricht handeln würde, wenn man allen und jeden Umständen, die in ihrer Historie vorkommen, schlechterdings Glauben beymessen wollte. Der Herr Bayle urtheilet folgendergestalt hiervon. „Man

„schreibt

„schreibt eine Historie auf eben dieselbe Art, wie man „ein Ragout in der Küche zubereitet. Eine jede „Nation bereitet die Speisen nach ihrer Art, und „daher wird einerley Kraut auf so mancherley „Weise zugerichtet, als Länder in der Welt sind. „Diejenige Zurichtung aber hält man insgemein „für die beste, welche mit dem Geschmack des Lan„des, worinn man wohnet, am meisten überein„kommt. Und eben so ist es mit der Historie be„schaffen. Ein jedes Volk, eine jede Religion, und „eine jede Secte nimmt einerley Sache auf ver„schiedene Arten an, und richtet dieselbe nach ihren „Sätzen und nach ihren Begriffen ein. Und da„her kommt es, daß eine Sache von einigen für „wahr, und von andern für falsch angesehen wird. „Denn wie man gewisse Speisen hat, die einige „Nationen durchgehends verachten, sie mögen „auch zugerichtet seyn, wie sie immer wollen, so „findet man auch gewisse historische Berichte, wel„che nur von gewissen Personen und von gewissen „Secten angenommen, von andern aber als unge„reimt, und als eine Betrügerey verworfen werden. So weit gehet das Bedenken des Herrn Bayle, und er hat in diesem Stücke nicht völlig unrecht. Man muß daher genau Achtung geben, in welchem Lande, von welchem Volke, und zu welchen Zeiten eine Historie geschrieben worden. Man findet hin und wieder einige Berichte, deren Falschheit einem jeden in die Augen fällt, weil sie entweder mit der Zeit und dem Orte nicht überein kommen, oder von andern unpartheyischen Geschichtschreibern wider-

sprochen werden. Die meisten Zweykämpfe in der Historie kommen mir zweydeutig vor, weil es insgemein heißt, daß derjenige, welcher den andern heraus gefordert, gefället worden, und auf dem Platze geblieben sey; welches aber, wie es scheint, die Skribenten mehr gewünschet, als daß es wirklich sollte geschehen seyn. Andre merkwürdige Begebenheiten, welche vielleicht einmal und an einem Orte vorgegangē seyn mögen, scheinen an einem andern Orte wieder angebracht zu seyn, um die Thaten andrer Helden damit auszuschmücken. Unter andern findet man folgendes von dem Kriege zwischen den Tegeatern und Pheneatern angeführet. „Wie beyde Partheyen mit einander in einen Krieg „verwickelt waren, so fanden sie endlich für gut, „dem Streite auf eine solche Art ein Ende zu ma„chen, daß drey Zwilling Brüder an der andern „Seite mit einander fechten sollten. Wer von ih„nen sodann den Platz behaupten und siegen wür„de, dessen Parthey sollte gewonnen haben. Wie „diese sechs Helden den Streit mit einander anfin„gen, so wurden drey von der einen Parthey hart „verwundet. Zwey aber von der andern Parthey „wurden getödtet, der dritte aber blieb unbeschädi„get. Dieser, welcher Critolaus hieß, und nun„mehr mit den drey Verwundeten allein fechten mu„ste, stellt sich, als wenn er die Flucht ergriffe, und „wie ihn die andern verfolgten, so erlegte er den ei„nen nach dem andern. Wie er hierauf als ein „Sieger zu dem Kriegsheere zurück kam, und die „Glückwünsche von allen und jeden erhielte, so war „seine

„seine Schwester die einzige, welche an dieser allge„meinen Freude keinen Antheil nehmen wollte. Sie „weinte vielmehr bitterlich, weil sie mit dem einen „Kämpfer von der Gegenparthey verlobt war, den „ihr Bruder getödtet hatte. Dadurch aber ward „Critolaus so erhitzet, daß er seine Schwester mit „eigener Hand ermordete, und ward wegen des „Eyfers, den er für sein Vaterland hatte blicken „lassen, frey gesprochen.„ Alles dieses findet man mit eben denselben Umständen in der römischen Historie aufgezeichnet, wo ein solcher Dreykampf unter den drey Horatiern und den drey Curatiern angeführt wird, so daß man deutlich sieht, daß der eine es aus dem andern ausgeschrieben. Man findet ferner, daß Agesilaus, ein Bruder des Themistocles, wie er an statt den persischen König Xerxes zu ermorden, dessen Feldherrn getödtet, seine eigne Hand ins Feuer gesteckt; und dieselbe verbrannt habe. Diese Historie wird nachher von den Römern auch dem Mucius Scävola beygelegt. „ Man fragte weiter das „Orakel einmal wegen einer tiefen und feurigen „Höhle, die sich in einer Stadt in Phrygien, auf„gethan hatte, um Rath, was man dabey thun „sollte, und erhielt die Antwort, daß man das kost„barste, was man hätte, hinein werfen sollte, so „würde sich dieselbe wieder zuschliessen. Nachdem „man hierauf allerhand kostbare Sachen hinein „geworfen, aber keine Wirkung davon verspüret „hatte, so stürzte sich endlich ein griechischer Ritter, „der von einigen Agyssäus, von andern aber Anchu-

„rus

„rus genannt wird, hinein, worauf sich die Höh„le in dem Augenblick zuschloß.„ Wer entdeckt hier nicht sogleich die Historie des M. Curtius, wovon in der römischen Geschichte so prächtig geredet wird. Ich übergehe andre ähnliche Fälle mit Stillschweigen. Man sieht hieraus offenbar, daß die alten römischen Skribenten verschiedene griechische Historien abgeschrieben, um ihre eigne damit auszuschmücken, und man kann daher den ältesten römischen Schriften nicht gar zu viel trauen. Denn wie die Griechen viele ägyptische Historien in ihre Geschichte gebracht, und für Begebenheiten ihres Volks ausgegeben, so haben die Römer auf gleiche Art den Griechen ihre Historien abgeborget, wovon die drey oben angeführten Exempel, welche von dem Stobäus und Plutarchus erzehlet werden, ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Verschiedene Erzehlungen anderer römischen Skribenten können durch ihre eigene Landesleute widerlegt werden. Livius und andre römische Geschichtschreiber führen folgende Begebenheiten, als einen Beweis von der Keuschheit des Scipio an; „Wie dersel„be Neu Carthago in Spanien erobert hatte, und „ihm unter den Gefangenen auch ein spanisches „Frauenzimmer von einer ausbündig grossen „Schönheit in die Hände fiel, so schickte er solches „unberührt dem Celtiberischen Prinzen zu, welcher „mit diesem Frauenzimmer verlobt war.„ Wegen dieser Handlung wird Scipio bis in den Himmel erhoben, und über die Gemählde, welche diese That vorstellen, findet man insgemein die Worte geschrieben.

ben. An virtus altius ire poteſt? Wenn man aber einem von den älteſten römiſchen Skribenten, dem Valerius Antias, Glauben beymeſſen darf, welchem Titus Livius das Beſte in ſeiner Hiſtorie abgeborget, ſo verhält ſich die Sache ganz anders. Dieſer Valerius Antias, welcher zu eben derſelben Zeit lebte, in eben demſelben ſpaniſchen Kriege diente, und für einen wahrhaften und zuverläßigen Skribenten gehalten wird, bezeuget ausdrücklich, daß Scipio dieſe koſtbare Beute behalten, und ſich derſelben zu ſeinem Vergnügen bedienet habe. Die Worte des Valerii lauten folgendergeſtalt. Puella quædam pulcherrima, quam Carthagine, ampla civitate in Hiſpania expugnata ceperat Publius Africanus ſuperior, non reddita patri, ſed retenta ab eo, atque in deliciis & amoribus uſurpata eſt. Valerius Antias iſt übrigens nicht der einzige Skribent, welcher an der Keuſchheit des Scipio gezweifelt. Nävius, ein bekannter römiſcher Poet, welcher auch in eben demſelben Kriege wider die Carthaginenſer diente, redet folgendergeſtalt hievon in ſeinen Gedichten.

Etiam qui res magnas geſſit glorioſe,
Cujus facta viva nunc vigent.
Qui apud gentes ſolus præſtat,
Eum ſuus pater cum pallio uno ab amica abduxit.

Wenn bey dem Anfang des erſten puniſchen Krieges von der Seemacht der Römer geredet wird, ſo ſagen faſt alle Hiſtorien, daß die Römer in der

der Schifbaukunst so unerfahren gewesen, daß sie nicht den geringsten Begrif von der Schifbauerey gehabt, sondern daß sich die Matrosen auf einem Schiffe, welches auf einem Sandgrund auf dem Lande lag, in dem Gebrauch der Ruder auf den Schiffen geübet. Dieses aber stimmt nicht mit verschiedenen von dem Polybius angeführten Seetractaten überein, welche zu den Zeiten der Könige zwischen Rom und Carthago geschlossen worden, und eben so wenig mit den Schiffen der vorigen Zeiten, wovon in den vorhergehenden Geschichten geredet wird, und von welchen ich in der Vorbereitung zu der Historie des Herodians umständlich gehandelt habe. Man siehet also, daß dieses eine bloße Erdichtung ist, um die römische Historie mit demjenigen auszuzieren, was man wunderbar nennet. Man kann sicher glauben, daß alles und jedes, was Polybius, einer der ältesten und vernünftigsten römischen Skribenten mit Stillschweigen übergehet, von den andern bloß erdichtet worden. Man findet unter andern folgende höchstmerkwürdige Begebenheit in der römischen Historie, „daß die ganze Familie der Fabier, welche aus dreyhundert Edelleuten bestanden, in der Schlacht bey Cremera umgekommen, „und von dem ganzen Geschlechte nicht mehr als „ein einziges Kind übrig gewesen, welches den „Namen fortgepflanzet.“ Dieses wird von andern übergangen. Die gesunde Vernunft zeiget auch, daß es eine Erdichtung ist. Denn wenn die Historie wahr wäre, so müste daraus fliessen,

daß

daß in einer großen Familie von 300 Hausvätern nur ein einziges Kind und keine einzige schwangere Frau angetroffen worden, andere Umstände zu geschweigen, welche die Unrichtigkeit der Historie an den Tag legen. Dieses hat dem italiänischen Poeten Ariosto Gelegenheit gegeben zu sagen:

E, se tu vuoi ch'il ver non ti sia ascosto
Tutta al contrario l'istoria converti
Che li Greci rotti e che Troja Vittrice
E che Penelopea fu meretrice.

Die wunderbare Historie von dem Regulo wird gleichfalls von dem Polybio nicht erzählet, und muß daher ebenwohl verworfen werden. Dieser vortrefliche Geschichtschreiber war ein solcher Freund der Wahrheit, daß er kein Bedenken getragen, die Fehler zu tadeln, die von seinem eigenen Vater dem Lycortas begangen wurden. Er vergleicht die Historienschreiber mit den tragischen Poeten, welche ihre Stücke durch prächtige Catastrophen zu zieren suchen. Er kann einem daher zu einem sichern Wegweiser dienen, dergleichen Historien zu prüfen. Da er z. E. nichts von dem Umstande erwehnet, daß Hannibal durch Weineßig die Klippen geschmolzen, um dem Kriegsheer einen Weg über die Alpen zu bahnen, so ist solches für ein Gedichte zu halten, insonderheit da man weiß, daß verschiedine andere bereits vor dem Hannibal ein Kriegsheer über die Alpen geführet. Verschiedene andre Begebenheiten, welche so wohl in den römischen als in den Geschichten andrer

drer Nationen angetroffen werden, verrathen sich selbst, daß sie nicht ächt sind. Ich habe an einem gewissen Orte in meinen Schriften gezeiget, daß der vornehmste Theil von der Geschichte Helenens eine Fabel ist, daß sie niemahls nach Troja gekommen, und daß man dem Herodotus in diesem Stücke am meisten trauen müste. Ich habe ebenfalls in meiner jüdischen Historie gezeiget, daß die älteste assyrische Monarchie eine bloße Erdichtung ist, die von Chesias und andern erfunden worden, so wie das grosse Verzeichniß der Könige, welches Saxo Grammaticus mittheilet, bloß in dem Gehirne dieses Skribenten zu suchen ist. Der ißländische Skribent Torfäus hat gezeiget, daß der schwedische Geschichtscheiber Johann Magnus mit dem Saxo Grammaticus um den Vorzug gestritten, und ihm nichts nachgeben wollen, wesfalls er eine eben so grosse Liste von den schwedischen Königen mitgetheilet, damit Schweden Dännemark an Alter nichts nachgeben möchte. Verschiedene Historien werden entweder durch ihre eigene Ungereimtheit oder auch durch die Uneinigkeit der Skribenten unter einander in den merkwürdigsten Dingen verdächtig. Dieses bemerkt man am meisten in der alten nordischen Historie, und daher bedaure ich alle diejenigen, welche sich darinn vertiefen. Ich meines Theils könnte diese Historie nicht zu meinem Hauptgeschäfte machen, wo ich nicht durch ein Urtheil von dem höchsten Gericht dazu angehalten würde. Wie die alten Historien mit erdichteten Heldenhistorien angefüllet

sind, so weiß die Kirchenhistorie des mittlern Alters von nichts als erdichteten Wunderwerken, welche um so viel weniger auszustehen sind, da die Schreibart so beschaffen ist, daß man damit, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, Ratzen und Mäuse vergeben kann. Ich bin 2c.

Der ein und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich merke aus dero letzteren Zuschrift, daß sie mit demjenigen nicht zufrieden sind, was ich von der Ungewißheit in der Historie geschrieben habe. Es folgt aber nicht daraus, daß ich deswegen die Geschichtskunde überhaupt verwerfe. Es zeigt mein Urtheil vielmehr die große Hochachtung an, welche ich für die Historie hege, und die Sorgfalt, welche ich trage, eine so edle Wissenschaft von den Fabeln und andern Ungereimtheiten gereiniget zu sehen. Ich halte die historische Wissenschaft nach dem Worte GOttes für die nützlichste und wichtigste unter allen, wenn man den gehörigen Fleiß auf dieselbe wendet. Man lernet daraus andre Länder, seinen Nebenmenschen und sich selbst erkennen. Ja man lernet sogar Weißagen, indem man aus denen bereits

vergangenen Dingen von den Zukünftigen urtheilen, und daher einen jeden gründlichen Historicum für einen Propheten halten kann. Die moralischen Betrachtungen sind zwar von einem grossen Nutzen. Die Historie aber wirkt noch stärker, wenn solche recht vorgetragen, und mit Vernunft und Ueberlegung gelesen wird. Die meisten aber lesen die Geschichte zu keinem andern Endzweck, als damit sie Gelegenheit haben mögen, in Gesellschaften etwas zu erzählen, und zu dem Ende geben sie bloß auf die Namen und Jahrzahlen, oder solche Dinge Achtung, welche bloß auf das Gedächtniß ankommen. Von dergleichen Lesern kann man nicht sagen, daß sie die Geschichte kennen, sondern es ist ihnen nur die äußere Schale derselben bekannt; und solche verdienen daher eben so wenig den Namen der Geschichtschreiber, als welche bloße trockene Annales und Jahrbücher liefern. Denn aus dergleichen Jahrregistern lernet man nichts weiter, als daß verschiedene in diesem oder jenem Jahr gebohren worden, daß man Krieg geführet, Belagerungen vorgenommen und Festungen erobert. Die meisten neuern Geschichtschreiber richten sich indessen doch nach diesem Geschmack der Leser, und führen die Begräbnisse, die Krönungen, die Carousel, die Einzüge, die mit den belagerten Städten getroffenen Capitulationen und dergleichen, auf das weitläuftigste an. Und ist es daher auch wol zu verwundern, daß die Geschichte, welche sonst kaum einige wenige Blätter einnehmen würden, zu grossen und starken Folianten anwachsen? Bey den

alten

alten römischen und griechischen Geschichtschreibern trift man einen solchen Füllkalk nicht an. Die alten Historici hielten es für unanständig, ihre Schriften mit solchen unnützen Zeuge anzufüllen, als man heutiges Tages in unsern neuern Schriften findet. Man darf nur die Lebensbeschreibung des Plutarchs, des Svetonius und andrer mit denen zusammen halten, welche man uns in neuern Zeiten geliefert, um davon überzeugt zu werden. Wenn Herodotus, Thucydides, oder Xenophon in dem Geschmacke geschrieben hätten, worinn das Theatrum Europäum geschrieben worden, so würde man anstatt drey mäßiger Bücher, hundert dicke Bände erhalten haben. Sie sehen hieraus, mein Herr, wohin mein Urtheil über die Historie gehet. Ich halte dafür, daß man sich bestreben müsse, die Historie von denen Fabeln und Ungereimtheiten zu reinigen, welche man auch in den meisten alten Schriften findet. Man muß zu gleicher Zeit auch alles unnütze und zur Hauptsache nicht gehörige Zeug wegthun, welches nebst dem vorigen unsre neuen Geschichte verstellet, und die alleredelste Wissenschaft in Verachtung bringet. Für diejenigen, welche bloß deswegen lesen, um einschlafen zu können, oder ihre unruhige Gedanken zu vertreiben, sind die Jahrregister unsrer Zeiten und die Mercures historiques am besten zu gebrauchen. Andere aber, welche das Lesen lieben, um Nutzen daraus zu ziehen, muß man unter den römischen Skribenten einen Sallustius, einen Tacitus ꝛc. und unter den griechischen vornehmlich ei-

nen Polybius in die Hände geben, worinn man unzählige Dinge findet, welche sich so wol ein Staatsmann, als ein andrer, der im Kriege sein Glücke zu machen gedenket, zu Nutze machen kann. Ich bin rc.

Der zwey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, ob sonst auch noch jemand für einen Edelmann gehalten werden könne, als bloß derjenige, der so wohl väterlicher als mütterlicher Seits von adelichen Eltern gebohren worden An einigen Orten im Orient, insonderheit an den malabarischen Küsten, sind die Kinder allein von mütterlicher Seite adelich, weil daselbst eine Frau zu gleicher Zeit so viele Männer nehmen kann, als sie will, und das Recht besitzet, solchen auch wieder nach eignem Gefallen ihren Abschied zu geben. In Champagne in Frankreich war ehedem der Gebrauch eingeführet, daß, wenn ein adeliches Frauenzimmer sich mit einer Person bürgerlichen Standes vermählte, so wurden die Kinder für rechte Edelleute gehalten: Nun ist solches aber nicht mehr gebräuchlich. In Spanien ist kein Mensch so geringe, der sich nicht

mit

mit seinem Geschlechtsregister, oder mit seinem Adelstande brüsten sollte. An einigen Orten macht man noch einen andern Unterscheid unter den Edelleuten. Einige werden nicht für rechte Edelleute gehalten, wo sie nicht ihre sechszehn Ahnen darthun können, und solche werden hier in Dännemark, gammel Adel, oder der alte Adel genannt, und unterscheiden sich von denen, welche nachher in den Adelstand erhoben worden. In unserer Historie haben einige den Namen Equites oder Ritter; andere aber werden Armigeri genannt, und diese sind geringer als die ersten. In England werden diejenigen bloß als rechte Edelleute angesehen, welche den Titel als Herzoge, Marggrafen, Grafen und Baronen führen, und diese sind allein berechtiget, im Oberparlamente zu sitzen. Die andern alle werden unter dem allgemeinen Namen Gentry befasset, und gehören bloß ins Unterhaus. Einige meynen, daß der Adelstand seinen ersten Ursprung in Norden bey den Gothen genommen habe. Diejenigen aber, welche also urtheilen, legen dadurch an den Tag, daß sie sich in den Geschichten nicht sonderlich umgesehen. Das Wort Adel ist zwar alt dänisch, und bedeutet so viel als ächt. So wird ein in rechtmäßiger Ehe erzeugtes und ächtes Kind Adelbonde Barn, und eine ächte Frau, Adel Kone genannt. Ein rechter Handelsort, worinn die großen Märkte, Axeel Torv oder All-Säl Torv gehalten werden, führen den Namen Adelkiöbing. Daher ist es gekommen, daß diejenigen Personen, welche von dem

gemeinen Haufen unterschieden worden, den Namen der adelichen oder der recht ächten Bürger erhalten haben, und ihre Kinder Adeliche oder Edelinger genannt worden, welches so viel heissen soll, als Abdrücke und Bilder ihrer Eltern, welche adelich gewesen. Ja dieser Titel war vordem so groß, daß der älteste Sohn des Königs den Namen Adelin, (Domicellus) führte. Ist aber von dem Stande selbst die Rede, so ist der Adel sehr alt. Es wird desselben schon in den römischen, griechischen und andern alten Historien gedacht; und man sieht daraus, daß diejenigen, welche von gewissen Familien abgestammet, von andern Bügern unterschieden worden. Keine Edelleute sind gegenwärtig in einem größern Ansehen, als die venetianischen. Sie schätzen sich selbst so hoch, daß sie denen gleich zu seyn glauben, welche von königlichem Blute entsprossen sind. Aus dieser Ursache haben sich auch verschiedene Könige selbst in das venetianische Adelregister einschreiben lassen. An gewissen Orten in Orient, und in Indien, halten die Adelichen ihren Vorzug so hoch, daß sie sich auch durch den Umgang mit andern zu beflecken glauben. Die Mahometaner wissen von keinem Adel etwas zu sagen; sondern sie räumen bloß denenjenigen gewisse Vorzüge ein, welche von ihrem Propheten Mahomet abstammen. In China ist kein Adel erblich. Die Chineser halten dafür, daß der Adel nicht durch die Geburt fortgepflanzt, sondern allein durch die Verdienste erworben werden müsse, und daher werden die Kinder der vornehm-

sten Männer nicht anders, als Kinder gemeiner Bürger, angesehen. Die einigen Nachkommen des großen Philosophen Canfucius werden allein für adelich gehalten, und mit dem Titel Ching gin ti Chi ell, d. i. Nachkommen des großen Mannes, beehret. Es verdient übrigens von den Chinesern angemerkt zu werden, wenn sie bey einer besondern Gelegenheit den Adel auch den Anverwandten einer bereit in den Adelstand erhobenen Person mittheilen, so wird solcher Adel, an statt daß derselbe in Europa auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt wird, in China den Voreltern verliehen. Wie der bekannte Jesuit, Verbieß, geadelt ward, so ward zugleich auch mit demselben sein Vater und Großvater mit diesen Worten geadelt, weil sie einen solchen Sohn gezeuget und auferzogen. Man ist übrigens wegen der Frage noch nicht einig, ob es nützlich sey oder nicht, daß der Adel auf die Nachkommen fortgepflanzt werde? Diejenigen, welche es für nützlich halten, führen an, daß die Menschen durch einen solchen Adel, und durch den daher entstehenden Vorzug, zu großen Thaten aufgemuntert würden, und sich bemüheten, ihren Kindern eine solche Erziehung zu geben, welche dieselben des ihnen durch die Geburt zugefallenen Vorrechts würdig machen könnte. Andre aber halten eine solche Gewohnheit nicht nur für unnütz, sondern auch für schädlich; und behaupten, daß ein jeder seinen Vorzug und seine Würde nicht auf die Geburt, sondern auf die Verdienste gründen müste.

Sie führen zu gleicher Zeit viele Exempel aus der Historie an, welche betrübte Folgen ein solcher Unterscheid in den Reichen und Republiken nach sich gezogen, indem der Adel öfters gesucht, alle Gewalt allein an sich zu reißen; welches aber der bürgerliche Stand nicht zugeben wollen, und daher nicht nur allerhand Bündnisse unter sich aufgerichtet, und einen Aufstand nach dem andern erregt, sondern auch bisweilen die Adelichen gezwungen, die öffentliche Gewalt mit ihnen zu theilen. Ja dieses ist bisweilen so weit gegangen, daß nach geendigten bürgerlichen Kriegen der Adel sein ganzes Ansehen verlohren, und der bürgerliche Stand alle Gewalt allein in Händen behalten. Keine Historie legt hievon ein deutlicheres Zeugniß ab, als die Florentinische. Der Adel hat sich bisweilen dorten so verhaßt gemacht, daß man ihn zu gewissen Zeiten von allen Würden und von allen öffentlichen Aemtern völlig ausgeschlossen. Ich fälle von dieser Sache folgendes Urtheil: Der Adelstand muß den Vorzug behalten, den derselbe einmahl erworben. Ich glaube aber auch, daß es besser gewesen wäre, wenn man diesen Unterscheid niemahls gemacht hätte. Ich verstehe hiedurch den Adel, der auf die Nachkommen fortgepflanzt wird, wodurch nur zur Eyfersucht und zum Mißverstand unter den Einwohnern eines Landes Anlaß gegeben worden. Denn ein begüterter Mann, und der zugleich Verdienste hat, sieht es allemal mit Verdruß an, daß er aus keiner andern Ursache, als wegen der Geburt, welche doch nur bloß zu-

fällig

fällig ist, geringer als der Sohn eines armen und zu keinen Verdiensten fähigen Edelmannes seyn soll. Es wird dieses auch ein beständiger Zunder zur Zwietracht und Uneinigkeit bleiben. und außerdem annoch die widrige Wirkung haben, daß die angebohrnen großen Eigenschaften bey vielen gleich im Anfange erstickt werden, wenn man merket, daß man die Ehrenstellen nicht edlen und rühmlichen Thaten, sondern allein der Geburt zu danken hat. Die Adelichen selbst sind dabey nicht wenig verlegen. Ich habe gezeigt, was sie in Florenz für ein Schicksal gehabt. Die Stände in England haben so lange mit einander gestritten, bis die ganze Gewalt in die Hände des Unterparlaments gekommen. Zu den Zeiten des Cromwells war das Oberparlament gänzlich abgeschaffet. In Rom muste man ehedem dem Adel entsagen, (eiurare patriciatum) wenn man eine ansehnliche Stelle bekleiden wollte. Und wo ich mich recht besinne, so wird noch itzt niemand in Basel zu einem öffentlichen Amte gelassen, wo er nicht von bürgerlichem Stande ist. Ich übergehe die Beschwerde, welche ein hochwohlgebohrner Herr vor andern weit stärker empfindet, wenn er arm ist. Deswegen sagte ein gewisser Herr, welcher sehr arm war, und sich doch schämte zu arbeiten: **Wollte GOtt, daß ich ein geringer Mann geworden wäre!** Ich bin rc.

Der drey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Weil Aegypten das älteste Reich ist, von dem man etwas zu sagen weiß, und ehedem im höchsten Flor gestanden, so muß man daselbst den Ursprung von verschiedenen Wissenschaften aufsuchen, welche sich nachher weiter in Griechenland ausgebreitet haben. Unter andern ist es wahrscheinlich, daß die Buchstaben und das Schreiben daselbst zu allererst erfunden worden, welches im Anfange in allerhand symbolischen und verblümten Figuren bestand, wovon Mercurius Trismegistus der erste Erfinder soll gewesen seyn. Man bediente sich solcher Zeichen eine geraume Zeit, bis man endlich merkte, daß noch eine andre Art der Schrift erfordert würde, seine Meynung deutlich an den Tag zu legen, nämlich durch Buchstaben. Alle alte Skribenten stimmen darinn überein, daß ein Schreiber eines ägyptischen Königs ein aus Buchstaben bestehendes Alphabet erfunden, und daß durch dieses Mittel die Schrift, welche in vorigen Zeiten bloß durch Merkmahle und Zeichen angezeiget ward, und daher oft Gelegenheit zum Mißverstand gab, weit sicherer und deutlicher geworden. Die ägyptischen Priester

aber

aber funden hierbey ihre Rechnung nicht: Denn weil sie bisher die einzigen Ausleger der alten heiligen hieroglyphischen Schriften gewesen waren, dieselben aber durch diese alphabetische Schreibart allen verständlich wurden, mithin ihnen weiter nichts zu erklären übrig blieb, so erfunden sie eine andre alphabetische Schrift, oder gewisse geistliche Buchstaben, welche von den Layen und dem gemeinen Volke nicht konnten verstanden werden. Und dieses ist die sogenannte hierogrammatische Schrift. Es ist indessen schwer zu bestimmen, zu welcher Zeit die ägyptischen Buchstaben zu allererst erfunden worden; weil die alte hieroglyphische Schreibart noch lange nach der Erfindung der Buchstaben im Gebrauche war. Ausser der hierogrammatischen Schreibart, welche die ägyptische Geistlichkeit erfand, um ihre heilige Schriften vor dem gemeinen Mann geheim zu halten, bedienten sie sich auch eines besondern Dialects, der von dem Manethon ιερα διαλεκτος oder ιερα γλοσσα genannt wird. Die ägyptischen Priester hatten sich also eine dreyfache Schreibart vorbehalten, deren sie sich bedienten, um zu verhindern, daß der gemeine Mann ihre Wissenschaften nicht begreiffen, noch hinter ihre Geheimnisse kommen möchte. Die eine Art war durch hieroglyphische Zeichen und Figuren; die andre Art bestand in priesterlichen Buchstaben, und die dritte in einem heiligen Dialecte. Die Layen und Weltlichen bedienten sich demnach allein der so genannten Briefbuchstaben. Einige behaupten, weil die Hebräer

er den Aegyptern vieles abgeborget, so hätten sie solche auch darinn nachgeahmet, daß sie die Bücher der heiligen Schrift bloß in der geistlichen Sprache geschrieben. Es ist dieses aber eine kühne Muthmassung, welcher es an einem hinlänglichen Beweise fehlet. Indessen kann man doch nicht läugnen, daß so wohl die Juden, als auch andre Nationen, sich bey gewissen Sachen der hieroglyphischen Schreibart bedienet; wovon noch verschiedene Denkmähler übrig sind. Die Americaner wusten von keiner andern Schreibart, und konnten daher nicht begreifen, wie die Spanier, sich einander durch Buchstaben ihre Meynung zu eröfnen, vermögend waren. Von der hieroglyphischen Schreibart ist die Art, in so genannten Chiffres zu schreiben, oder die Steganographie, unterschieden, welche den Alten unbekannt gewesen; wiewol Polybius bezeugt, daß Aeneas Tacticus solche zuerst erfunden. Diese Art zu schreiben besteht in gewissen heimlichen Characteren, deren man sich bedienet, und welche von niemanden können verstanden werden, als der den Schlüssel dazu besitzet. Man hat eine zwiefache Art von solchen Ziffern. Die eine Art bedarf nur einen Schlüssel, indem man sich darinn immer einerley Figur bedienet, um einen gewissen Buchstaben anzuzeigen. Die andre Art aber bedarf eines gedoppelten Schlüssels, worinn bey einer jeden Linie, oder auch wohl bey einem jeden Worte, das Alphabeth verändert wird; wesfalls es denn sehr

schwer

schwer ist, eine solche Schrift zu entziefern. Ich bin ꝛc.

Der vier und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen, daß sie mir des Capitain Heidmanns Schrift, oder sein so genanntes physicalisches Bedenken von der Wärme der Sonnen und der scharfen Kälte der Luft, mittheilen wollen. Ich kann zwar nicht allen von ihm beygebrachten Meynungen Beyfall geben; indessen muß ich doch bekennen, daß die Schrift überhaupt mir gefallen hat. Man findet darinn verschiedene neue Gedanken, welche, wenn sie gleich nicht alle wohl gegründet sind, doch Anlaß geben können, dieser oder jener Sache genauer nachzudenken, worauf man vielleicht nicht dürfte gekommen seyn. Er bindet sich weder an den Cartesius, noch an den Leibnitz und Wolf, sondern er gründet sein System allein auf seine eigenen Betrachtungen, und auf die von ihm selbst angestellten Erfahrungen. Der Inhalt seiner physicalischen Betrachtungen bestehet kürzlich hierinn: Er nimmt keinen leeren Raum, ansondern hält dafür, daß die subtile Materie des Himmels, welche zwischen der Sonne, den Sternen und den

Planeten befindlich ist, ein von aller elementarischen Gröbe befreyetes und so subtiles Wesen sey, daß auch selbst der klare Schein der Sonne oder der Sterne dasselbe nicht erhellen könne. Hieraus folgert er, daß diese Materie des Himmels, weil solche keine elementarische Partikeln hat, worauf der Schein der Sonnen haften kann, stets dunkel und kalt seyn müsse. Ungeachtet ihrer Dunkelheit aber befördert dieselbe doch, wie er sagt, daß das Licht der Sonne auf die Erde fallen kann. Er sagt mit Bedacht, das Licht und die Helle der Sonne: Denn sein ganzes System gehet darauf hinaus, daß keine von den Feuertheilen der Sonne bis an die Planeten kommen könne; sondern die Wärme, welche wir empfinden, rührt, seiner Meynung nach, bloß von dem Schein der Sonne her, welcher, wenn er sich durch die zarte Materie des Himmels in der Atmosphäre der Erde und der Planeten, oder in der dicken Luft sammlet, eine Wärme verursachet, so wie die Strahlen der Sonnen thun, wenn sie in ein Brennglas zusammen gezogen werden. Wenn die Frage entstehet: Was ist denn eigentlich die zarte und dicke Luft des Himmels, weil sie von allen elementarischen Theilen befreyet ist? so antwortet er, daß er dieses nicht beschreiben könne; doch scheinet er zu erkennen zu geben, daß es ein Mittel zwischen dem Geiste und der Materie sey. Und wenn man ihm den Einwurf macht: Wie kann denn die Harmonie zwischen der Sonne und der Erde, wie auch zwischen den Bewegungen des Mondes und der Erde, zuwege ge-

bracht

bracht werden, wenn kein elementarisches Wesen dazwischen vorhanden ist, welches diese Harmonie wirket und befördert? so schreibet er solches alles einer magnetischen Sympathie zu. Hieraus folgt also, daß die Hitze der Sonne nicht zu uns kommt, sondern daß die Wärme allein eine Wirkung von dem Schein derselben ist, welche in der dicken Luft zusammen gezogen wird; und daraus fliesset ferner: Je höher die Atmosphäre der Planeten ist, desto grösser ist die Hitze auf der Erde und auf den Planeten. Diese paradoxe Meynung sucht er durch folgende Gründe zu befestigen: 1) Gewisse Planeten, welche am weitesten von der Sonne entfernet sind, scheinen am stärksten, und müssen daher auch die meiste Wärme empfinden. Jupiter, welcher so weit von der Sonne absteht, giebt einen grössern Glanz von sich, als der Mond, welcher weit näher ist. 2) Wenn die Wärme der Planeten sich auf die Nähe oder Entfernung der Sonne gründet, so müste alles in dem Mercurio verbrennen, in dem Saturno aber alles zu Eis werden. 3) Man siehet aus der Erfahrung, daß aus der Reflexion der Strahlen von einem Brennglas auf das andere, durch Sammlung der Lichtstrahlen, Feuer zuwege gebracht werden kann. Dieses zeigt, daß das Bild und der Schein der Sonne solches allein auszurichten vermögend ist. Diese und andre dergleichen Gründe, wodurch der Verfasser seine Meynung zu bestärken suchet, sind artig und sinnreich. Wenn aber derselben auch noch doppelt so viele wären, so werden dennoch

noch die Naturlehrer schwerlich einer solchen son-derbaren Meynung beypflichten. Der Verfasser gestehet selbst, daß die Sonne aus einer brennenden Materie bestehet, und die Erfahrung zeigt, je näher man dem Feuer ist, desto mehr empfindet man die Hitze desselben. Aus eben dem Grunde weiß man, daß man von dem bloßen Schein keine sonderliche Wärme, viel weniger denn ein Feuer, empfindet. Denn, wenn dieses sich also verhielte, so würde folgen, daß man auch von dem Scheine, der von dem Monde auf die Erde fällt, Feuer in einem Brennglase sammlen könnte. Und wenn die Entfernung oder Nähe der Sonne die Wärme nicht vermehrte, oder verminderte, so müßte man eine beständige Hitze von den Sternen empfinden, welche alle für Sonnen gehalten werden. Diese aber haben eine solche Wirkung nicht, weil sie so weit entfernt sind. Dieses alles zeigt die Erfahrung, und kann daher durch keine Einwendung bestritten werden. Daß Jupiter heller strahlet als der Mond, solches kommt nicht daher, weil die Wärme dorten gemässer ist, sondern weil alle leuchtende Körper heller in der Ferne als in der Nähe glänzen. Die Einwendung, wenn die Entfernung oder die Nähe der Sonne die Hitze vermehrte oder verminderte, so könnten gewisse Planeten nicht bewohnt werden, ist von keiner grossen Wichtigkeit. Denn die Natur der Einwohner in diesen Planeten ist ausser allen Zweifel nach ihrer Wohnung eingerichtet, und die Körper der Einwohner des Saturns oder des Mercu-

rius

rius sind anders gebauet, als unsre Leiber. Was die letzte Einwendung betrift, daß man nicht nur Feuer in einem Brennglase sammlen könne, welches gerade gegen die Sonne gehalten wird, sondern auch in einem andern, worauf allein der Schein von dem ersten Glase fällt; so erhellet daraus nichts anders, als daß dasjenige, welches er bloß einen Schein oder ein Bild nennet, für Reflectionen von wirklichen Feuerstrahlen zu halten, welche von einem Glase auf das andre fallen, und daher eben dieselbe, obgleich nicht so vollkommne Wirkung, in dem einem Glase so wol wie in dem andern haben können. Die paradoxe Meynung des Verfassers bestehet darinn, daß er Feuer aus dem bloßen Glanze oder Bilde der Sonne bildet; woraus aber fliessen würde daß man von dem Golde, oder von einer jeden andern glänzenden Materie, auch Feuer in einem Brennglase sammlen könnte. Aber es heißt hier: Ex nihilo nihil fit. Es streitet auch wider alle Erfahrung. Dem allen ungeachtet aber gestehe ich doch, daß mir die Schrift gefallen, und zwar so sehr, daß ich auch die Uebersetzung derselben in andre Sprachen gewünschet habe. Der Verfasser ist kein Sklave von fremden Meynungen, sondern er hat sich vielmehr bemühet, durch eigenes Nachdenken, und durch die von ihm angestellten Versuche, ein System zu stande zu bringen. Man findet auch hin und wieder in dieser Schrift einige Sätze, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann. Man kann z. E. zugeben, daß die zarte Materie des Himmels (Aether)

dunkel und kalt ist, obgleich nicht in dem Grad, wie er vorgiebt. Denn wo die Strahlen der Sonnen nirgends haften können, da kann auch keine sonderliche Wärme, und kein großes Licht vorhanden seyn. Man kann ihm auch darinn beystimmen. Je höher die Atmospähre eines Planeten ist, desto größer ist das Licht und die Wärme; und daher können die am weitesten entfernten Planeten, als der Jupiter und Saturnus, mehr Licht und Wärme haben, als wir uns einbilden. Dieses ist meine Meynung von dieser Schrift, worinn ich ein neues Systema finde, welches, wenn es gleich nicht angenommen werden kann, doch auch nicht gänzlich zu verwerfen ist. Ich bin ꝛc.

Der fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie die ihnen von mir zugesandte portugiesische Historie mit grossem Fleiß durchgelesen, und daß sie unter allen Königen dieses Reichs den Dionysium und Emanuel am meisten zu bewundern. Ich bin hierinn mit ihnen nicht einerley Meynung, sondern mein Held ist der König Johannes der Zweyte. Denn ich bemerke bey demselben die Regie-

rungs,

rungskunst, und dasjenige, was man bon sens nennet, in einem solchen hohen Grad, daß wenige Regenten in diesem Stücke mit ihm können verglichen werden. Ich gestehe gerne, daß die beyden oben angeführten Könige mehrere Tugenden als Johannes der Zweyte besessen, und daß sie in dieser Absicht auch beliebter gewesen, und in der Historie mehr gerühmt worden. Aber die Eigenschaften, welche Johannes besaß, sind so groß, und fallen so sehr in die Augen, daß man dieselben nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Und daher ist es ausser allem Zweifel, daß er, in so weit man ihn als einen Regenten betrachtet, einen großen Vorzug vor den übrigen voraus gehabt. Denn wenn die andern wegen ihrer Tugenden grössere Menschen gewesen; so war dieser, seiner Munterkeit und Fähigkeit, seiner Scharfsinnigkeit und seiner Erfahrung in der Regierungskunst halber, ein größerer König. Ich will um mein Urtheil zu bekräftigen, verschiedene hieher gehörige Umstände aus seiner Lebensgeschichte anführen. Sein Vater Alphonsus verließ das Reich ganz unvermuthet, und gab endlich gar zu erkennen, daß er nicht willens sey, wieder zu kommen, und übertrug daher seinem Sohne das Königreich und die Regierung. Johannes aber hatte kaum den Thron bestiegen, so stellte sich der Vater wieder ein, ohne daß ihn jemand vermuthen war. Der junge König wuste nicht, wozu er sich bey diesen Umständen entschliessen sollte. Er sahe an der einen Seite, daß der Vater das Reich wieder zurück verlangen würde,

und daß es die Pflicht eines Sohnes erforderte, ihm hierinn nicht entgegen zu seyn. An der andern Seite aber schien es ihm auch schimpflich, die Krone wieder abzulegen, die er erstlich vor kurzer Zeit aufgesetzt hatte, und er wuste überdem, daß die Regierung seines Vaters dem Lande nicht dienlich war. In dieser Verwirrung nahm er einen Stein, und warf denselben mit großer Heftigkeit in den Tagus, an dessen Ufer er spatzieren gieng, und verfügte sich hierauf stillschweigend zu seinem Vater, und übergab denselben, nachdem er sich vorher zu dessen Füssen geworfen hatte, die Krone wieder. Nicht lange nachher gelangte er doch durch den Tod des Alphonsi zur Regierung, und legte gleich solche Proben ab, daß ein jeder daraus seine große Fähigkeit zu herrschen abnehmen konnte. Er bemühete sich hauptsächlich seine Unterthanen kennen zu lernen, und strafte und belohnte einen jeden, nachdem er es verdienet hatte, wodurch er sich allenthalben Furcht, Liebe und Bewunderung zuwege brachte. Er wiederrief durch ein besonderes Edict alle diejenigen Geschenke, die er als ein Prinz in seiner Jugend an andre gegeben hatte, und wie einige ihn deswegen tadelten, so sagte er: „Diejenigen, welche die Leicht„sinnigkeit eines jungen Herrn gemißbrauchet, um „von denselben etwas zu erhalten, verdienen, weit „eher gestraft, als belohnt zu werden.“ Er verordnete gewisse Commissarien in allen Provinzen, welche genau acht geben musten, ob der gemeine Mann auch von den Großen unterdrückt würde. Er

schickte

schickte auch allenthalben Kundschafter aus, welche heimlich erforschen musten, was man an seiner Regierung aussetzte, und richtete sich in verschiedenen Stücken nach dem, was er hörte. Wenn er etwas verändern, oder eine neue Stiftung machen wollte, so ließ er sein Vorhaben vorher unter der Hand unter dem Volke bekannt machen. Er erfuhr bey dieser Gelegenheit alles, was dagegen konnte gesagt werden, und hatte den Vortheil davon, daß er nicht nöthig hatte, eine Stiftung oder eine andre getroffene Verfügung zu wiederrufen. Er hatte allemal ein Verzeichniß bey sich, worauf so wohl alle Bedienten, die bereits wirklich Aemter verwalteten, nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, als auch diejenigen stunden, die inskünftige zu Staatsbedienungen bestimmt waren. Insonderheit gab er sehr genau acht, daß niemand ein Amt erhielt, wozu er nicht geschickt war. Die meisten Empfehlungen zu dieser oder jener Stelle waren ihm verdächtig, und daher schlug er insgemein das Ansuchen derjenigen ab, welche sich mit starken Recommendationsbriefen versehen hatten. Ein vornehmer Herr suchte einmal vor seinen Clienten ein Amt; erhielt aber von dem Könige eine abschlägige Antwort. Wie er zum zweytenmal zu einer andern Zeit anhielt, so willigte der König in sein Begehren, und sagte: „Ich schlug es das „erstemal ab, weil ich wuste, daß sich die Person „nicht also aufführte, wie sie billig sollte. Nun aber „räume ich das Verlangen ein, weil ich weiß, daß „sich der Mensch gebessert hat.“ Aus einem solchen

tragen konnte man nichts anders als sehr erhabene Gedanken von diesem Könige fassen. Er wollte nicht, daß jemand wissen sollte, daß er einen Favoriten hätte, oder einen von seinen Unterthanen vor allen andern besonders liebte. Er arbeitete unaufhörlich, worüber man sich um so viel mehr wundern muste, weil er von Natur keine sonderliche Lust zu arbeiten hatte. Er sagte aber: „Nun ich ein „Amt habe, nun muß ich mich bemühen, dasselbe zu erfüllen.“ Seine Pforten stunden einem jeden offen, und niemand bedurfte eine Vorsprache, um bey ihm Gehör zu erhalten. Er antwortete allen mit großer Freundlichkeit und Sanftmuth. Um sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben, vergönnte er ihnen alle unschuldige Lust, und um sich auch zu gleicher Zeit bey ihnen in Ansehen und Ehrfurcht zu setzen, so ritte er oft auf einem ausbündig schönen Pferde in Begleitung des ganzen Hofes durch alle Gassen. Das Volk versammlete sich bey dieser Gelegenheit in einer unglaublichen Menge, um ihn zu sehen, und der König hielte oft bey diesem oder jenem Hause stille, um mit dem Einwohner desselben zu reden, wiewohl dieses niemals als mit solchen Leuten geschahe, von denen er gute Gedanken hegte. Er wohnte alle Tage den Gerichten bey, und übte die Gerechtigkeit in einem hohen Grad aus. Ja seine Unpartheylichkeit im Urtheilsprechen war so groß, daß er bisweilen selbst die Richter entschuldigte und lobte, welche in seiner eignen Sache nach Beschaffenheit der Umstände, und wenn es das Recht erforderte, ein ihm widriges

Urtheil

Urtheil abfaßten. Er wollte auch, daß sein eigner Sohn, wie alle andre Unterthanen, den Gesetzen unterworfen seyn sollte. So bald sich jemand durch eine edle That berühmt machte, so belohnte er ihn unverzüglich, ohne daß man ihn desfalls erinnern durfte, und die Portugiesen waren also niemanden als ihrem Könige allein Dank schuldig. Der König sagte daher einmal zu einem tapfern Manne: „Du hast Hände, womit du mir dienest, „aber du hast keinen Mund, von der gebührenden „Belohnung zu reden. Er liebte und schätzte die Gelehrten überaus hoch. Es erhellet dieses so wohl aus einem Briefe, der unter den Schriften des Angelus Politianus angetroffen wird, als auch aus den Anstalten: welche er zur Aufnahme der freyen Künste und Wissenschaften in seinem Reiche verfügte. Ungeachtet er in Absicht auf alle andre Potentaten seine Hoheit und Würde sehr wohl zu erhalten und zu beobachten wuste, so gab er doch dem Pabste und der Geistlichkeit in vielen Stücken nach. Denn dieser kluge König hatte aus dem Beyspiele andrer Herren gemerket, daß bey dem Streite mit denselben nichts zu gewinnen war. Daß er sich aber dennoch nicht blindlings alles von ihnen gefallen lassen, solches erhellet aus verschiedenen Exempeln. Er verbot einmal durch ein eigenes Edict allen seinen Unterthanen ohne Unterscheid, sich der Pferde und Maulesel zu bedienen, weil er solche zu seiner eignen Reuterey nöthig hatte. Alle und jede kamen diesem Befehl willig nach, ausgenommen die Geistlichen, welche vorgaben,

daß sie nicht seine Unterthanen wären, sondern bloß die Kirche für ihr Oberhaupt erkenneten. Der König stellete sich, als wenn er sich dieses gefallen liesse; er befahl aber gleich darauf, daß kein Schmied sich unterstehen sollte, ein Pferd, oder einen Maulesel zu beschlagen, und sagte: „Man „würde doch nicht zweifeln, daß alle Grobschmiede „seine Unterthanen wären.“ Auf solche Art geschahe seinem Willen eine Genüge, und er setzte dadurch seine Reuterey in einen guten Stand. Der König in Frankreich, Philippus Augustus, bediente sich eines eben so sinnreichen Einfalls, wie die Geistlichkeit sich auch nicht nach seinem Willen bequemen wollte. Wie er einmal verordnete, daß alle Unterthanen, sowohl geistliche als weltliche, Geld zum heiligen Kriege hergeben sollten, so beschwerten sich die erstern darüber, und sagten, daß sie nicht nöthig hätten, dem Könige durch etwas anders zu helfen, als durch ihr Gebet. Wie sie aber nicht lange nachher über die Gewalt klagten, welche verschiedene grosse Herren an ihnen ausübten, so antwortete der König: „Er wollte „ihnen durch sein Gebet helfen, wenn er dadurch etwas auszurichten vermögend wäre.“ Die Geistlichen merkten gleich, was der König dadurch sagen wolte, und bequemten sich, das Geld herzugeben. Ich habe schon vorher gesagt, daß der König Johannes keinen Liebling haben wollte, und sich beflisse, seine Freundschaft mit allen auf eine solche Art zu theilen, daß niemand solches glauben möchte. Wie er daher mit dem Don

Diego d' Almeida eine lange Zeit vertraulich geredet hatte, so sagte er zu ihm: „Gehe nun „weg, Almeida; denn sonst denkt man, du „wärest mein Favorit. Weil er sich demnach bald als ein König, und bald als ein Mitbürger aufführte; so ist es schwer zu bestimmen ob er mehr gefürchtet, oder geliebet worden. Er redete einmal dem Rui de Susa hart zu, und besuchte ihn kurz nachher in seinem Hause. Wie er zu ihm kam, so sagte er: „Neulich redete ich hart mit „dir; denn da sprach ich als König: Nun aber „spreche ich als ein Mensch mit dir, und biete dir „meine Freundschaft an.“ Diese und andre vortrefliche Eigenschaften verursachen, daß er nicht nur von den Unterthanen innigst geliebt, sondern auch von andern Potentaten hoch geschätzt ward. Es konnte auch nicht anders seyn, als daß das Land unter einem solchen Könige mit grossen Männern angefüllt seyn muste; und man fand wirklich auch damals viele, welche den alten Römern an heroischen Thaten nichts nachgaben. Indessen fehlte es ihm doch auch nicht an Feinden, insonderheit unter den Grossen. Aber eben dieses zeigt, daß er die Pflichten eines Regenten aufs genaueste erfüllet: Denn, wenn man die Gerechtigkeit sorgfältig beobachtet und ausübet, so bringt man sich die Feindschaft von andern zuwege. Am meisten tadelt man an ihm, daß er den Herzog von Braganza hinrichten lassen welcher von dem Gerichte zum Tode verurtheilet worden; wie auch, daß er den Herzog von Visco mit eigner Hand ermordet. Sie waren zwar

 beyde

beyde schuldig: Allein man hielt dafür, daß der erste wegen seiner hohen Geburt und grossen Eigenschaften mit dem Leben hätte sollen begnadiget werden, und daß die letzte Handlung einem König nicht anständig war. Ich bin 2c.

Der sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich erwehnte einmahl in einer Gesellschaft, daß die Salbungs- und Krönungsgebräuche wohl könnten abgeschaft werden, weil solche von keinem Nutzen wären, und man dadurch so wohl einer großen Unruhe vorbeugen, als auch viele Kosten erspahren könnte. Dieses mein Bedenken breitete sich in einem Augenblick durch die ganze Stadt aus, ich merkte aber, daß solches bey den wenigsten Beyfall fand. Denn viele sehen eine solche Handlung bey Königen und Fürsten eben so nothwendig an, als wie die Beschneidung bey den Israeliten, und wie die Taufe bey den Christen. Dieses verursachte, daß ich einige Stunden darauf anwendete, das Alter der Krönungs- und Salbungsceremonien zu untersuchen, und die Ursachen zu prüfen, welche man anzuführen pflegt, um die Nothwendigkeit derselben zu erwie-

erweisen. Nach einer genauen Untersuchung habe ich gefunden, daß die Krönungen nicht so alt sind, als man insgemein vorgiebt. Man findet zwar in den alten persischen und andern Geschichten, daß darinn von königlichen Kronen geredet wird. Aber daraus erhellet nichts anders, als daß die Könige ehedem solche Zeichen ihrer Würde getragen, womit sie gleich bey dem Antritt ihrer Regierung gezieret wurden, so wie solches auch bey den römischen Kaysern üblich war. Alles dieses aber ist von denen heutiges Tages üblichen Krönungsceremonien unterschieden, welche mit grosser Feyerlichkeit, und mit vielen Kosten geschehen, und für höchstnöthig angesehen werden. In den alten persischen Geschichten wird zwar einer gewissen Art der Einweihung gedacht, und Plutarchus beschreibt dieselbe folgendermaßen: „Der König „verfügte sich gleich nach dem Tode seines Vorfahren nach Pasargadas, um daselbst durch die per„sischen Priester eingeweihet zu werden. (ὅπως „τελεσθειη την βασιλικην τελετην,) Derjenige, „welcher eingeweihet werden soll, leget in dem „Tempel sein Kleid ab, und ziehet das Kleid an, „welches Cyrus getragen. ehe er König ward. „Hiernächst speiset er einige trockene Feigen, käuet „einige Therebinthen-Blätter, und trinkt einen „Trank, welcher aus Weineßig und Milch beste„het.“ Aber diese und andre dergleichen alte Ceremonien, welche ehedem in acht genommen wurden, können viel eher zu einer andern Art der Einweihung, nämlich zur Huldigung, gerechnet wer-

werden. Daß diese Ceremonie aber von den persischen Priestern verrichtet worden, solches rühret daher, weil sie im Tempel geschahe. Das meiste, was hiergegen eingewendet werden kann, sind die Exempel aus dem alten Testament, und der israelitischen Historie, wo man findet, daß einige Könige nicht nur gesalbet und gekrönet worden, sondern daß solches auch auf ausdrücklichen göttlichen Befehl geschehen. Ich sage aber mit Bedacht, einige Könige, weil man nur Exempel von einigen wenigen findet, die gekrönet und gesalbet worden; ja es scheinet aus den Exempeln, die man anführet, zu erhellen, daß dieses nur bey solchen Königen geschehen, welche unvermuthet, und ohne daß ihre Väter bereits Könige gewesen, zum Regiment gekommen, als Saul, David, und andre. Von den übrigen aber, die durch das Erbrecht zur Krone gelanget, findet man dergleichen nicht aufgezeichnet. Daß Salomon, ob er gleich der Sohn eines Königs war, gekrönet worden, solches rühret daher, weil er seinen ältesten Brüdern vorgezogen ward. Man siehet hieraus, daß diese Salbungen und Krönungen nicht unumgänglich nöthig gewesen, und daß der Befehl, welchen GOtt ertheilt, Saul, David, und andre zu salben, keine andre Absicht gehabt, als durch ein solches Zeichen seinen Willen zu erkennen zu geben, und zu zeigen, daß sich die Erhöhung dieser Personen auf eine göttliche Erwählung gründe. Man darf nur die Bücher der Könige und der Chronik ansehen, um hiervon überzeugt zu werden,

den. In der europäischen Historie findet man kein Exempel von den Krönungen und Salbungen, als weit hin in den christlichen Säculis, da die Herrschaft der Geistlichen zu steigen anfieng, und die römischen Päbste ihr Ansehen auf einen hohen Gipfel brachten. Denn da muste es zuerst heissen, daß die abendländischen Kayser nicht eher den Namen der römischen Kayser führen könnten, bis sie von den Päbsten gekrönet worden, und nachher zogen sie daraus die unerlaubte Folge, daß den Päbsten das Recht zustünde, zu untersuchen, ob die Kayserwahl gültig sey, oder nicht, ja daß der Erwählte, ehe eine solche Untersuchung geschehen, sich mit Regierungssachen nicht befassen durfte. Eine Folge, welche die päbstlichen Anhänger aus dem Aristoteles zu beweisen gesucht haben. Bey andern Potentaten machte man gleichfalls einen Unterscheid unter gesalbten und nicht gesalbten Königen, ja die Salbung ward endlich für so heilig angesehen, daß der Pabst Innocentius der Dritte, in dem Decreto, welches den Titel führet, cum venisset, befohlen, die Könige nicht auf der Scheitel, sondern bloß auf dem Arm zu salben, weil die erste Art der Salbung den Päbsten allein zukäme. Die Krönung Carl des Großen war gewisser maßen nothwendig, weil unter ihm ein neues römisches Kayserthum im Occident aufgerichtet ward. Bey seinen Nachfolgern aber war dieser Umstand nicht nöthig. Die Päbste allein, welche sich im Namen des römischen Volks einmahl eine so große Macht angemaßet

hat-

hatten, machten die Krönung zu einen Gesetze; und die folgenden Kayser musten sich nachher alle nach Rom begeben, um sich krönen zu lassen, bis auf Ferdinand den Ersten, welcher diese Feyerlichkeit für überflüßig hielte. Worinn ihm alle seine Nachfolger bis auf diesen Tag gefolgt sind: Denn kein einziger von allen ist nachher nach Rom gereiset, um die Krone von dem Pabste anzunehmen. Nach dem Beyspiel der Päbste haben sich einige Erzbischöffe in andern Reichen auch das Recht angemaßet, die Könige zu krönen und zu salben, und zwar unter dem Vorwand, daß dieselbe höchstnothwendig sey. In Frankreich hat man so gar ehedem geglaubt, daß das Oel, womit die Könige zu Rheims gesalbt werden, vom Himmel in die heilige Flasche gekommen sey. In einigen europäischen Reichen ist diese Ceremonie früher, und in andern später, eingeführt worden. Das erste Exempel, welches man von der heiligen Salbung findet, trift man bey dem gothischen Könige Wamba in Spanien an, im Jahr 672. Hier in Norden ist dieser Gebrauch später aufgekommen: Denn man findet nichts von den Krönungen in Dännemark eher aufgezeichnet, als bis zu den Zeiten der Waldemaren. Einige behaupten zwar, daß verschiedene von den vorhergehenden Königen bereits von dem Erzbischof Eistein gekrönet worden; allein, davon ist kein hinlänglicher Beweis beyzubringen. Zur Krone gelangen, ist eine Redensart, welche oft nichts anders bedeutet, als die Regierung antreten. In Norwegen

finde ich, daß Magnus Erlingsen, welcher zu den Zeiten Waldemars des Ersten in Dännemark regierte, von dem päbstlichen Legaten Stephano, in Gegenwart von fünf Bischöffen, gekrönet worden. Die Chronik sagt, daß er der erste gewesen, welcher mit einer solchen Pracht, als in andern Ländern gebräuchlich, gekrönet worden; und daraus erhellet, daß er der erste gekrönte König in Norwegen gewesen. In der folgenden Historie geschiehet keiner andern Krönung weiter Meldung, wenn man die Krönung des Königes Sverres ausnimmt, als bis zu den Zeiten Hagen Hagensens, welcher mit grosser Pracht von dem päbstlichen Legaten gekrönet ward. Man hielt diese Feyerlichkeit nicht für unumgänglich nothwendig; und es ist solche also bloß eine Erfindung der Geistlichen, welche dadurch ihr Ansehen zu vermehren gesuchet, indem man sie als solche Personen ansahe, welche Könige einsetzen könnten. Um den gemeinen Mann bey dieser Meynung zu erhalten, und um zu zeigen, daß Könige und Fürsten gewissermassen ihrer Hände Werk wären, so bediente man sich insgemein des Ausdrucks, **gesalbte Könige**, als ob dieses Wort von einem grössern Nachdruck wäre, als das Wort König allein. Da es doch offenbar ist, daß eine rechtmäßige und vollkommne Herrschaft einzig und allein entweder durch eine ordentliche Wahl, oder durch das Erbrecht erworben wird, wie solches in allen Staaten in den Reichsgrundgesetzen verordnet worden. In den Erbreichen heißt es: Rex

non

non moritur. So bald demnach der Vater stirbt, so ist der erstgebohrne Prinz in demselben Augenblick wieder König. Durch die Salbung und Krönung wächst seiner Königlichen Würde nicht das geringste zu. Die Geistlichkeit aber, welche niemals etwas versäumt hat, was zur Vermehrung ihrer Macht dienen konnte, hat gleichsam zu erkennen geben wollen, daß die Krönung und Salbung nicht nur unumgänglich nöthig sey, sondern daß auch eine solche Handlung nicht für gültig könne angesehen werden, wo sie nicht von einem gewissen Erzbischoffe verrichtet worden. Man hat davon ein merkwürdiges Beyspiel an König Carl dem Dicken, dessen Krönung einige für ungültig hielten, weil solche nicht von dem Erzbischoff zu Rheims verrichtet worden; welches Vorgeben aber Ives de Chartres widerleget. Bey so bewandten Umständen, und da man aus der Historie deutlich siehet, woher diese feyerlichen Handlungen ihren Ursprung genommen, und worauf sich dieselben gründen; so kann derjenige mit Recht nicht getadelt werden, der einem Könige anräth, diese Ceremonie zu unterlassen, welche von keiner Nothwendigkeit ist, sondern nur Zeit und Geld erfordert. Es ist so weit gefehlt, daß ein Monarch etwas dadurch einbüßen solte: Er erwirbt sich vielmehr einen Namen in der Historie, und wird als ein Herr angesehen, der andern in diesem Stücke das Eis gebrochen, und ihnen mit seinem Exempel vorgegangen; wie man dieses an dem Kayser Ferdinand dem Ersten wahrnimmt.

Man

Man könnte auch hiedurch den Unterscheid unter einem Wahl- und Erbkönige zeigen; indem die letzten durch die Geburt ein Recht zur Krone erlanget, und deßfalls keiner weitern feyerlichen Ceremonien oder Krönung bedürfen. Es ist genug, daß dem Volk durch die gewöhnliche Proclamation bekannt gemacht wird, daß ein solcher Herr nunmehro die Regierung wirklich angetreten. Ich unterwerfe diese Gedanken ihrem Urtheil, und verharre 2c.

Der sieben und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Unser vieljähriger guter Freund, welcher zwar das beste Herz, sonst aber, wie sie wissen, nicht eben die stärkste Einsicht, und am wenigsten in Staatssachen, besitzet, hatte neulich in den Zeitungen gelesen, daß der Prätendent an einem feyerlichen Tage die wunderbare Cur verrichtet, welche die Könige von England sich zugeeignet, und die darinn bestehet, daß sie die Krankheit heben, welche insgemein the Kings evil genannt wird. Dieses erweckte bey ihm die Neugierde, daß er mich fragte, ob dieses nicht zu einem Beweise dienen könnte, daß er einen rechtmaßigen

Anspruch auf die englische Krone hätte, insonderheit, da der itztregierende König in England, sowohl, als dessen höchstseligster Herr Vater, Georg der Erste auf dieses Regal Verzicht gethan, und sich diese himmlische Gabe nicht zugeeignet. Ich ertheilte ihm aber die Antwort, daß dieses, meinem Bedünken nach, dem Prätendenten nicht das mindeste Recht geben könnte, indem ich nicht zweifelte, daß, wenn Georg der Zweyte dieses Regal ausüben wollte, er diese Cur vollkommen so gut, als der Prätendent verrichten würde. Er fragte mich hierauf, ob ich denn alles für erdichtet hielte, was in diesem Stücke so wohl von den Königen in England als Frankreich erzählt würde. Ich versprach ihm hierauf meine Gedanken schriftlich zu eröffnen, und ich nehme mir die Freyheit, sie ihnen gleichfalls mitzutheilen. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß die Könige dieser beyden Reiche sich dieses Regal zugeeignet; und daß sie die Kranken zu gewissen Zeiten angerührt, welche man zu ihnen gebracht hat. Ob aber die Kranken wirklich dadurch genesen, das kann ich nicht sagen. Denn es ist nicht alles wahr, was man in den Historien und Zeitungen antrift. Die Umstände, welche man dabey erzählt, machen die Sache gleichfalls verdächtig, zu geschweigen, daß es seltsam ist, daß GOtt unter allen irdischen Potentaten bloß den Königen in Frankreich und England, und zwar allen ohne Unterscheid, ob sie fromm gewesen oder nicht, die Gabe verliehen haben sollte, bloß der Geschwulst am Halse, und sonst keine an-

dre

dre Krankheit zu heilen. Daß einige tausend Menschen sowohl unter dem Pöbel, als unter den Gelehrten, dieses geglaubet, daraus erhellet nichts anders, als daß in der Welt nichts so seltsam kann erdacht werden, welches nicht unter den Menschen zu einem Glaubensartikel werden kann. Wie alt dieser Gebrauch in Frankreich sey, solches ist nicht gewiß zu bestimmen. Einige glauben, daß der erste christliche König, Cloris, von GOtt diese Gabe erhalten, welches aber nicht glaublich ist, indem dieser König nicht eben unter die Heiligen gehöret. Man findet auch nicht, daß in der Historie vor dem eilften Jahrhundert davon geredet wird, da der Abt Guibert erwehnet, daß der König Philipp der Erste diese Gabe wegen seines unordentlichen Wandels verlohren. Ehe der König die Kranken anrührt, so läßt er dieselben, zuförderst durch seinen Leibarzt besichtigen, und wenn er sie anrührt' so spricht er zugleich die Worte: Le Roi te touche, Dieu te guerisse. Dieses geschiehet fünfmal im Jahre, und zwar an den Tagen, an welchen der König zum Abendmahl gehet. Dieser Gebrauch gab zu Zeiten Ludwig des XIII. zu einem scherzhaften Einfall Anlaß, indem man sagte, „daß der Cardi„nal Richelieu alle Macht im ganzen Königreiche „an sich gerissen, dem Könige aber doch die Macht „und Freyheit gelassen, die Kröpfe zu curiren.“ In England wird diese Gabe zu allererst Eduard dem Bekenner beygelegt. Die folgenden Könige sollen diesen Gebrauch beständig beybehalten haben, bis auf König Wilhelm den Dritten, welcher es als ei-

nen Aberglauben ansahe, und unterließ, worinn ihm die Könige aus dem Hause Hannover gefolgt sind. Der König Jacob der Zweyte übte diesen Gebrauch auch noch zu der Zeit aus, wie er bereits aus dem Reiche vertrieben war. Ein römischcatholischer Skribent, welcher einmal eine solche Handlung mit angesehen, redet folgendergestalt davon: „Ich war zugegen, da der König Jacob zum letzten „mahle die Ceremonie verrichtete. Es funden sich „bey dreyhundert Personen ein, welche theils wirk„lich krank waren, theils auch sich also stellten. Zu „eben derselben Zeit, wenn der König einen anrühr„te, warf der Pater Peter dem Kranken einen „Band, woran eine Medaille hieng, um den Hals. „Nachdem dieses geschehen war, so wurden diejeni„gen, welche wirklich krank waren, den Aerzten über„geben; diejenigen aber, welche sich bloß eingefun„den hatten, um einen Schaupfennig bey dieser „Gelegenheit zu erhaschen, hatten keine weitere Cur „nöthig.“ So urtheilen selbst die römischcatholischen Skribenten davon. Hier im Lande war es ehemals eine allgemeine Sage, daß die Könige von Dännemark das Feuer dämpfen konnten, wenn sie um dasselbe herum ritten. Man findet aber in unsern Historien nichts davon, und heutiges Tages ist diese Sage auch völlig erloschen. Ich bin 2c.

Der acht und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir ihren Beyfall wegen desjenigen, was ich von den grossen Monarchien geschrieben. Ich glaube, daß ich hinlänglich erwiesen, daß es eine unzeitige Furcht ist, welche sich einige machen, als wenn zu unsern Zeiten grosse und allgemeine Monarchien entstehen würden, da alle Reiche und Republiken gleichsam Schildwache stehen, und ihre Kräfte unverzüglich vereinigen, so bald sie merken, daß ein Reich zu mächtig wird. Allem Vermuthen nach wird es bey den vier Monarchien bleiben, welche wir gehabt haben, und die fünfte wird allemal in der Geburt erstickt werden. Seit dem Fall der römischen Herrschaft hat kein Reich wieder zu einem solchen Wachsthum gelangen können, und zwar weil zu unsern Zeiten die andern kleinern Staaten zu wachsam sind, und solches nimmermehr zulassen werden. In dem mittlern Alter aber war es wegen der Theilungen nicht möglich, die man damals mit den grossen Reichen vornahm, und welche durch die nordischen Völker, die ganz Europa überschwemmten, zuerst eingeführt worden; indem man damals die grossen Reiche und Staaten un-

ter den Kinder des verstorbenen Königs, wie andres Erbgut, zu gleichen Theilen austheilte. Wenn dieses nicht gewesen wäre, so würde Europa zu verschiedenenmalen die Gefahr auszustehen gehabt haben, unter einen Herrn zu gerathen. Aber die größten Reiche waren damals den Irrlichtern ähnlich, welche im Augenblick entstehen, und auch wieder verschwinden. Der erste christliche König in Frankreich, Cloris, richtete ein grosses Reich auf, weil aber dasselbe nach seinem Tode unter seine vier Söhne getheilt ward, so fiel das Gebäude mit dem Baumeister zu Boden. Der dänische König, Canutus der Grosse, herrschte über ganz England, Dännemark und Norwegen. Weil aber nach seinem Tode seine Söhne die Länder unter sich theilten, und ein jeder ein besonderes Reich erhielt, so verschwand die Furcht, welche man wegen einer allgemeinen Monarchie gefaßt hatte. Niemand legte zu seiner Zeit einen grössern Grund dazu, als Carl der Große. Derselbe herrschte nicht nur über den größten Theil von Italien und einen grossen Theil von Spanien, sondern hatte auch Deutschland bis an den Elbstrom bezwungen, und war Herr von ganz Frankreich, worunter damals auch Lotthringen, und die Provinzen die man itzt die Niederlande nennet, begriffen waren. Dieses alles machte ihn so mächtig, daß die vereinigten Kräfte von dem ganzen übrigen Europa nicht vermögend waren, ihn zu widerstehen. Allein diese fürchterliche Macht ward zu den Zeiten seines Sohnes in verschiedene Reiche getheilet, und weil

dieses auch bey den Nachfolgen ferner geschahe, so wurden die Staaten und Reiche immer kleiner, so daß endlich die letzten Könige aus dem carolingischen Stamme nichts mehr, als einige wenige Schlösser und Lusthäuser besassen. Diese seltsame Gewohnheit hat nebst verschiedenen andern zu allererst in Norden ihren Anfang genommen, und ist nachher auch in andere Länder eingeführet worden, welche die Gothen, Franken und Longobarden bezwungen haben. In den römischen, griechischen, persischen und andern asiatischen Geschichten findet man keine Spur hievon: sondern alle diese Völker haben unter dem Reiche und unter einer Privaterbschaft einen Unterscheid gemacht, und daher findet man, daß große Reiche einige hundert Jahre durch in eben demselben Zustande geblieben, worinn sie durch den ersten Stifter gesetzt worden. Die seltsamen Gebräuche und Gewohnheiten, welche man bey den alten nordischen Völkern findet, sind fast unglaublich. Ihre Helden und Ueberwinder bemüheten sich unaufhörlich, große Reiche aufzurichten, welche keinen Bestand haben konnten, und führten Gebäude auf, die sie selbst wieder niederrissen Man kann sie mit gewissen Leuten zu unsern Zeiten vergleichen, welche mit der größten Sorgfalt eine zahlreiche und auserlesene Bibliothek sammlen, damit solche nachher wieder zerstreuet, und durch einen öffentlichen Verkauf in tausend Hände gerathen möge. Man hätte denken sollen, daß die Theilung der Reiche am wenigsten in Norden statt haben können, weil die

Macht der Könige dorten sehr geringe, und so eingeschränkt war, daß sie eher bloßen Anführern des Kriegsheers, als wirklichen Regenten, ähnlich waren. Was aber andre Regenten, welche mit einer unumschränkten Macht regierten, zu thun sich nicht erkühnten, das übten die nordischen Regenten ohne Widerrede beständig aus, und ein Reich, welches z. E. von einem persischen Könige, oder von einem chinesischen Kayser, als ein Fideicommiß würde seyn angesehen worden, ward von den eingeschränkten nordischen Königen als ein Patrimonium, und als ein privates Erbgut angesehen. Am allerunbegreiflichsten ist es, daß die Reichsstände, deren Macht in Norden sehr groß war, sich einer so schädlichen Theilung nicht widersetzet, insonderheit, da sie die betrübten Folgen davon empfunden, und die darauf erfolgten Kriege unter den Königlichen Prinzen und Erben einzig und allein aus dieser Ursache entstunden. Wenn man aber den Zustand der nordischen Reiche zu den damahligen Zeiten kennet, so ist es leicht, die Ursache zu begreifen, wesfals man diese höchstverderbliche Gewohnheit nicht abzuschaffen gesuchet. Unter den Gewohnheiten der nordischen Nationen, welche man in andern Ländern nicht kannte, war auch diese befindlich, daß die Könige, wenn sie einem von ihren Unterthanen eine Gnade erweisen wollten, solchem eine Provinz zu Lehn auftrugen. Solche Lehen erstreckten sich im Anfange bloß auf die Personen. Man kann dieses abnehmen aus dem alten norwegischen Hofrecht oder Hirdskraa, wel-

welches von den Lehen folgendergestalt redet: Og a' Patt med öngua mote i erf adganga, d. i. Das Lehen soll keineswegs erblich seyn. Hieher gehören auch die Worte des heiligen Olai: I Lehns Hövdinger ere icke Odelbaarne til mit Riges Herlighed. Nachher aber wurden sie auch auf die Erben fortgepflanzet. Mit diesen Lehen ward endlich das ganze Land angefüllet, und weil solche erblich waren, so sahen die Unterthanen mit der Zeit solche Lehnsmänner als ihre rechtmäßigen und einzigen Herren an. Wenn demnach einige Lehnsleute mit der Regierung mißvergnügt waren, so wegerten sie sich nicht nur, dem Reiche im Nothfall nach ihrer Pflicht beyzustehen, sondern sie verbunden sich auch so gar mit einander wider die Regierung, und schlugen sich oft zu den Feinden des Reichs, um ihren eignen und angebohrnen Lehnsherrn mit Krieg zu überziehen. Die Könige wurden daher genöthiget, um solche ungetreue Lehnträger in Ruhe zu erhalten, ihre Lehen öfters mit neuen Provinzen zu vermehren; wodurch denn endlich viele von ihnen mächtiger wurden, als die Lehensherren selbst. Bey so bewandten Umständen funden die Großen im Lande ihre Rechnung dabey, daß das Reich bey dem Tode eines Königes in mehrere Theile getheilet ward, weil sich ihre Macht und Sicherheit einzig und allein darauf gründete, daß die Könige keine Gewalt in Händen hatten. Diejenigen, welche solchergestalt von dem Könige gewisse Provinzen zu Lehn trugen, waren von den souverainen Fürsten bloß darinn

unterschieden, daß sie dem Lehnsherrn huldigten, und bey einem etwa entstehenden Kriege verbunden waren, sich mit einer gewissen Anzahl bewafneter Soldaten bey dem Könige und in dem Lager einzufinden. Die grossen Lehnsleute hatten wiederum kleinere Lehnsleute unter sich. Die Lehen der letztern werden Afterlehne, oder in der französischen Sprache arriere fiefs genannt. Sie verhielten sich gegen ihre Obern, wie diese gegen den König. Wenn ein Krieg entstand, so befohlen die Könige den grossen Lehenmännern, mit einer gewissen Anzahl Soldaten zu erscheinen, und diese meldeten solches wieder den Afterbelehnten. Die grössern führten insgemein den Titel als Herzoge und Grafen. Unter ihrer Zahl waren auch die Erzbischöfe, die Bischöfe, und die vornehmsten Aebte begriffen; weil solche für ihre Personen mit gewissen Landen belehnt waren, und daher auch zu Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl Soldaten liefern musten, die sie oft, ihres geistlichen Standes ungeachtet, in eigner Person anführten. Der König in England, Henrich der II, war der erste, der diese durchgängig eingeführte Gewohnheit veränderte. Denn weil derselbe merkte, daß solcher Gebrauch so wohl den Königen als den Lehnsleuten beschwerlich war, so befahl er, an statt der Mannschaft inskünftige eine gewisse Summe Geldes zu entrichten, wofür er allenthalben Soldaten anwurb, wo er dieselben antreffen konnte; und weil er auf diese Art geschwinder und bequemer ein Kriegsheer auf die Beine zu bringen vermögend

gend war, so sind ihm andere in diesem Stücke mit der Zeit nachgefolget. In unserm Norden war anfänglich eine gleiche Gewohnheit eingeführet; indem gewisse Provinzen und Städte die Ausrüstung der Schiffe übernahmen, andre aber, welche mit den Provinzen des Reichs belehnt waren, sich zu Kriegszeiten mit einer gewissen Anzahl bewafneter Mannschaft zur Vertheidigung des Vaterlandes einzustellen pflegten. Dieses ist aber auch nachher in die Gewohnheit, Kriegssteuer zu geben, verwandelt worden, wofür Soldaten angeworben und unterhalten werden. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß den Grossen in Norden damahls daran gelegen war, daß die Macht des Königs durch die Theilung des Reichs geschwächt ward; und daß man daher nicht Ursache hat, sich zu wundern, daß niemand von ihnen sich einer solchen schädlichen Theilung widersetzet, noch dieselbe zu verhindern gesuchet. Indessen war dieser seltsame Gebrauch dennoch nicht bey allen nordischen Nationen gleich stark eingeführt. In Norwegen, Dännemark und Schweden findet man, daß das ganze Reich insgemein dem erstgebohrnen Sohne zugefallen. In dem Norwegischen Hofrecht oder Hirdskraa wird die Theilung der Reiche verboten, und es heißt ausdrücklich, daß nur einer allein König von Norwegen seyn solle: Eirn skal Kongs væra yfær ollu Noregs velde innan lands og so skatlondum. Daß Canutus der Große seine drey Reiche unter seine drey Söhne vertheilte, solches rührte daher, weil solche durch

das

das Meer von einander abgesondert waren, und also nicht füglich von einem Könige beherrschet werden konnten. Die folgenden Könige haben in diesem Stücke seine Fußstapfen nicht betreten: Denn unter allen von Svend Estridson hinterlassenen erwachsenen Söhnen ward allein der älteste König, und nach demselben wieder der nächste Bruder. Zu verschiedenenmahlen sind bloß einige dänische Prinzen mit Süder-Jütland oder Schleswig belehnt worden, ungeachtet solches im Anfange sich nicht weiter als auf ihre Person erstreckte: Denn in diesem Stücke waren die dänischen Lehen von den deutschen unterschieden; welche auch auf die Kinder und andere Abkömmlinge fortgepflanzt wurden. In Frankreich und Spanien waren diese Theilungen eine geraume Zeit gebräuchlich. Unter den deutschen Fürsten hat diese Gewohnheit am längsten gewähret, nach deren Exempel sich die Herzoge zu Schleswig gerichtet; wesfalls dieses Herzogthum oft wie andre Privatgüther getheilet worden. Das seltsamste hiebey ist, daß zu eben derselben Zeit, wie die Schleswigschen Herzoge mit dem Fürstenthum wie mit einem Erbstück verfuhren, die Stände das Wahlrecht verlangten; wodurch sie aber ihre äusserste Unwissenheit in dem Staatsrecht an den Tag legten, wie ich in meiner dänischen Historie gezeigt habe. Ich bin 2c.

Der

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke aus ihrem letztern Schreiben, daß sie die Meynung noch nicht abgelegt haben, worüber wir schon so oft mündlich mit einander gestritten, daß nämlich ein Prediger nicht nur berechtiget, sondern auch verbunden sey, die Fehler der hohen Obrigkeit in öffentlicher Gemeine, und von der Kanzel zu bestrafen. Ihre Gründe, die sie ehedem zu Behauptung ihres Satzes anzuführen pflegten, und welche, wie ich merke, ihnen noch itzt sehr wichtig vorkommen, bestehen hauptsächlich hierinn: 1) „Es ist einem „Prediger anbefohlen, die Sünder zu strafen; „und zwar ohne Ansehen der Person und der „Stände. 2) Man findet in der Kirchenhistorie, „daß die alleraltesten heiligen Väter dieses auch oh„ne den geringsten Scheu ausgeübet, und desfals „von allen christlichen Gemeinen als Märtyrer „und als apostolische Männer angesehen worden." Was das erste Argument anlangt, so gebe ich zu, daß ein Prediger ohne Ansehen der Person die Sünde zu bestrafen schuldig sey, und daß eben dasselbe Beicht- und Absolutionsformular, welches

bey

bey einem Bauren gebraucht wird, auch bey Königen und Fürsten gebraucht werden müsse. Jener Priester verdienet also getadelt zu werden, welcher sich wegerte, seinen Bischof zur Beicht anzunehmen, weil er seiner Meynung nach zu geringe dazu war; und eben so wenig ist derjenige Priester zu entschuldigen, von dem man erzählet, daß er das Formular nach Maasgebung der Personen, welche das Kind zur Tauffe gehalten, verändert, und zu einer Bürger-Frau gesagt: **Wie soll das Kind heissen?** zu einer adelichen Dame aber: **Wollen Ew. Gnaden nicht geruhen, den Namen des kleinen Junkers oder der kleinen Fräulein zu nennen.** Dieses ist unrecht, und ich gestehe, wie ich schon oft erwehnet, daß man alle Sünden ohne Unterscheid strafen müße, weil kein Unterscheid unter privilegirten und unprivilegirten Sünden vorhanden ist. Dem allen ungeachtet aber bleibe ich dennoch bey meinem Satze, daß ein Prediger sich enthalten müße, die hohe Obrigkeit in öffentlichen Versammlungen zu tadeln. Denn weil die Stärke und Wohlfahrt eines Staates darinn bestehet, daß die Unterthanen Liebe und Ehrerbietung gegen den Regenten tragen, und die Prediger sowol Unterthanen des Staats als andere sind: so ist es als eine Art der Rebellion anzusehen, wenn man die hohe Obrigkeit in Gegenwart der ganzen Gemeine anschwärzet. Dadurch wird aber dennoch einem Prediger und Beichtvater nicht das Recht genommen, die Sünden der Obrigkeit zu bestrafen. Denn er

kann

kann solches nach dem Exempel des Samuels, Nathans und andrer insgeheim thun, welches einen viel bessern Eindruck hat, und dem Staate keinen Nachtheil zuziehet. Ein Regent siehet auf solche Art, daß dieses bloß aus einem Eyfer für sein Bestes, und aus Liebe zu seiner Person, nicht aber aus Ehrgeitz herrühret, um sich auf seine Unkosten in den Augen des Pöbels groß zu machen, und den Titel eines Märtyrers davon zu tragen. Man sucht zwar einen Unterscheid unter den weltlichen und geistlichen Unterthanen zu machen, und bemühet sich zu behaupten, daß dasjenige, was bey den andern strafbar ist, bey den letzten als eine Pflicht anzusehen, weil sie als Diener Gottes dazu die Macht empfangen, und folglich kein Aergerniß bey andern dadurch zu erwecken vermögend sind. Es ist aber so weit gefehlt, daß ein Prediger in diesem Stücke vor andern Ständen ein besonderes Vorrecht haben sollte, daß solches vielmehr keinem weniger als ihm erlaubt ist, weil er durch eine öffentliche und aufrührische Predigt ein ganzes Land in Bewegung setzen kann. Am allerwenigsten muß solches in freyen Republiken geduldet werden, wo man die betrübten Wirkungen solcher wider die Obrigkeit gehaltenen Predigten leyder mehr als zu oft erfahren. Das zweyte Argument, welches sich auf das Beyspiel der heiligen Kirchenväter gründet, ist eben so wenig hinlänglich. Ihr Exempel kann uns in diesem Fall gar nicht zur Nachfolge dienen, und die unerlaubte Aufführung, deren sie sich gegen die römischen Kayser,

ser, als ihre rechtmäßige Herren, bedienet, machen keinen Zierrath in ihrem Leben aus. Ich meines theils habe mich über nichts so sehr geärgert, als über das Verhalten des heiligen Ambrosius gegen den Kayser Theodosius, welcher einer von den besten und vortreflichsten römischen Kaysern war, die damals den Thron bestiegen. Des Thomas Becket und andrer zu geschweigen, welche ihres Trotzes, und ihres gegen die hohe Obrigkeit öffentlich unternommenen Aufruhrs halber höchst unwürdig unter die Zahl der Heiligen versetzet worden. Man kann in vielen Stücken nicht der Sittenlehre der alten Kirchenväter folgen. Der gelehrte Barbeyrak hat in einer gründlich ausgeführten Schrift gezeiget, wie oft diese guten Männer gefehlt haben. Unter ihre Irrthümer gehöret auch, daß sie es für eine heroische Tugend und für die Pflicht eines Lehrers hielten, die hohe Obrigkeit in öffentlichen Versammlungen anzuschwärzen, und den Unterthanen schlechte Gedanken von ihren Regenten beyzubringen. Dieses Verfahren ist allemal von sehr betrübten Folgen gewesen, indem es die Obrigkeit in den Harnisch gebracht, eine Verfolgung gegen die Prediger erwecket, und eine Kaltsinnigkeit ja öfters einen Aufruhr bey den Unterthanen erreget. Wie demnach die Prediger in diesem Stücke die Gränzen nicht überschreiten müssen, die zur Sicherheit der Regenten und der Societäten gesetzt worden, so muß man es auch an der andern Seite den Lehrern nicht verbieten, überhaupt alle

alle Laster, und auch diejenigen zu tadeln, welche sich bey den Regenten finden, ohne jedoch die letztern mit Namen zu nennen. Man muß auch nicht durch eine gezwungene Ausdeutung, oder aus einem bloßen Argwohn, wie oft geschiehet, dieses oder jenes auf eine besondere Person ziehen, was der Prediger von allen und überhaupt gesagt hat. Beydes ist gleich tadelnswürdig. Durch die erste Aufführung wird dasjenige übertreten, was die Einrichtung und die Natur einer Societät erfordert. Durch das zweyte Verfahren aber wird den Lehrern der Mund gebunden. Ich erwähle also auch hier, wie in andern Dingen, die Mittelstrasse, und halte dasjenige für nützlich und erbaulich, was von einem Prediger einer Obrigkeitlichen Person insgeheim gesagt wird, welches, wenn es offenbar und in Gegenwart der ganzen Gemeine geschiehet, unzuläßig und strafbar ist. Ich bin 2c.

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir in ihrer Zuschrift das Vergnügen, welches sie bey der Durchlesung des Torfäus empfunden, ungeachtet sie übrigens dem Urtheil des Clericus beypflichten,

daß viele Dinge darinn angetroffen werden, die einem Leser sehr gleichgültig sind, und daher in die Historie der Könige billig keinen Platz hätten haben sollen. Ich finde, dieses Bedenken nicht ungegründet, und habe selbst bey unsern nordischen Geschichtsschreibern die Anmerkung gemacht, daß sie in ihre Universalhistorien alles einrücken, was ihnen nur in die Hände fällt. Es ist bey ihnen schon hinlänglich, wenn es nur ein altes Manuscript ist, ohne jemals eine Musterung anzustellen, was von solchen alten Schriften werth ist, bekannt gemacht zu werden, oder was man ohne Bedenken, als nichtswürdige Kleinigkeiten übergehen kann. Die alten Norweger oder Isländer haben alle andre Nationen darinn übertroffen, daß sie alles ohne Unterscheid aufgezeichnet. Man kann dieselben mit gewissen Personen zu unsern Zeiten vergleichen, welche in ihren Calendern alles mit großer Sorgfalt anschreiben, was ihnen begegnet, was sie jeden Tag ausgerichtet, welchen Besuch sie abgelegt und empfangen, was sie gegessen, und wie viel sie im Spiel gewonnen oder verlohren. Indessen ist es wahrscheinlich, daß die alten Norweger und Isländer sehr vieles nicht in der Absicht aufgezeichnet, daß solches dermaleinst ans Licht kommen sollte, und sie würden unfehlbar sehr vieles in ihren Schriften ausgelassen haben, wenn sie sich hätten einbilden können, daß man ihre Nachrichten in allgemeine Reichshistorien ohne alle Ueberlegung einrücken würde. Ich bin gleichfalls mit ihnen einig, wenn sie an dem

Tor-

Torfäus tadeln, daß er gar zu leichtglaubig gewesen, und es wäre zu wünschen, daß er viele von den angeführten Mirakeln und Wundern aus seiner Historie ausgelassen hätte. Aller dieser Fehler ungeachtet halte ich dennoch die große Chronick des Torfäus für eine der prächtigsten und ansehnlichsten Historien, welche jemahls ans Licht getreten, und sie verdient nicht nur mit Recht den Namen eines Werkes von 30 Jahren, sondern sie ist auch in der That eine Arbeit, welche fast die Kräfte eines einzigen Mannes übersteiget. Wo jemals ein Werk ein Original verdient genannt zu werden, so ist es dieses. Es ist auf unzählige Handschriften gebauet, welche sowohl in gebundener, als in ungebundener Schreibart von solchen Skribenten abgefaßt worden, die gröstentheils alle Augenzeugen von demjenigen gewesen, was sie aufgeschrieben. Und weil alles in der alten norwegischen Sprache verfasset ist, welche heutiges Tages niemand mehr, als die Isländer, verstehen, so kann man mit Wahrheit sagen, daß kein Mensch in beyden Reichen, außer dem Torfäus vermögend gewesen, eine solche Schrift zu verfertigen. Es war ein großes Glück für das Publicum, daß der Verfasser ein so hohes Alter erreichte. Denn sonst würde dieses Werk nicht zu stande gekommen seyn, insonderheit, da es in einer zierlichen lateinischen Schreibart abgefaßt worden, welches auch viele Zeit wegnimmt. Bey der Durchlesung dieser Schrift habe ich einen gedoppelten sonderbaren Umstand wahrgenommen, der bey keinem andern

Volke, als bey den alten Norwegern angetroffen wird. Der erste Umstand ist, daß Norwegen und Island ganz mit Poeten angefüllt gewesen. Es ist fast keine einzige Schlacht geschehen, die Niederlage mag groß oder geringe gewesen seyn, oder was auch sonst merkwürdiges vorgegangen, so wird allemal das Zeugniß eines Poeten angeführet, welcher zu eben derselben Zeit gelebet, und dasjenige mit angesehen, was er in seinem Gedichte aufgezeichnet. Das wundernswürdigste war, daß man damals so viele Leute fand, welche sich recht mit Fleiß darauf legten, Verse aus dem Stegreife zu machen. Man kan leicht denken, daß die Poesie nicht sonderlich gewesen, und die Verse, welche wir in den Historien haben, bekräftigen solches. Indessen kann man doch daraus die sonderlichen Naturgaben dieser Nation, und ihre Neigung zur Dichtkunst abnehmen. Die Beschwerde, welche man hat, diese Verse zu verstehen, wie leicht sie auch in der Uebersetzung zu seyn scheinen, geben zu erkennen, daß darinn etwas künstliches verborgen liegen müsse, welches entweder in der Wortfügung, oder in besondern poetischen Worten bestehet. Was kann leichter, und mit geringerer Kunst geschrieben seyn, als das Epigramma, welches ein gewißer Dichter dem König Kanut dem Großen übergab, und dadurch nicht allein sein Leben rettete, sondern auch noch eine große Belohnung erhielte. Es lautet folgendergestalt:

Knutur ver grundsem giaetir
Gricia lands hinn riki,

welches in der Uebersetzung heißt: „Knud der reiche „vertheidiget sein Land sowohl, als der König von „Griechenland.“ Wenn man nun bedenkt, daß nichts leichter und natürlicher gesagt werden kann, als dieses, und doch sieht, was dieser Vers für eine Wirkung gehabt, so kann man daraus abnehmen, daß die Kunst allein in den oben angeführten Stücken müsse bestanden haben. Dieses aber gereicht den alten Poeten oder Skalden zum größten Ruhme, daß sie alles mit einer historischen Aufrichtigkeit beschrieben, und wenn sie ihre Gedanken gleich nicht so zierlich gefaßt, als die griechischen und lateinischen Dichter, so haben sie auch nicht so viel gelogen, als diese. Der zweyte Umstand, welcher bey den alten Norwegern merkwürdig ist, besteht darinn, daß das Land ganze Jahrhunderte durch zu gleicher Zeit mit verschiedenen Männern geplagt gewesen, welche sich für Söhne der verstorbenen Könige ausgaben, und dadurch einen grossen Anhang erlangten. Es zeugen hiervon die vielen Factionen der Birkebeene, der Bagler, der Ribbunger, der Slitunger, der Kuflinger, der Oyeskiegger, der Warbälger, u. s. f., deren Anführer sich für Abkömmlinge der vorigen Könige ausgaben, und ein näheres Recht zur Krone haben wollten, als die regierenden Könige. Man muß sich wundern, daß dem gemeinen Manne in Norwegen nach so vielen grossen Unglücksfällen die Augen nicht einmahl geöffnet wurden, um die Be-

trügerey, welche hierunter verborgen lag, zu erkennen. Vielleicht sehen andere dieses als einen Beweis von der natürlichen Unruhe dieser Nation an. Mich dünkt aber, daß dieses alles vielmehr in der Liebe seinen Grund gehabt, die das Volk zu dem Königlichen Geschlechte getragen, und welcher Liebe sich gewisse vornehme Herren bedienet, um sich dadurch den Weg zum Thron zu bahnen. Denn man findet, daß die Bauern beständig darauf gedrungen, daß diese Aufrührer durch die Feuerprobe ihre Herkunft und die Wahrheit ihres Vorgebens bekräftigen sollten; welches ihnen aber nicht schwer fiel, indem man dieses Kunststück zu den damahligen Zeiten eben so gut in Norwegen als an andern Orten zu machen wuste. Wenn man glaubt, daß diese Unruhen aus der natürlichen Neigung der Nation zum Aufruhr hergekommen: so muß man gestehen, daß niemals ein Volk mehr verändert, und unkenntlicher geworden, als dieses; indem man in neuern Zeiten in ganzen Jahrhunderten nicht die geringste Bewegung bey ihnen bemerket. Wenn sich also die alten Einwohner von Norwegen einer Unbeständigkeit und einer Neigung zum Aufruhr schuldig gemacht haben: so geben die neuern, und zwar von den Zeiten der Reformation an, vor allen andern Völkern des Erdbodens ein Exempel der Beständigkeit, des Gehorsams, und eines innerlichen Abscheues vor allem Aufruhr. Es erhellet dieses auch aus dem Beyspiel, welches sich vor einigen Jahren zutrug, da ein gewisser Normann

wegen

wegen seiner Untreue gegen die Regierung hingerichtet ward: Denn man fand nicht, daß ein einziger von allen seinen Landsleuten an seiner Untreue im geringsten Theil genommen. Ich bin 2c.

* * * * * * * * * * * * *

Der ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus den letzten Zeitungen, daß der Pabst die Freymäurer von neuen in den Bann gethan. Ich verdenke solches Ihro Heiligkeit nicht. Denn ungeachtet der Pabst merket, daß niemand mehr durch seinen Donner gefället wird; so will er doch dadurch an den Tag legen, daß er auf dieses alte Regal der Päbste nicht völlig Verzicht gethan, und er übt es bisweilen aus, damit es durch die Verjährung nicht gänzlich verlohren gehen möge. Gegen die Freymäurer kann er dieses Recht ohne Gefahr ausüben: Denn dieselben greiffen nicht zum Gewehr, um sich zu rächen; sondern sie lassen dieses Gericht gedultig über sich gehen, und sind damit zufrieden, daß sie ihn in ihren geheimen Versammlungen wieder excommuniciren, so das alles gerade gegen einander aufgeht. Mit Königen und Fürsten aber hat die Sache mehr zu bedeuten; weil

Ihro Heiligkeit, nach den itzigen Umständen der Kirche, dieses Recht nicht mehr gegen die Potentaten mit Sicherheit ausüben können. Ich wollte es Ihro Päbstlichen Heiligkeit nicht rathen, heutiges Tages den Kayser, den König von Frankreich, oder den König von Spanien, in den Bann zu thun. Denn da der Pabst Clemens der XI. im Anfang dieses Jahrhunderts das Kayserliche Kriegsheer in Italien in Bann that, so gerieth er dadurch in Gefahr, seine Würde zu verlieren, und seinen Kirchenstaat einzubüßen. Seit den Zeiten Lutheri, da man angefangen, den Ursprung der Päbstlichen Herrschaft etwas genauer zu untersuchen, haben sich die Päbste behutsamer aufgeführet, und ihre Donnerstrahlen können gegenwärtig nicht anders als blinde Raketen angesehen werden. Man bemerkte gleich im Anfange der Reformation, wie gefährlich es für die Päbste sey, ihre alte und vorige Gewalt auszuüben: Denn der General Frundsberg, der das Kayserliche Kriegsheer commandirte, welches nach Rom gieng, um diese Stadt einzunehmen, führte einen Strick zum Feldzeichen, womit er den Pabst aufzuhenken gedachte. Wenn die Päbste dieses bedenken, und den Unterscheid der vorigen und gegenwärtigen Zeiten erwegen, so müssen sie freylich bisweilen wohl allerhand sorgsame Gedanken schöpfen. Die unumschränkte Gewalt, welche die Päbste ehedem ausübten, und die Wirkung, welche ihr geistlicher Donner hervorbrachte, ist so erstaunlich, daß man es nicht glauben würde, wenn die Historie

storie nicht mit Exempeln angefüllt wäre, die solches bestättigten. Was konnte seltsamer seyn, als daß ein fremder Bischoff sich erkühnte, den mächtigsten Potentaten Krone und Zepter abzusprechen, und zwar oft wegen geringer oder auch solcher Ursachen halber, die den Pabst nicht im geringsten angiengen: Denn die größten Monarchen wurden oft in den Bann gesetzt, weil sie mit ihren Unterthanen in Streit gerathen, oder sich auch mit ihren Gemahlinnen nicht vertragen konnten. Einige dürften vielleicht auf die Gedanken fallen, daß eine solche allgemeine geistliche Herrschaft nicht ganz unnütz wäre, sondern eben dieselbe Wirkung haben könnte, welche der Abt St Pierre dem ganzen Europa von seinem allgemeinen Senat verspricht, der durch sein Ansehen alle unter den europäischen Potentaten entstehende Streitigkeiten beylegen, und einen allgemeinen und beständigen Frieden zuwege bringen könnte. Vielleicht dürften einige dieses für nützlich halten, daß alle Regenten einen solchen gemeinschaftlichen Hüter hätten. Aber die Geschichte der damahligen Zeiten zeigen, daß es den Päbsten darum nicht im geringsten zu thun gewesen. Denn sie haben selbst die meisten Kriege angefangen, und die Potentaten gegen einander aufgehetzet, um dabey im trüben zu fischen. Ja einige Päbste haben selbst ihre Kriegsheere angeführt, und durch ihr Exempel andre Prälaten und Bischöffe aufgemuntert, gegen ihre eigene Landesherren ein gleichs zu thun, und Generals abzugeben, an statt daß sie als geist-

liche Hirten auf das Beste ihrer Heerde hätten Achtung geben sollen. Was man den weltlichen Potentaten zur Last legte, das ward bey der Geistlichkeit als eine Tugend angesehen, und derjenige ward für einen tüchtigen Bischof gehalten, der seinen Degen verstand, und solchen wider die Feinde des Pabstes zu gebrauchen wuste. Ein gewisser Erzbischof zu Maynz, ward aus keiner andern Ursache abgesetzt, als weil er nicht zum Kriege geschickt war, und ungeachtet verschiedene Potentaten dieses verkehrte Wesen sowol dem Pabste als der Geistlichkeit öffentlich vorrückten, so ward solches dennoch nicht im geringsten geachtet. Der König von England, Richard, bekam einmahl im Kriege einen bewafneten Bischof gefangen; und wie der Pabst verlangte, daß der König diesen Bischof, den er seinen Sohn in Christo nannte, loslassen sollte, so schickte der König dem Pabste den Harnisch, worinn der Bischof gefangen worden, und ließ ihm dabey sagen: **Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sey?** Um aber dennoch einigermaßen zu begreiffen, wie es möglich gewesen, daß die Päbste eine solche Herrschaft über die Potentaten ausüben können; so muß man auf zwey Stücke Achtung geben: 1) Wenn sie mit Königen und Fürsten in Streit geriethen, so hatten sie die meisten Bischöfe und Prälaten auf ihrer Seite, welche alle grosse Lehen besassen. 2) Die Potentaten sahen es bisweilen ihres Vortheils halber selbst gerne, daß der Pabst einen andern mächtigen König excommunicirte.

Denn,

Denn, wenn nur zweene oder drey von den größten Potentaten einig gewesen wären, ihre gemeinschaftliche Hoheit gegen die gewaltsamen Eingriffe der Päbste zu beschützen, so würden niemahls dergleichen Tragödien seyn gespielet worden. Der Haupt-Kunstgriff der Päbste bestand demnach darinn, die Feindschaft unter den Fürsten gegen einander zu unterhalten; und ihre Herrschaft gründete sich also bloß auf die Uneinigkeit der Potentaten, und auf das unordentliche Leben gewisser Fürsten. Die tugendhaften und frommen Könige aber wurden von den Päbsten mit scheelen Augen angesehen; weil ihnen durch ihren unsträflichen Wandel der Vorwand benommen ward, sie anzugreiffen. Der König in Frankreich, Ludwig der Heilige, dessen ganzes Leben ohne Tadel war, ist, wie ich fest versichert bin, zu seinen Zeiten den Päbsten der größte Dorn im Auge gewesen: Denn, wenn ein solcher König sein Ansehen behauptete, wie man findet, daß er gethan hat; so musten die Päbste nachgeben. Dieser Umstand ist indessen sehr merkwürdig, daß die Päbste zu eben derselben Zeit, wie sie mit den größten Potentaten nach ihrem eignen Gefallen umgiengen, in der Stadt Rom, wo sie residirten, in der größten Verachtung lebten. Denn die grossen italienischen Fürsten bezahlten sie mit gleicher Münze, und vertrieben sie nicht nur oft aus der Stadt, sondern verfuhren auch mit ihnen, als mit Missethätern. Daher suchten sich gewisse Potentaten mit diesen italienischen Familien zu verbinden; weil sie

durch

durch ihre eigne Macht allein nichts auszurichten vermögend waren. Um dieses zu begreiffen, muß man merken, daß die Päbste sich unmöglich eine Ehrfurcht und Ehrerbietung bey den Römern zuwege bringen konnten; weil solche von ihrer unordentlichen Lebensart und höchstärgerlichen Aufführung tägliche Zeugen waren. Ich bin ꝛc.

Der zwey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben den Todesfall des Herrn N. N. und zugleich ihre Bekümmerniß, daß sich sein Ende so plötzlich und unvermuthet eräugnet, und er dadurch der Zeit beraubt worden, für seine Sünde Buße zu thun, und sein beständig geführtes unordentliches Leben zu bereuen. Sie meynen, wenn GOtt ihm nur eine Stunde Zeit gelassen hätte, so würde er solche gewiß dazu angewandt haben, seine Sünden zu beweinen, und sich zu einem seligen Ende zu bereiten. Ich zweifle nicht daran: Denn alle Menschen thun in der letzten Todesstunde ein gleiches, und wenden sich zu GOtt, wenn die Welt sie nicht länger haben will. Eine solche gezwungene Bekehrung aber ist

von

von keinem Gewichte, insonderheit da die Erfahrung zeigt, daß die meisten Menschen, wenn sie in Lebensgefahr sind, ihre Sünden beweinen, wenn solche aber überstanden, von neuen anfangen zu sündigen. Solche Menschen sind in diesem Stücke jenem Finnlappen ähnlich, welcher, wie er ins Wasser fiel, GOtt um Hülfe anflehete, so bald er aber einen Zweig am Ufer ergriffen hatte, ausrief: **Nun helfe ich mir selbst.** Bey so bewandten Umständen bin ich mit denen nicht einig, welche einen schleunigen Tod als eine Strafe Gottes ansehen, und die Frist von einer Stunde für ein Gnadenzeichen halten: Denn eine gezwungene Bekehrung ist gar keine Bekehrung. Verschiedene Heyden haben in diesem Stücke vernünftiger geurtheilet, als die meisten christlichen Casuisten. Virgilius trägt kein Bedenken, diejenigen zu verdammen, welche ihre Busse bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens aussetzen. Er sagt:

Quisquis apud Superos furto laetatus inani
Distulit in seram commissa piacula mortem.

Ich gehe freylich hierinn von der allgemeinen Meynung ab; ich thue solches aber allemahl, so oft ich es für nöthig und sicher erachte. Die allgemeine Meynung verursacht in diesem Fall eine Bedenklichkeit, welche schwer zu heben ist; indem dadurch die gefährliche Lehre von dem vorher beschlossenen Rath Gottes wegen der Seligkeit und

Ver-

Verdammniß gewisser Menschen scheinet bestättiget zu werden. Denn, wenn man z. E. setzet, daß von zween groben Sündern der eine schnell in seinen Sünden hingerafft wird, der andre aber einen Tag oder eine Stunde zuvor Zeit hat, seine Sünden zu bereuen: so gründet sich die Seligkeit des ersten, und die Verdammniß des letzten, allein auf die den Sündern versagte, oder eingeräumte letzte Stunde; welches Anlaß geben kann, das Urtheil Gottes einer Partheylichkeit zu beschuldigen. Ein Priester und Seelsorger thut daher am besten, wenn er in diesem Stücke nichts entscheidet, insonderheit da man aus unzählichen Exempeln Ursache hat, an der Aufrichtigkeit einer solchen Buße zu zweifeln, welche in den letzten Stunden des Lebens geschiehet. Doch muß man auch einem in letzten Zügen liegenden nicht alle Hofnung absprechen, weil man sonst leicht zur Verzweiflung Anlaß geben kann. Es ist genug, wenn der Prediger sagt: „Wenn eure Angst und „Reue nicht aus der schwachen Hofnung herrühret, „die ihr annoch zu eurem Leben habt, sondern „ernstlich ist, und mit dem festen Vorsatze verbun„den ist, inskünftige ein andres Leben zu führen, „so kann diese eure, ob gleich späte Buße, GOtt „zur Gnade bewegen." Meiner Meynung nach ziehet die Lehre, welche die Hinlänglichkeit einer späten Buße behauptet, böse Folgen nach sich, und stärkt die meisten, in ihren Sünden fortzufahren. Ich halte zu gleicher Zeit dafür, daß das Gebet, welches man täglich zu thun pflegt, daß

GOtt

GOtt uns für einen schleunigen Tod bewahren möge, in dieser Absicht einer Erklärung bedürfe. Denn, wenn ein Mensch sein Leben und seinen Wandel also führet, daß er alle Augenblick bereit ist, aus diesem Leben zu scheiden, so kann man einen schleunigen Tod als eine große Wohlthat Gottes ansehen, weil nichts schrecklichers für einen schwachen Menschen erdacht werden kann, als durch eine langwierige Krankheit ausgezehrt zu werden, und seinen Tod täglich vor Augen zu sehen, ohne einmal wirklich das Ende seiner Qual zu erlangen. Vielleicht verwerfen sie meine Meynung, so bald sie dieselbe gelesen. Allein überlegen sie solche vorher etwas genauer, wenn ich bitten darf. Viele Sätze scheinen einem bisweilen im Anfange fremd und seltsam. Wenn man sie aber reiflicher überlegt, so findet man, daß sie gründlich sind, und zur Erbauung Anlaß geben. Ich bin etc.

Der drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erkundigen sich, wie ich seit der Zeit gelebet, daß wir einander nicht gesehen haben. Ich kann darauf nichts anders antworten, als daß ich nach meiner alten Gewohnheit gelebet, da ich einen Tag nicht von dem andern unter-

unterscheiden können. Ich stehe des Morgens um sieben Uhr auf, sodann trinke ich meinen Caffee, und studire. Ich nehme ferner ein kleines Morgenbrod, und wenn ich mich anziehe, so schelte ich meinen Schneider ꝛc. Das letzte geschiehet deswegen, weil meine Kleider so eng gemacht sind, daß es eben so gut ist, als wenn ich einen Harnisch anlege. Mich dünkt, die Welt ist schon eng genug, daß man nicht nöthig hat, sie noch enger zu machen. Sie werden mir ohne Zweifel hierauf antworten: „Was kann der Schneider dafür, daß „die Kleider so unbequem und peinlich gemacht „werden. Er thut ja nichts anders, als was „die Leute haben wollen.“ Sie haben hierinn vollkommen recht. Und wenn ich es daher genau überlege: so habe ich weit mehr Ursache auf mich selbst zu zürnen, daß ich die Kleider nach der Mode bestelle, als auf den Schneider, der sie verfertiget. Am allermeisten aber habe ich Ursache, auf die Mode zu zürnen, welche sowohl über den Schneider, als über mich und über alle andere tyrannisiret, und zwar in einem solchen Grad, daß es für einen Eigensinn, ja fast für einen Aufruhr gehalten wird, wenn man sich dagegen setzet. Man muß sich daher gedultig darinn finden, und solches wie andre Unmöglichkeiten ertragen, die man nicht vermeiden kann; zu seinem Troste aber mit jenem Bauren bey dem Petronio denken, welcher seine Schuhe verlohren hatte, und daher barfuß gehen muste: modo sic, modo sic. Wir mögen Gott danken, daß die parisischen Schneider, wel-

che unsre Kleidertracht nach ihrem Gefallen einrichten, uns nicht andre Moden vorschreiben, welche noch weit schlimmer und unzuträglicher sind, und der Lehre eines Japanischen Einwohners folgen, welcher seinen Mitbürger auf folgende Art bey einem ähnlichen Falle aufrichtete. Ein Kayser in Japan war unter dem Zeichen des Hundes gebohren, und schätzte daher die Hunde so hoch, daß er befohl, daß so oft ein Hund stürbe, derjenige, welcher denselben in seinem Leben bey sich gehabt, solchen selbst zu Grabe tragen sollte. Ein Philosoph begegnete einmal einem ehrbaren Manne auf der Gaße, welcher eben seinen verstorbenen Hund begraben wollte, und wie er hörte, daß derselbe sich über eine so schimpfliche Verrichtung beschwerte, so tröstete er ihn mit diesen Worten: „Wir mögen „den Göttern danken, daß Ihro Kayserl. Ma„jestät nicht unter dem Zeichen eines Pferdes „gebohren sind, weil sonst unser Schicksal noch „härter seyn würde.“ Die morgenländischen Völker, deren Lebensart und Moden uns in vielen Stücken lächerlich vorkommen, verdienen dennoch in diesem Falle gerühmt zu werden, daß sie stets einerley Kleidertracht beybehalten. Die Europäer aber führen sich als Comödianten auf, welches bey einer jeden Scene neue Personen vorstellen, und sich in neuern Gestalten sehen lassen. Aus der französischen Historie erhellet, daß die Vornehmen und Großen ehedem lange Kleider getragen, und sich niemals kurzer Kleider bedienet, als wenn sie zu Felde gelegen. Die Zierde bestand in Hermelin,

oder in andern Fellen, womit die Kleider bebärmt waren. Zu den Zeiten Carls des weisen kam der Gebrauch auf, die Kleider von oben bis unten mit Wapen und Schilden zu sticken. Von Dännemark hat Arnoldus Lübecensis als etwas sonderbares angemerket, daß die Einwohner dieses Reichs Bootsmanns Kleider getragen: und allem Vermuthen nach haben sich die Normänner eben einer solchen Tracht bedienet, weil sie noch mehr auf der See herumschifften als die Dänen. Diejenigen, welche eine Sammlung von alten Gemählden und Bildern haben, können hievon am besten urtheilen. Man sieht hieraus, daß gewisse alte Moden eben so unbequem gewesen, als die neuen, und man kann solches nicht deutlicher beweisen, als aus den Moden in Norwegen welche zu den Zeiten des Königs Olaf Kyrres üblich waren. Man trug damals hohe und mit Gold und Silber gestickte Schuhe, und die Ermel in den Röcken waren so eng, und so fest zugeknöpft, daß man sich eines besondern Instruments bedienen muste, wenn man das Kleid anziehen wollte. Einige hatten auch goldene Ringe um die Beine. Die Beinkleider mit den unzähligen Falten, welche König Christian der Dritte von Haus, von Hof zu nennen pflegte, zeugen sowohl von der Kostbarkeit, als von der Unbequemlichkeit der damaligen Kleidertracht. Eben dasselbe kann man auch von den Pfeifenkragen urtheilen, welche man damals um den Hals trug. Zu welcher Tracht unsre Prediger nunmehro allein verurtheilet sind, und welche

ihre Weiber gerne abgeschaft sehen möchten. Es ist nicht lange her, daß die Männer die kurzen Mäntel abgelegt haben, die ehedem bey uns gewöhnlich waren, und welche noch von verschiedenen alten und ehrbaren Bürgern in meiner Jugend getragen wurden. Nun aber trägt in beyden Reichen niemand mehr einen solchen kurzen Mantel, als der Rector der Universität. Man hat gewünscht, daß man sich eines andern Zieraths und Unterscheides in diesem Falle bedienen, und das kurze Mäntelgen in einen ordentlichen Mantel verwandeln möchte, weil man sich an alle Dinge stößt, die einem ungewohnt sind. Wie eine alte Matrone vor einigen Jahren dem Rectoratwechsel beywohnte, welche Ceremonie in der Kirche unsrer lieben Frauen geschahe, und bemerkte, daß das kurze Rectormäntelgen dem neuen Rector um die Schultern gelegt ward, so sagte sie mit thränenden Augen: „Was hat doch dieser ehrliche „Mann Böses begangen? Eben dasselbe kann man auch von dem Barte sagen, welcher ehedem für eine Zierde und Ehre des männlichen Geschlechts, insonderheit bey den Geistlichen, gehalten ward. Die letztern waren ganz ausserordentlich davon eingenommen; denn wie ein Bischof in Seeland, unter der Regierung Christian des Fünften, an der Abschaffung der Bärte arbeitete, und den Kinn der Priester zu schleifen suchte, so ward sein Vorhaben als eine Ketzerey angesehen, und verursachte eine nicht geringe Bewegung. Nun aber würde es eben so schwer seyn, diese Mo-

de wieder einzuführen, nachdem solche einmal in Abgang gerathen, und man bey uns nirgends weiter lange Bärte antrift, als bey den alten Bauren in Norwegen, und bey den Ziegenböcken. Vielleicht siehet man die großen Fischbeinröcke, welche unser heutiges Frauenzimmer als den größten Zierrath betrachtet, als einen Umstand an, und vielleicht halten unsre Nachkommen dasjenige für eine Fabel, was sie davon aufgezeichnet finden. Ein englischer Skribent macht eine sinnreiche Beschreibung von der veränderlichen Tracht des Frauenzimmers. Er sagt: „Die Moden des weibli„chen Geschlechts sind den bösen Feuchtigkeiten „ähnlich, welche sich bald in den Kopf, und bald „in die Glieder setzen. In alten Zeiten hatten sie „ihren Sitz im Kopfe, der sich daher wie ein Thurm „in die Höhe hob." (Er versteht dadurch die alten Fontangen und Kopfzeuge, welche drey bis vier Stockwerk hoch waren.) „Nun aber sind sie in die „Hüften gefallen, so daß es scheint, als wenn alle „Weiber ins Kindbett kommen sollten." (Er zielt hier auf die großen Fischbeinröcke.) Es scheint, fährt er fort, „daß sie gleichsam durch Mauren „und Wälle ihre Keuschheit verschanzen wollen. „Die Erfahrung aber zeigt, daß dieselbe gegen„wärtig eben so leicht zu bestürmen und einzuneh„men ist, als in alten Zeiten." Ich habe um denselben nachzuahmen, die Materie gleichfalls in einem lateinischen Epigramma vorgetragen, dessen Inhalt hauptsächlich hierinn bestehet. Die Mathematici haben ihre Meynung von der Gestalt der

Erde

Erde oft verändert. Bald haben sie dieselbe für flach, bald für rund, und bald für länglich als ein Ey ausgeben. Eben solchen veränderlichen Gestalten ist auch unser Frauenzimmer unterworfen gewesen, bald hat es in die Länge, und bald in die Breite zugenommen. Unter den europäischen Völkern sind die Spanier immer bey ihrer Tracht geblieben. In meiner Vaterstadt Bergen wusten die Bürger eine lange Zeit von keiner andern, als von ihrer alten Tracht. Nun aber lassen sie sich auch durch den Strom hinreissen und nehmen alle neue Moden an, die sie nur erfahren können. In der ersten christlichen Kirche war die Kleidertracht der Geistlichen und Weltlichen nicht von einander unterschieden. Man meynt, daß dieser Unterscheid zu allererst im vierten Jahrhundert aufgekommen. Da sie vorher sich alle übereins gekleidet, außer daß einige Philosophen ihre alte philosophische Tracht beybehielten, nachdem sie das Christenthum angenommen hatten, und christliche Lehrer geworden waren. Zu den Zeiten Constantin des Großen suchten sich die Geistlichen, und insonderheit die Bischöffe, durch eine besondere Tracht von andern zu unterscheiden. Dieser Kayser schenkte dem Macario einen mit Gold gestickten Talar, um sich desselben bey Taufhandlungen zu bedienen. Weil aber viele nicht weniger, als er seyn wollten, so hatte er in kurzer Zeit sehr viele Nachfolger. Daß die Geistlichen in den ersten drey Säculis keine andre Tracht,

 als

als die Weltlichen getragen, dazu muß hauptsächlich dieses Anlaß gegeben haben, daß sie zu den Zeiten der Verfolgungen nicht haben wollen erkannt seyn. Denn sonst haßten sie die jüdischen Ceremonien eben nicht, und man weiß aus der Historie des alten Testaments, daß die jüdischen Priester eine besondere Kleidertracht gehabt, ungeachtet die Leviten in diesem Stücke nicht von dem Volke unterschieden waren. Weißgefärbte Kleider waren bey den Israeliten der gewöhnlichsten. Junge Leute trugen bunte Kleider, wie aus dem Exempel Josephs, der Thamar, und anderer erhellet. Von der Thamar heißt es: „Daß sie einen „Rock von verschiedenen Farben getragen, „wie sich die Töchter der Könige zu kleiden „pflegten. Der gröste Zierrath bey den Kleidern der Männer bestand in Franzen, welche sie an ihre mit Purpur besetzten Kleider zu nähen pflegten. Bey der Tracht der Soldaten ist dieses zu bemerken, daß diejenige Kleidung, welche wir nun Mondirung nennen, und die bey den Franzosen durch ein bequemeres Wort, Uniforme, angezeigt wird, nicht sonderlich alt ist. Denn ein jeder Soldat trug ehedem seine eignen Kleider. Es ist wahrscheinlich, daß die Bedienten eben so wenig eine gewisse Livree gehabt haben. Ich habe an einem andern Orte bereits gezeiget, zu welcher Zeit, und bey welcher Gelegenheit die Peruken aufgekommen. Die Alten hatten auch nicht solche Hüte, als

wir gegenwärtig tragen. Man bediente sich gewisser Hauben von Tuch, welche vorn zugenähet waren, und einen Schwanz hinten im Nacken hatten. Man meynt, daß die Hüte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuerst aufgekommen. Die französische Historie bezeuget, daß sich Carl der Siebende bey einem grossen Feste zuerst mit einem Huth von Castor sehen lassen, und daß dieses damals als etwas neues und ungewöhnlich es angesehen worden. Ich möchte sehr gerne wissen, wer der erste Erfinder von dem Puder gewesen, und die Gewohnheit eingeführt, die Haare und Kleider mit Weitzenmehl zu bestreuen. Eine solche Erfindung verdiente eine Ehrensäule zum Andenken. Ein gepuderter oder mit Weitzenmehl bestreueter Cavallier hat einer geschminkten Jungfer nichts vorzuwerfen. Der erste kann noch vielweniger seine Mode vertheidigen, als die letzte, insonderheit wenn das Korn theuer ist, und er selbst nur wenig zu verzehren hat. Ich bin rc.

Der vier und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor einiger Zeit das 27 Capitel in dem alten norwegischen Hirdskraa, oder Hofrecht gelesen, und zwar mit einem ausnehmenden Vergnügen. Dieses Gesetz ist vollkommen geschickt, diejenigen zu widerlegen, welche das alte Norwegen als ein barbarisches Land abzumahlen, kein Bedenken getragen haben. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen obgedachtes 27 Capitel, welches von Hirdlyte oder denen am Hofe im Schwange gehenden Lastern handelt, in der Uebersetzung mitzutheilen, und bin gewiß versichert, daß es auch ihnen gefallen wird. Es lautet folgendermaßen: „Du must vor allen Dingen das Gelübde unverbrüchlich halten, welches „du in der heiligen Taufe mit GOtt gemacht hast. „Sieben Laster, die hier angeführet werden, und „welche als eine Quelle aller andern anzusehen „sind, mußt du beständig verabscheuen. Solche sind 1) Ueberfluß im Essen und Trinken, „und ein jeder unnützer Zeitvertreib. 2) Die „Schändung deines eignen Leibes. 3) List „und Betrug, es sey auch, auf welche Art es „wolle.

„wolle. 4) Die thörichten Gedanken, als ob
„du durch deine etwanigen guten Werke etwas
„verdienen könntest. 5) Prächtige Kleider-
„tracht über deinen Stand. 6) Langwieriger
„Zorn und Unversöhnlichkeit. 7) Haß und
„Neid, welcher aus dem Herzen kommt. Aus
„diesen sieben Hauptlastern fließen alle andere
„größere und kleinere her, wodurch wir GOtt
„den himmlischen König, und gerechten Rich-
„ter erzürnen. Du mußt ferner alles dasjeni-
„ge verabscheuen, was deinem Könige, und des-
„sen hohen Befehlshabern zum Schaden und
„Nachtheil gereichen kann. Am allermeisten
„mußt du dich für die Lügen und für den Meyn-
„eyd hüten, und dich in allen deinen Worten
„und Thaten, der Gerechtigkeit und Wahrheit
„befleißigen. Des Fressens mußt du dich ent-
„halten, und dich nie der Trunkenheit ergeben.
„Denn viele, welche diesem Laster ergeben sind,
„büssen dadurch ihr Geld, und ihre Gesundheit,
„ja was noch weit mehr ist, Leib und Seele
„ein. Du mußt dich alles Raubens, aller
„Dieberey und Hurerey, alles Zankens, und
„Betrugs enthalten. Du mußt allen unnöthi-
„gen Kummer, und insonderheit den Neid flie-
„hen, welcher niemanden schadet, als dir selbst.
„Wenn dich jemand beleidiget, so mußt du
„deiner Rache nicht gleich Platz und Raum ge-
„ben. Ein jeder, der sich durch diese Laster
„überwinden und hinreissen läßt, ist nicht ge-
„schickt, mit andern in einer Gesellschaft und

 „Ver-

„Vereinigung zu leben. Du hast demnach ei„niger maßen gehört, wie man die großen und „groben Laster bändigen und verabscheuen müsse, „welches zu dem Ende hier angeführt worden, „daß ein jeder sich mit einer desto größern Sorg„falt dafür hüten möge. Denn niemand kann „die Sünde besser und leichter vermeiden, als „wer von der Schändlichkeit derselben unterrich„tet worden. Man hat für nöthig angesehen, „zuförderst die Fehler und Laster zu beschreiben, „welche man verabscheuen muß, ehe von den „Tugenden geredet wird, die man auszuüben „verbunden ist. Denn wie derjenige, welcher „ein köstliches Kleinod verwahren will, zuerst „den Ort reiniget, wohin er solches zu legen „gedenket, damit dasselbe nicht verdorben wer„den möge: so muß auch das Böse vorher aus„gerottet werden, damit die Tugenden nicht die „Natur der Laster annehmen mögen. Ein gu„tes und kostbares Getränke kann den Geschmack „des unreinen Gefässes annehmen, worinn es „gegossen wird, und ein köstlicher Schatz kann „durch den Ort, wohin man ihn legt, beflecket „und verunreiniget werden. Wenn aber jemand „in ein grobes Laster gerathen ist, und sich ei„ner großen Sünde theilhaftig gemacht hat, so „muß er unverzüglich suchen, sich wieder davon „loszureissen, und ja nicht darinn beharren. „Es geschieht oft, daß ein Mensch aus Schwach„heit sündiget. Es ist aber schändlich, in der „Sünde zu beharren. Es ist christlich und gott-

„selig,

„selig, seine Sünden gleich zu bereuen, um ver-
„sichert zu seyn, daß GOtt uns wieder zu Gna-
„den angenommen. Ein König erzeigt demje-
„nigen weit eher Gnade, welcher ihn beleidiget,
„aber sich wieder aufrafft, und ihn um Verge-
„bung bittet, als demjenigen, welcher viele Pro-
„ben seiner Treue und seines Gehorsams gegeben,
„und nachher aus der Art schlägt, so wie ein
„Ackersmannn das Erdreich höher achtet, wel-
„ches zwar im Anfange unfruchtbar gewesen,
„durch den daran gewandten Fleiß aber frucht-
„bar geworden, als ein gutes Feld, welches fer-
„ner keine Früchte bringet.“ Aus diesen Erin-
nerungen, welche vor vielen hundert Jahren den
Hofleuten zum Besten geschrieben worden, kann
man sich einigermaßen einen Begrif von dem al-
ten norwegischen Volke machen. Denn, wenn
man die Schreibart und einige Tavtologien über-
sieht, so findet man hier die herrlichsten Gedanken,
und eine Moral, deren sich auch die gründlichsten
Weltweisen nicht zu schämen, Ursache haben.
Ich bin rc.

Der

Der fünf und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen sehr verbunden für den Glückwunsch, womit sie mich wegen meiner unlängst geschehenen Erhebung in den Freyherren Stand beehren wollen. Das nicht gar zu günstige Urtheil, welches einige über meine neue Würde gefället, setzet mich in keine Bewegung. So oft ich dergleichen höre, so antworte ich, daß bereits lange vor mir verschiedene Gelehrte zu einer solchen Ehrenstelle erhoben worden, daß ich ein so gutes und gegründetes Recht darauf gehabt, als ein andrer, und daß meine Erhebung nicht so paradox ist, als verschiedener andern Gelehrten in Deutschland, weil deren Baronien im Mond liegen, die meinige aber wirklich auf dem Erdkreiß vorhanden ist, und in der Provinz Seeland lieget. Ich st lle ihnen weiter scherzweise vor, daß ich aus dem Militairstande entsprossen bin, und vor 50 Jahren schon bey dem Aggerhusischen Regiment in Norwegen gestanden, und vielleicht anitzo in meiner Ordnung General gewesen wäre, wenn ich inzwischen meinen Kopf behalten hätte. Ein gewisser junger Mensch meynte, daß ich einen gar zu grossen Sprung auf einmahl gethan hätte; ich aber

bat

hat ihn, zu erwegen, daß ich bereits im Amte und in einem gewissen Ansehen gewesen, ehe er noch gebohren worden. Einem andern, welcher sich wunderte, daß ich mich in meinem hohen Alter baronisiren lassen, antwortete ich, daß solches bloß deswegen geschehen, um zu zeigen, daß der Character, welchen ich in meinen Schriften der dänischen Nation beygelegt, seine vollkommene Richtigkeit habe, nämlich daß man hier im Lande nicht eher Lust zu tanzen bekommt, bis man Leichdorne hat, und daß einem die Welt nicht eher angenehm wird, als bis man das 60ste Jahr erreichet; wobey ich ihm zugleich die Ermahnung gab, daß er sich in Acht nehmen möchte, wenn er zu diesem fatalen Alter gelangte. Eine andere Antwort ertheilte ich diesen Tadler nicht; ungeachtet es mir auch nicht an bündigen Gründen fehlet, meine Aufführung zu vertheidigen, welche ich meinem vernünftigen Freunden erzähle, und die von ihnen für hinlänglich gehalten werden. Weil aber auch einige daher Anlaß genommen, meine Verwandelung zu tadeln, weil ich in einem von meinen lateinischen Briefen die Schwachheit derjenigen gezeiget, welche aus Hochmuth nach grossen Ehrentiteln trachten, und sich in solche Verrichtungen verwickeln, wobey das Studiren gänzlich an die Seite gesetzet wird; so dienet hierauf zur Antwort, daß mich dieses Urtheil nicht im geringsten angeht. Ich habe nicht gesagt, daß die Ehre den freyen Künsten und den academischen Studien hinderlich sey, sondern vielmehr behauptet, daß die

Wissen-

Wissenschaften dadurch befördert, und auf einen höhern Gipfel gebracht werden. Ich habe bloß diejenigen getadelt, welche es bereits weit in den Künsten und Wissenschaften gebracht, und nachher, um einen Rang und Titel zu erhalten, sich in solche Verrichtungen einlassen, wobey das Studiren gänzlich an die Seite gesetzet wird. Solchen Versuchungen habe ich widerstanden, und mich durch das Beyspiel dieser Vorgänger nicht verleiten lassen. Ich kann, um dieses zu beweisen, eine Zeit von mehr als 30 Jahren anführen, worinn ich die Verwandlung von allen meinen Collegen ohne die geringste Anfechtung angesehen; und folglich ist es mir nunmehro auch bey meinen hohen Jahren ganz gleichgültig, ob ich jemanden zur rechten oder zur linken Hand gehe, insonderheit da ich nicht mehr in grosse Gesellschaften komme, wo man sich seinen Rang zu Nutze machen kann. Ich hoffe daher, von einem jeden Beyfall zu erhalten, wenn ich sage, daß die Erhebung meiner Landgüter zu einer Baronie bloß zum Nutzen des Publici geschehen, damit ich mir ein Andenken nach meinem Tode stiften möge. Mein ganzer Lebenslauf bestättiget den Wahlspruch jenes Weltweisen: Sero arbores, quae aliis prosint; indem ich niemahls das gegenwärtige Gute vor Augen gehabt, und nicht, nach dem Exempel der Handwerksleute, die meisten Tage in der Woche gearbeitet, um einen freyen Montag zu haben. Ein jeder, der sein Leben nach einem solchen Plan einrichtet, solte billig keiner Misgunst unterworfen seyn, und

wo

wo ja einige Menschen verdienen, daß man ihnen ihr Glück mißgönne, so sind es diejenigen, welche durch Erbschaften, heyrathen, Unverschämtheit und beständiges betteln um einen Dienst, zu einem grossen Vermögen gelangen, nicht aber diejenigen, welche ihren Wohlstand nächst GOtt ihrem eigenen Fleiße und einer wohleingerichteten Haushaltung zu danken haben. Ich hoffe, daß ein jeder vernünftiger Mensch dieses begreiffen wird, und zu gleicher Zeit hoffe ich auch, daß diejenigen von meinen Landesleuten, welche mit einem solchen Eyfer nach Rang und Titeln streben, ihre Aufführung nicht durch mein Exempel beschönigen werden. Mit meiner Würde hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Sie ist zugleich ein Amt, welches etwas wirkliches in sich hat; andere aber begehren weiter nichts als den blossen Namen, dem sie jedoch weder jemals eine Genüge geleistet haben, noch auch jemals eine Genüge zu leisten gedenken. Sie halten alle sieben oder acht Jahre um einen neuen Titul an; ihre Gründe aber, welche sie anführen, sind noch viel schlechter, als die Gründe der Kinder, welche bey zunehmen den Jahren, noch ehe es Zeit ist, um ein neues Kleid unter dem Vorwand anhalten, daß ihnen das alte zu enge wird. Was mich übrigens hiebey am meisten freuet, solches bestehet darinn, daß andere, welche sich den Wissenschaften widmen, durch dieses Exempel aufgemuntert werden, in ihrem Fleisse fortzufahren, und daß alle vernünftige Leute das Urtheil fällen, daß meine Erhebung Ihro Königl.

Majest. selbst zum Ruhm gereiche. Meine Standeserhöhung kann übrigens einem Gelehrten, wenn man mich unter deren Zahl rechnen will, auch sehr wohl zukommen: wo man nicht glaubt, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht, und die Sittenlehre vorträgt, nicht fähig sey, mit einer höhern Würde bekleidet zu werden, und daß Rang und Titel bloß solchen Personen zukommen, welche in andern Collegiis sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge und Bittschriften macht, und Formulare abschreibt. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß man von mir nicht sagen könne, was man andern zur Last legt, welche wegen ihrer Erhebung denen Wissenschaften einen Scheidebrief geben. Meine neue Würde macht mir das Studiren noch angenehmer. Ein Baron kann mit den neun Musen eben so vertraut umgehen, als ein Professor; und da ich noch ferner der Welt durch meine etwanige Erkenntniß zu dienen suche, so erhellet daraus, daß ich meinem gelehrten Bürgerrechte noch nicht zu entsagen gedenke. Es ist nicht die Würde an sich selbst, sondern verschiedene mit der Würde verbundene Geschäfte, welche verursachen, daß man das Studiren bey Seite setzet. Wenn ein Artikel in ein freyherrliches Patent eingeflossen wäre, des Inhalts, „daß ich hinführo weiter keinen Umgang mit den „neun gelehrten Jungfrauen haben sollte,“ und ich nichts desto minder mich hätte baronisiren lassen; so wäre das Urtheil, welches einige bey dieser Gelegenheit über mich gefället, vollkommen gegründet:

gründet: Da mir aber die Würde nicht mit dieser Bedingung verliehen worden, und eine gründliche Wissenschaft keine verbotene Waare für einen Freyherrn ist, sondern vielmehr diesem Stande zu einer grossen Zierde gereichet; so ist das Urtheil der Leute, wie in vielen andern Dingen, also auch hierinn ungegründet. Es wäre zu wünschen, daß alle Grafen und Freyherren eben so wohl gelehrt, als wohlgebohren wären: Dadurch würde ein Land gewiß nichts verlieren, sondern vielmehr sehr viel gewinnen. Eine gründliche Gelehrsamkeit zieret den Stand mehr, als ein vergüldeter Wagen, und aufgeschmückte Pferde. Ich halte so wenig Wagen als Pferde, und suche mich lediglich durch fleißiges Studiren, durch ein ordentliches Leben, durch den Umgang mit gelehrten und auserkohrnen Freunden, und durch die Freygebigkeit, in solchen Dingen hervorzuthun, welche auf den Nutzen des gemeinen Wesens abzielen: Zu geschweigen, daß man sich in Kleidern, Staat und dergleichen heutiges Tages nicht mehr hervorthun, oder von andern unterscheiden kann, insonderheit in einer Stadt, wo die Handwerksgesellen in rothen scharlachenen Kleidern einhergehen, wo Schneider, Schuster und Becker niemals zu Fuße gehen, sondern beständig fahren, und in solchen Häusern wohnen, die man für Palläste halten würde, wenn die Thüren nicht mit Scheeren, Stiefeln und vergoldeten Kringeln bezeichnet wären. Laßt uns doch einmal recht überlegen, worinn die wahre Ehre eines Menschen

bestehet. Keine Zeit ist bequemer, uns in diesem Stücke die Augen zu öffnen, als diejenige, darinn wir itzt leben, da GOtt diese Reiche und Länder mit einem Könige und mit einer Königin beglücket, welche durch ihr eignes allerhöchstes Beyspiel uns hierinn täglich vorleuchten. Vita Principum censura est. Das Exempel des Hofes kann weit mehr ausrichten, als die strengsten Gesetze und Verordnungen. In Rußland haben wir davon gleichfalls ein sehr merkliches Exempel. Ehedem konnte ein Bojar den andern nicht besuchen, wo er nicht von dreyßig bis vierzig Edelleuten begleitet ward: Wie sie aber sahen, daß ihr eigner großer Monarch oft ohne alle Begleitung zu Fuß durch die Gassen von Moskau gieng; so glaubten sie, daß ihnen solches auch nicht unanständig seyn würde, und fingen an, einen andern Begriff von der Wohlanständigkeit oder dem so genannten Decoro zu schöpfen. Ich rathe hiedurch niemanden, daß er sich dem Geitze ergeben soll: sondern ich halte vielmehr dafür, daß der Geitz ein eben so grosses Laster als die Verschwendung sey; wie ich in meinen Schriften öfters gezeigt habe. Ich rathe, daß man das Geld auf eine vernünftige Art umsetze, oder, wie die Kaufleute reden, roulliren lasse. Meine Moral geht allein dahin, den rechten Gebrauch des Geldes zu zeigen, und den falschen Begriff auszurotten, den man sich insgemein von der Freygebigkeit und von der so genannten Gutherzigkeit macht: insonderheit in diesem Lande, wo viele kein Geld achten, wenn es

auf

auf den Staat und auf die Wollust verwandt werden soll, und niemals fragen, was ein Gastmahl oder eine Lustreise kosten wird; da sie im Gegentheil kein Geld haben, wenn einige Ausgaben zu ihrer eignen und des Vaterlandes Ehre von ihnen gefordert werden. Denn dieses ist die Ursache, daß viele nützliche Anstalten keinen Fortgang haben, und viele gute und dem Lande zur größten Zierde gereichende Stiftungen in der Geburt erstickt werden. Ich bin ꝛc.

Der sechs und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir in ihrer angenehmen Zuschrift ihr Vergnügen über mein letzteres Schreiben, und über meine darinn befindliche Schutzschrift, welche sie dennoch gewissermassen für überflüßig halten. Ich bin eben derselben Meynung, indem dasjenige, was wirklich gut und lobenswürdig ist, keiner Schutzschrift bedarf. Es ist einem jeden bekannt, daß ich bereits vor langer Zeit mein Vermögen dem Nutzen des Publici gewidmet, und daß ich mich oft mit meinen Freunden wegen der Art und Weise unterredet, wie sol-

ches am besten geschehen könnte. Ich habe auch wirklich zweymal ein Testament aufgesetzet, und zwar im Jahr 1735, welches ich nachher wieder verworfen, und im Jahr 1745, zehn Jahr nachher, mit welchem ich doch auch nicht völlig zufrieden war. Wie ich desfalls eben mit mir selbst rathschlagte, was ich thun wollte: so ward mir im Jahr 1746 der Vorschlag gethan, mein Vermögen der Ritterakademie zu Soroe zu schenken, mit deren Stiftung man eben damals beschäftiget war. Kaum hatte ich dieses gehört, so willigte ich auch schon darinn, weil ich bereits an andern Orten in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß diese Anstalt für eine der allernützlichsten anzusehen, die in diesem Lande kann gemacht werden. Ich sage mit Bedacht in diesem Lande, theils weil keine Wissenschaft von unsrer Jugend mehr versäumt wird, als das Staatsrecht, theils auch, weil die Lust zu reisen, welche hier stärker als an irgend einem andern Orte herrschet, dadurch kann gehemmet, und ein unglaubliches Geld, welches auf solche Art jährlich aus dem Reiche gehet, dadurch kann ersparet werden. Ich weiß wohl, daß viele in diesem Stücke nicht mit mir einig seyn werden, insonderheit diejenigen, welche das Reisen nach fremden Ländern für höchst nützlich und unumgänglich nöthig halten, indem sie glauben, daß man bloß dadurch die Sitten und Gewohnheiten andrer Völker kennen lernen, fremde Sprachen sich bekannt machen, und mit den berühmtesten Männern sprechen könnte. Dieses hat einigen Schein,

und

und wird insgemein zum Vorwand angeführet, ungeachtet die jungen Herren, wenn sie sich selbst ein wenig genauer prüfen wollten, mit leichter Mühe finden würden, daß der rechte Bewegungsgrund zu ihren Reisen außerhalb Landes einzig und allein darinn bestehet, um die an fremden Orten befindlichen Ergötzungen zu genießen, und in einer ungebundenen Freyheit zu leben. Wenn man zum Versuch den jungen Leuten die Freyheit gäbe, nach den berühmtesten hohen Schulen zu reisen, wo aber keine Comödien, keine Opera, keine Schauspiele, oder andre Augenlust anzutreffen, so würde ihnen die Lust balde vergehen, insonderheit, wenn man diese Bedingung hinzu fügte, daß ihre Eltern mit ihnen reisen und beständig ein wachsames Auge auf sie haben sollten. Ich bin versichert, daß viele Väter hievon vollkommen überzeugt sind, und ihre Söhne gewiß zu Hause behalten würden, wenn solches allein auf sie ankäme. Wenn aber der Sohn erstlich die Mutter auf seine Seite bekommt, und also mit verstärkter Macht das Werk angreift, so helfen die Gründe des Vaters wenig oder nichts mehr. Ich will indessen doch nicht gänzlich läugnen, daß es auch verschiedene junge Leute giebt, welche bloß mit dem Vorsatze sich in fremde Länder begeben, um sich in guten Sitten, in der Gelehrsamkeit, und in der Erkenntniß fremder Sprachen desto fester zu setzen. Man könnte aber doch einmal einen Versuch mit zween Brüdern von gleichen Eigenschaften anstellen, und den einen reisen, den an-

dern aber zu Hause lassen, und alsdenn urtheilen, in welchen Umständen beyde nach Verlauf von 2 bis 3 Jahren sich befinden. Derjenige, welcher auf Reisen gewesen, wird zwar mit einem reichen Krahm von allerhand glänzenden Waaren zurück kommen, übrigens aber von derjenigen Wissenschaft nichts besitzen, welche er am nöthigsten bedarf, wenn er künftig in Geschäften soll gebraucht werden, und wovon sich der andre inzwischen einen guten Vorrath gesammlet. Jener wird besser französisch und italienisch sprechen. Dieser aber wird die Landessprache besser verstehen, welche allein zu den Verrichtungen erfordert wird. Jener wird sich mehr in Gesellschaften hervor thun, und viel von seinen Reisen und den Eigenschaften fremder Völker zu erzählen wissen. Dieser aber, welcher sich inzwischen die Beschaffenheit seines Vaterlandes bekannt gemacht, und in den dänischen Gesetzen und Verordnungen festgesetzt, wird in einem Gerichte oder in einem hohen Collegio das nützlichste Mitglied seyn, und bereits eine Beförderung erlangt haben, wenn sein Bruder bey seiner Zuhausekunft erstlich um ein Amt anhalten, und sich durch eine seinem künftigen Amte gemässe Wissenschaft dazu geschickt machen muß. Denn es heißt nunmehro: hic Rhodus, hic salta. So wird der Zustand von beyden beschaffen seyn, zu geschweigen, daß, wenn der Vater inzwischen stirbt, der Verreisete in des Verstorbenen Geheimbuch diese Anmerkung finden wird. „Meines „Sohnes Peters Reise hat sechs Tausend Rthl.

„ge-

„gekostet. Mein zweyter Sohn Paul aber „hat mir inzwischen nur zwey Tausend Rthlr. „gekostet. Peter muß sich daher in der väter„lichen Erbschaft vier Tausend Rthlr. abziehen „lassen." Ich glaube, daß ein solcher Versuch öfters angestellet worden, wiewohl stets ohne Frucht. Dem allen ungeachtet behaupte ich doch nicht ganz unbedingt, daß unsre Jugend sich gar und ganz nicht auf Reisen begeben soll. Wie ich aber in allen Dingen gerne die Mittelstrasse erwähle, so thue ich es auch in dem gegenwärtigen Fall, und rathe bloß solche Mittel zu ergreifen, wodurch diese gar zu unzeitige Lust kann gehemmet werden. Es ist eben so wenig nützlich, als rathsam, durch ein allgemeines Verbot, eine allgemeine Leidenschaft zu heben, denn es würde eben so wenig möglich als von guten Folgen seyn, wenn man den Russen das Branteweintrinken, und den Holländern das Tobackrauchen durch eine Verordnung verbieten wollte. Dieses könnte man keiner Obrigkeit anrathen. Das sicherste Mittel, diese epidemische Reiseseuche zu mäßigen, ist die Errichtung einer Ritterakademie, insonderheit, wenn man diesen Hauptartikel in die Stiftung einrücket, und heilig beobachtet, daß niemanden erlaubt wird, außerhalb Landes zu reisen, ehe er einige Jahre auf einer solchen Ritterakademie zugebracht. Ein solcher Artikel ist der Grund, worauf die Stiftung beruhet, und gleichsam der Kalk, welcher dem Gebäude die Dauer und Festigkeit geben muß. Denn weil alle bemittelte Personen von Begierde

 bren-

brennen, ausländische Reisen vorzunehmen, und eine inländische Ritterakademie gleichsam der Canal ist, durch welchen sie gehen müssen, so kann es niemals an Akademisten fehlen. Die Erfahrung zeigt, daß die Befreyung von diesem Artikel hauptsächlich verursachet, daß die vorigen Stiftungen wieder aufgehoben werden müssen. Die Jugend kann sich nicht beschweren, daß ihre Hauptlust ihnen dadurch benommen werde, indem man ihnen nicht das Reisen überhaupt verbietet, sondern nur allein die Zeit vorschreibt, wenn sie mit Nutzen reisen können. Der Nutzen, der aus einer solchen Verfassung zu erwarten stehet, ist groß, und zwar in verschiedener Absicht. Denn in den ersten zwey bis drey Jahren, die ein junger Mensch auf einer inländischen Akademie zubringt, kann die Lust zu reisen entweder vergehen, oder wenn solche ja anhält, so kann die Reise nachher mit größerm Nutzen, mit mehrerer Sicherheit, und mit wenigern Kosten geschehen. Mit größerm Nutzen, weil sie in ihrem Vaterlande bereits einen guten Grund zu den Wissenschaften gelegt, die sie außerhalb Landes weiter treiben können. Mit mehrerer Sicherheit, weil die Reise in einem reiffern Alter vorgenommen wird, und die Eltern der Sorge enthoben werden, welche sie nothwendig haben müssen, wenn ihre Kinder in fremden Ländern herum schwärmen, ehe sie noch einmal einen Bart haben. Und endlich auch mit geringern Kosten, indem sie sodann keinen Hofmeister brauchen, sondern es bloß mit einem getreuen Bedien-

ten bestellen können. Einige, welche vielleicht diese Gründe umzustossen sich nicht getrauen dürften, doch vielleicht dagegen einwenden, daß man hauptsächlich deswegen außerhalb Landes reise, um sich eine anständige Freyheit und zierliche Sitten anzugewöhnen, und desfalls sey es besser, die Reise früh als spät anzutreten, indem die Jugend solches am leichtesten annehme, und einem Wachse ähnlich sey, dem man eine Gestalt nach eignem Willen geben könne. Meinem Bedünken nach aber sind diejenigen Sitten die angenehmsten und anständigsten, welche mit den Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes übereinstimmen. Die Erfahrung zeiget auch, daß diejenigen, welche außerhalb Landes fremde Sitten angenommen, bey ihrer Zuhausekunft oft von ihren eignen Landsleuten verspottet werden, und sich nachher bestreben müssen, ihre alten Sitten wieder anzunehmen. Ein Holländer, der aus Paris mit französischen Sitten und Manieren zurück kommt, wird von seinen Landsleuten offenbar verlachet. Denn was eine Nation zieret, das entstellt die andere; und Cicero hat recht, wenn er sagt: „Die Natur eines andern annehmen, um seine eigne zu „verlieren." Gesetzt aber, daß solches in einigen Landen für nothwendig könnte erachtet werden, so ist es doch nicht in Dännemark, und am allerwenigsten bey den Einwohnern in Copenhagen nothwendig, wo man in einem kurzen Begriff alles sehen kann, womit sich andre Nationen brüsten; wo eine Menge von allerhand Arten Völker sich

aufhält, wo ein Königlicher Hof, eine große Universität, eine Garnison, eine Seemacht, und ein Zusammenfluß von allen Arten von Ständen und Profeßionen befindlich ist. Wenn man von einem solchen Orte nach andern Städten reiset, um aus dem Umgang mit andern Nutzen zu schöpfen, so ist es eben so viel, als wenn man ein Verlangen nach Wasser bezeuget da man doch an der See wohnet. Ich unterwerfe diese Gedanken ihrem Gutachten, und bin 2c.

Der sieben und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie den Brief gelesen, welchen ich an unsern gemeinschaftlichen Freund, wegen der beyden Unterredungen geschrieben, die ich mit dem Herrn C. K. über die Materie gepflogen, daß GOtt auch solche Fälle voraus sehe, welche aus dem freyen Willen der Menschen herfliessen. Ich bemerke zugleich, daß ihnen dasjenige keine Genüge geleistet, was ich auf die von beregter Person angeführten Gründe geantwortet. Ich habe das stärkste und beste geantwortet, was ich gekonnt und gewußt habe, und ich habe auch andern die-

se unsre Unterredungen mitgetheilet, in der Hofnung, noch stärkere Beweise ausfündig zu machen. Ich ersuche sie gleichfalls inständigst, mein Herr, wo ihnen noch etwas bekannt ist, welches stärker und bündiger ist, als dasjenige, was ich angeführet, mir solches zu meinen Unterricht und Nutzen, so bald es möglich, mitzutheilen. Ich gestehe es, die Einwürfe haben vielen Schein, und verschiedene so wohl alte als neue Weltweisen sind auf eben dieselbe Meynung gefallen, welche ich in diesen Unterredungen zu bestreiten gesuchet, und dieses vielleicht aus einer redlichen Absicht, weil sie gemeynet haben, daß die Schwierigkeiten, welche man insgemein bey dieser Gelegenheit zu machen pflegt, auf keine andre Art, und durch kein andres Mittel könnten gehoben werden. Ich meines theils bleibe inzwischen bey der von dem meisten angenommenen Meynung, und bey dem bereits vorhin von mir geschehenen Bekenntnisse, daß ich mich nicht erkühne, die Allwissenheit GOttes einzuschränken. Ich gestehe bloß, daß ich keine Streitigkeit kenne, bey welcher man mehr Ursache hat, seine Vernunft gefangen zu nehmen, als diese. Ich bin ꝛc.

Der

Der acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits oft in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß ich eine unschuldige und erlaubte Lust eben so nöthig für das Gemüth, als Essen und Trinken für den Leib, halte. Die vernünftigsten Gesetzgeber haben eben dieselben Gedanken geheget; und diejenigen verdienen noch insonderheit ein ausnehmendes Lob, welche dahin gesehen, daß das so genannte Dulce mit dem Vtili vermenget, und die Lust also beschäffen seyn möchte, daß sie nicht nur unschuldig sey, sondern auch einer Stadt oder einer Societät zur Zierde und zum Nutzen gereiche. Unter solche Lustbarkeiten rechne ich insonderheit zwo Anstalten, welche seit kurzer Zeit in dieser Hauptstadt gestiftet worden, nämlich die musicalische Gesellschaft, und die dänischen Schauspiele. Was die erste Anstalt betrifft, so besteht dieselbe aus verschiedenen Liebhabern, und aus allen Arten von Standespersonen, beynahe vierzig an der Zahl, wenn sie alle beysammen sind. Diese haben sich in einer kurzen Zeit so sehr in der Music geübet, daß einige von ihnen für Meister in dieser Kunst können gehalten werden. Und weil diese Anstalt zur mehrern Ausbreitung

breitung und Vollkommenheit der Tonkunst dienet, und zugleich eine Zierde dieser Stadt ist; so wünschen alle rechtschaffene Patrioten, daß dieselbe bestehen möge; insonderheit, da nur sehr mäßige Kosten zur Unterhaltung derselben erfordert werden. Wegen der Schauspiele aber sind die Meynungen sehr getheilt. Die Fanatici haben jedesmal die Schauspiele unter die sündlichen Lüste gerechnet, und verschiedene andre haben gleichfalls dagegen geprediget; welche aber alle durch die strengsten und vernünftigsten Moralisten längstens widerleget worden. Ich will die Gründe, welche man von beyden Theilen anzuführen pflegt, hieselbst nicht wiederholen; indem sie ohnedem allen und jeden zur Gnüge bekannt sind. Dieses einzige will ich nur noch hinzufügen, daß der gemeine Mann in Dännemark und Norwegen durch unsre dänischen Schauspiele ganz verändert worden, und gelernet, von Tugenden und Lastern zu urtheilen; wovon viele unter ihnen vorher nicht sonderlich viel verstanden. Und wenn auch nichts anders zur Vertheidigung unsrer Schauspiele beygebracht werden könnte; so kann man dennoch frey sagen, daß sie die dänische Sprache weiter auszubreiten, und solche, da dieselbe, ohne ihr Verschulden, wenig oder gar nicht in vornehmen Häusern geredet wird, mit der Zeit zur Hofsprache zu machen, vermögend sind. Ich sage mit Bedacht, daß die dänische Sprache ohne ihr Verschulden an vornehmen Or- nicht mehr geredet wird; indem solche alle Annehmlichkeiten besitzet, welche man andern Sprachen

bey-

beylegt: Sie ist leichtfliessend, und natürlich, und kann ohne die geringste Beschwerde ausgesprochen werden. Die Erfahrung hat gleichfalls gezeiget, daß sie eben so geschickt zu Tragödien und heroischen Versen, als zur Comödie und Music ist; welches nicht von allen Sprachen kann gesagt werden. Wenn ich die Schaubühne vertheidige; so rede ich allein von moralischen und unschuldigen Stücken: Denn sonst muß ich selbst gestehen, daß mit den Comödien öfters ein Mißbrauch vorgehet. Zum Beweis hiervon kann man nur die ungestalten und unverschämten kleinen Schauspiele anführen, welche vor einiger Zeit ans Licht getreten: Solche sind so beschaffen, daß alle vernünftige und rechtschaffene Leute sich daran geärgert. Wenn aber ein Lustspiel moralisch und erbaulich ist; so kann ich nicht begreiffen, mit welchem Fug man eine Verachtung auf diejenigen werfen kann, welche dieselben vorstellen. Die Comödianten sind zwar in den römischcatolischen Landen excommunicirt: Weil man aber an vielen Orten, wo diese Religion herrschet, die Huren öffentlich duldet; so erhellet nichts anders daraus, als daß dieser Canon ohne Bedacht festgesetzt, und von Heuchlern entworfen worden, welche eigentlich diejenigen Comödianten sind, die getadelt zu werden verdienen. Ein Augendiener spielt die häßlichsten Comödien. Der Unterscheid zwischen ihm und den andern Acteurs besteht darinn, daß, ungeachtet beyde fremde Personen vorstellen, der erste es deswegen thut, um die Welt zu betrügen, der letzte aber,

um

um den Betrug und die falschen Tugenden an den Tag zu legen. Der Pabst Sixtus der Fünfte und Moliere waren beyde grosse Acteurs: Man darf aber kein Bedenken tragen, den ersten zu excommuniciren, und den letzten mit den grösten Philosophen in eine Classe zu setzen. Ich bin ꝛc.

Der neun und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem vorigen Schreiben zwoer nützlichen und zugleich angenehmen Stiftungen Erwehnung gethan, welche hier in der Stadt unlängst errichtet worden, nämlich des musicalischen Collegii, und der dänischen Schauspiele; und zu gleicher Zeit habe ich auch mein Verlangen an den Tag gelegt, daß solche Anstalten beständig möchten erhalten werden. Dieses kann aber doch nicht anders, als durch zweyerley Mittel geschehen: nämlich durch Hülfe des Publici, und durch das Verbot, daß keine fremde Schauspiele hier im Lande geduldet werden. Zuförderst muß das Publicum zutreten; indem die Erfahrung lehret, daß dergleichen Gesellschaften unmöglich von einer langen Dauer seyn können,

wo

wo sie nicht gewisse jährliche Einkünfte haben. Es ist nur in den allergrößten Städten, als Paris und London, welche mit Fremden angefüllet sind, möglich, daß solche Stiftungen von selbst bestehen, und durch die Zuhörer und Zuschauer unterhalten werden können. Es sind bloß die Fremden und Reisenden, welche die Schaubühnen in Frankreich und England unterhalten. Denn, wenn dieser Umstand nicht wäre, und Paris und London noch einmal so groß wären, als sie wirklich sind; so würden die Schauplätze bald zerfallen: Denn die Einwohner werden einer Sache bald überdrüßig, welche sie täglich sehen und hören; und wenn die erste Neugierde gestillet worden, so sind die Schauplätze ledig. Das andre Mittel besteht darinn, daß man die fremden Schauspiele schlechterdings verbieten müsse; woran der gemeine Mann, der einen verderbten Geschmack hat, daß meiste Vergnügen findet. Die ungereimtesten Spectakel, welche man ehedem hier vorstellte, wurden immer häufiger besucht, als das dänische Theater; indem viele ein weit größeres Vergnügen an der so genannten Zauberey des Armidas, als an den Stücken des Moliere empfinden, und weit lieber ein unzüchtiges Stück, als ein moralisches Schauspiel aufführen sehen. Es ist daher nothwendig, daß die Einführung fremder Spectakel verboten werde, und zwar theils deswegen, weil andere nützliche Stiftungen dadurch Abbruch leiden; theils auch, weil der Geschmack dadurch verderbt, und überdem gewissen Leuten Gelegenheit gegeben

wird,

wird, alle Arten des Zeitvertreibes ohne Unterscheid zu verdammen, und das eine mit dem andern über den Haufen zu werfen. Wenn die Schauspiele nichts anders in sich fassen, als einen unschuldigen Scherz, und eine nützliche Sittenlehre: so wird einigen hitzigen Schreyern der Mund gebunden, und dasjenige, was man sonst einen billigen Eifer nennen könnte, erhält sodann den Namen einer Misanthropie, oder eines Eigensinnes. Wenn ich sage, daß die Schauspiele nichts anders als einen unschuldigen Scherz in sich fassen müssen: so behaupte ich doch dadurch nicht, daß man sich nach dem Geschmack gewisser Puristen und übertrieben zärtlichen Leute richten müsse, in deren Ohren aller Scherz unerträglich klingt, insonderheit, wenn er in der dänischen Sprache vorgetragen wird, und welche aufs heftigste gegen die Stücke lärmen, welche zu diesen Zeiten vorgestellet werden; ungeachtet es eben dieselben sind, die vordem hier gespielet worden, und, ohne daß sich jemand daran geärgert, angehöret worden, und welche noch itzt ohne alle Veränderung auf ausländischen Schauplätzen vorgestellet werden. Ich verstehe daher bloß solche Spectakel, von welchen ich vorher geredet; und in dieser letzten Absicht habe ich allein diejenigen getadelt, welche die Stadt mit Marionettenspielern, Linientänzern, und allerhand Arten fremder Gaukler anfüllen, wodurch der anständigste Zeitvertreib dem Tadel unterworfen wird, und andere unschuldig und nützliche Stiftungen zu Grunde gerichtet werden. Alles, was

ich in diesem Stücke rede, rühret aus einem patriotischen Eifer her. Denn was mich selbst betrifft, so liebe ich die mancherley Arten des Vergnügens nicht eben sonderlich: Weil ich aber eine unschuldige Aufmunterung für höchstnothwendig halte, insonderheit in diesen nordischen Ländern, wo keine Schwachheit mehr im Schwange gehet, als die Tiefsinnigkeit; so unterstütze ich alle solche Stiftungen, worinn ein unschuldiger Scherz mit dem Nutzen vermenget ist, und wodurch allem andern unanständigen Zeitvertreib vorgebeuget wird. Dieses ist die einzige Ursache, wesfalls ich dieses schreibe. Denn diejenigen irren sich, welche sich einbilden, daß die Music und Schauspiele meine Hauptleidenschaft ausmachen, weil ich solche auf alle Art zu befördern suche, und legen dadurch an den Tag, daß sie mich nicht kennen. Ich wohne dem einen so wohl als dem andern bey; weil es mir ein Vergnügen ist, die Fähigkeit meiner Landesleute in solchen Uebungen zu bemerken, und zu sehen, weil sie von Zeit zu Zeit darinn zunehmen. Denn, wenn die Music von fremden Personen aufgeführet würde, und ausländische Acteurs in einer fremden Sprache ein Schauspiel vorstellten, so würde ich mich niemals dabey einfinden. Dieses muß eigentlich der Bewegungsgrund bey allen und jeden seyn, den dänischen Schauspielen beyzuwohnen, und diese Stiftungen zu unterstützen; damit man uns nicht beschuldigen möge, daß wir selbst die Stücke verachten, welche von Fremden mit Uebersetzungen beehret, und unserm Vaterlan-

de

de zum Ruhm gerechnet werden. Diejenigen, die mich kennen, sind versichert, daß ich aus keiner andern Absicht den dänischen Schauspielen das Wort rede. Ich habe diesen ganzen Winter nicht mehr als zweymal der dänischen Comödie beygewohnet; und daher kann auch von mir gesagt werden, was jener für sein Rechenbuch in Kupfer stechen ließ, nämlich eine Klocke, mit der Ueberschrift: Non sibi sonat. Ich bin ꝛc.

Der hundertste Brief.

Mein Herr,

Den Ruhm, welchen sie mir in ihrer Schrift beygelegt, kann ich nicht anders, als ein Zeichen ihrer Freundschafft ansehen. Ich finde mich aber zu gleicher Zeit gemüßiget, ihnen anzuzeigen, daß mir kein Gefallen dadurch geschehen, und ich hätte daher gewünschet, daß sie mich entweder gänzlich mit ihren Lobeserhebungen verschonet, oder dieselben doch wenigstens gemäßiget hätten. Denn die Lobeserhebungen sind wie der Saame, von dem die Poeten reden, daß bewafnete Feinde aus demselben hervorwachsen:

— — Seges clypeata virorum.

Ich habe dieses sowohl bey mir, als bey andern bemerket. Die Menschen können es einigermassen

vertragen, daß ein andrer sich durch Verdienste hervorzuthun sucht; es ist ihnen aber unerträglich, wenn man denselben deswegen öffentlich rühmet. Plinius sagt: Homines, cum rem destruere non possunt, iactationem eius incessunt. Ich habe deswegen auf alle Art und Weise gehindert, daß die mir von verschiedenen beygelegten Lobeserhebungen nicht öffentlich bekannt geworden, und ich kann heilig versichern, daß mit meinem Wissen und Willen dergleichen niemals weder von Fremden noch von meinen Mitbürgern geschehen. Nach dem gemeinen Sprüchworte ist es zwar besser beneidet, als beklagt zu werden, weil aber, wie die Erfahrung zeiget, keine Leidenschaft heftiger, als die Eifersucht ist, so muß man sich auch gegen keine mehr und stärker bewafnen, als gegen diese. Mein Leben ist verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen. Bald habe ich mich einen gewissen Ansehens zu erfreuen gehabt, bald hat man mich verachtet, und bald hat man mich wieder hoch geschätzet. In dem Stande meiner Erniedrigung habe ich mir nach und nach die Gunst von verschiedenen erworben, bey denen ich vorher nichts als Kaltsinnigkeit verspüret, und bey meinem etwannigen Ansehen habe ich oft einen Freund nach dem andern verlohren. Diese Veränderungen, und die daraus fliessenden Folgen verursachen, daß ich nicht leicht durch Widerwärtigkeiten niedergeschlagen, noch durch glückliche Begebenheiten aufgeblasen werde. Denn ich habe bereits aus der Erfahrung gelernet, daß nach dem

Son-

Sonnenschein Regen, und nach dem Regen Sonnenschein folget. Und daher bin ich niemals furchtsamer, als wenn andre glauben, daß ich mich am wenigsten zu fürchten Ursache habe. Diese Regeln, welche mich mein eigener Lebenslauf gelehret hat, rathe ich einem jeden in acht zu nehmen, insonderheit rathe ich es denenjenigen, welche erstlich in die grosse Welt treten. Denn diese Vorschrift ist solchen Leuten weit nützlicher, als mir und andern, welche ihren Lauf beynahe vollendet haben. Ich habe mit Bedacht von diesen Veränderungen in meinen lateinischen Briefen nichts erwehnen wollen, ungeachtet nichts angenehmer seyn dürfte, als solche zu lesen. Ich will dieses andern überlassen, wenn solche es für gut finden, diese Umstände nach meinem Tode bekannt zu machen. Sie sehen hieraus, mein Herr, worauf ich die Erinnerungen gründe, welche ich gegen die Lobeserhebungen mache, indem solche ingemein die obenerzählten Früchte, die Kaltsinnigkeit und den Neid zu wege bringen. Dieses wuste jener Philosoph vollkommen. Denn wie er von einem andern bis in den Himmel erhoben ward, so rief er aus: **Was habe ich dir doch zuwider gethan?** Ich bin ꝛc.

Der hundert und erste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß ein Reisender, welcher unlängst von Copenhagen gekommen, an ihrem Orte erzählt habe, daß er vor der Schloßpforte die gewöhnliche Garde zu Pferde nicht wahrgenommen, ungeachtet die Königliche Herrschaft auf der Residenz befindlich gewesen. Sie verlangen die Ursache davon zu erfahren; solche aber ist keine andere, als welche zu verschiedenen ähnlichen Fällen Gelegenheit gegeben, wodurch Ihro Majestät Dero Huld gegen ihre Unterthanen bezeugen, und zu gleicher Zeit an den Tag legen, daß Sie die Stärke und Sicherheit des Königlichen Hauses auf die Liebe des Volks gründen, welche sie auch vollkommen gewonnen haben. Wenn sie einmal zu mir kommen, so will ich ihnen ein ganzes Verzeichniß von solchen vortreflichen Handlungen zeigen, und sie werden mit mir gestehen, daß wir unter einer Regierung leben, welche wir als ein unschätzbares Geschenk des Himmels anzusehen haben. Was unsre regierende Königinn betrift, so hoffe ich, daß ihnen ihre Frau bey ihrer Zuhausekunft so vieles davon wird erzählet haben, daß sie da-

dadurch in die freudigste Verwunderung gesetzet worden. Sie müssen sich daher nicht wundern, wenn sie hören, daß ich itzo bey meinen hohen Alter noch bisweilen bey Hofe erscheine. Dieses geschiehet gewiß nicht aus Eitelkeit. Ich finde aber keinen angenehmern Ort für einen Philosophen. Denn hier kann man einer hohen Versammlung ohne Verstellung, ohne Schminke, ohne abgezirkelte Schritte, und ohne auf Schrauben gesetzte Worte beywohnen, indem man die Anmuth des natürlichen Standes an einem Königlichen Hofe findet. Ich wollte daher wünschen, daß ich mich öfterer daselbst einfinden könnte; allein im Winter und in den kältesten Monaten läßt meine Gesundheit solches nicht zu. Ich bin versichert, daß dieses alles bey ihnen ein innerliches Vergnügen erwecken wird, insonderheit da sie wissen, daß ich zu der kleinen Anzahl von Menschen gehöre, welche keine Heuchler sind, und niemals ohne Ursache loben. Am allerwenigsten werde ich itzt anfangen zu heucheln, da mich mein so hoch gestiegenes Alter täglich erinnert, an meinen Abschied zu gedenken, und mich weiter kein irdischer Bewegungsgrund antreibet. Wie ich aber eine ungegründete Lobeserhebung für schädlich und tadelhaft halte, so setze ich einen wohlgegründeten Ruhm für nöthig und nützlich an. Plinius sagt: Honeste laudat, qui causas laudandi affert. Wenn einige die grossen Vorzüge nicht erkennen sollten, womit GOtt diese Reiche bekrönet, von denen kann man mit dem grösten Rechte sagen, daß sie einen verderbten Geschmack

schmack haben, und an einer Krankheit darnieder liegen, die keine Artzeney heben kann. Diesen muß man es überlassen, sich mit solchen Dingen zu sättigen, woran sie allein, und sonst niemand einen Gefallen findet, und mit dem Poeten sagen:

> His mane edictum, post prandia Calli-
> horem do.

Ich bin 2c.

Ende des zweyten Theils.

x X/98

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holberg, Ludvig, 1684-1754

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg vermischte Briefe

Bd.: 2.

Flensberg [u.a.] (1760)

Epist. 368-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10403057-7
VD18 80323693-001